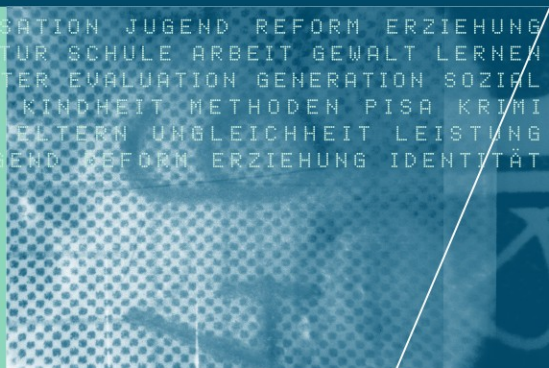


Birgit Griesse (Hrsg.)

Subjekt – Identität – Person?

Reflexionen zur
Biographieforschung

LEISTUNG BILDUNG LEHREN SOZIALISATION JUGEND REFORM ERZIEHUNG
IDENTITÄT GESCHLECHT FAMILIE KULTUR SCHULE ARBEIT GEWALT LERNEN
SEXUALITÄT UNTERRICHT RELIGION ALTER EVALUATION GENERATION SOZIAL
STRUKTUR DROGEN MEDIEN UMWELT KINDHEIT METHODEN PISA KRIMI
NALITÄT FREIZEIT INSTITUTIONEN ELTERN UNGLEICHHEIT LEISTUNG
BILDUNG LEHREN SOZIALISATION JUGEND REFORM ERZIEHUNG IDENTITÄT



Birgit Griesse (Hrsg.)

Subjekt – Identität – Person?

Birgit Griesse (Hrsg.)

Subjekt – Identität – Person?

Reflexionen zur
Biographieforschung



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2010

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2010

Lektorat: Monika Mülhausen

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist eine Marke von Springer Fachmedien.

Springer Fachmedien ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.

www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-531-15947-8

Inhalt

Einleitung	7
------------------	---

I. Theoretische und methodologische Reflexionen

Jo Reichertz

Das sinnhaft handelnde Subjekt als historisch gewachsene Formation des Menschen	21
--	----

Erwin Hufnagel

Ordo amoris: Die Sichtung des Anderen. Zu Schelers Phänomenologie der Befindlichkeit	49
---	----

Klaus-Jürgen Bruder

Die Kontinuität des bewussten Diskurses – biographisches Interview und psychoanalytisches Gespräch	73
---	----

Matthias Ruppert

Die inneren Grenzen der Biographieforschung	93
---	----

Eric Mührel

Maske und Existenz. Philosophische und sozialpädagogische Betrachtungen zu Person und Biographie	103
---	-----

Birgit Griese

Unübersichtlichkeiten im Feld der Biographieforschung	115
---	-----

II. Methodologische und methodische Reflexionen

Gabriele Lucius-Hoene

Narrative Identitätsarbeit im Interview	149
---	-----

Mirja Silkenbeumer/Andreas Wernet

Biographische Identität und Objektive Hermeneutik: methodologische Überlegungen zum narrativen Interview	171
---	-----

Gabriele Rosenthal

Die erlebte und erzählte Lebensgeschichte.

Zur Wechselwirkung zwischen Erleben, Erinnern und Erzählen197

Peter Alheit

Identität oder „Biographizität“?

Beiträge der neueren sozial- und erziehungswissenschaftlichen

Biographieforschung zu einem Konzept der Identitätsentwicklung219

Andreas Hanses

Biographisches Wissen: heuristische Optionen

im Spannungsfeld diskursiver und lokaler Wissensarten251

Julia Franz/Birgit Gries

Dokumentarische Methode und Narrationsstrukturanalyse

– ein Vergleich271

Florian von Rosenberg

Dokumentarische Methode und Dekonstruktion

als zwei Formen der Interpretation einer Theorie der Praxis317

Einleitung

In diesem Sammelband, der den Titel *Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Biographieforschung* trägt, werden Beiträge präsentiert, in denen einige wichtige theoretische, methodologische und methodische Aspekte der im Zentrum stehenden Forschungsrichtung aufgegriffen werden. In der Gesamtschau illustrieren die Aufsätze, dass es derzeit schwierig ist, Biographie(-forschung) zu definieren, changieren doch die Untersuchungsgegenstände ebenso wie die disziplinären Bezüge. Ferner konnten sich unterschiedliche Interpretationsverfahren konsolidieren, die ihrerseits für Unübersichtlichkeiten sorgen. Im Rahmen dieser Publikation kann weder allen interpretativen Ansätzen zu ihrem Recht auf Darstellung verholfen noch können theoretisch und methodologisch bedeutsame Perspektiven umfassend eingeholt werden. Den Problemhorizont eröffnen und weitere klärende Positionierungen evozieren – dies ist ein mit der Veröffentlichung verbundenes Anliegen.

Die Biographieforschung konnte sich als ein eigenständiger Zweig der qualitativen bzw. rekonstruktiven Forschung in den letzten drei Jahrzehnten etablieren. Unbestritten findet diese Forschungsrichtung einen klassischen Ort in der Soziologie, doch zeigt sich dem Betrachter spätestens auf den zweiten Blick ihr interdisziplinäres Profil. In den Erziehungswissenschaften dokumentiert u. a. die Konstitution einer Sektion in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaften die Bedeutung, die biographischen Ansätzen zugeschrieben wird (derartige Formen der Institutionalisierung sind auch in der Soziologie zu beobachten). Ebenso wenig darf ihre Verankerung in den Geschichtswissenschaften – Stichwort Oral History (stellvertretend sei auf das Institut für Geschichte und Biographie der Fernuniversität Hagen verwiesen) – oder in der Ethnologie bzw. Ethnographie vergessen werden. Ein Kernbestandteil der Biographieforschung aber ist und bleibt die Beschäftigung mit (erhobenen) Lebensgeschichten, die ihrerseits lange und interdisziplinäre Traditionen besitzt, denn nicht erst die Mitglieder der Chicagoer School of Sociology entdeckten Lebensgeschichten für Forschungszwecke, sondern auch die beginnende Professionalisierung in der Sozialen Arbeit kennt den Rekurs auf das, was sich als Biographie bezeichnen ließe (vgl. Miethe 2010; Rosenthal/Köttig 2010). Die Erzählforschung, die das Feld quer durchzieht, ist des Weiteren in der Anthropologie, in den Literaturwissenschaften, der Soziolinguistik, der Psychologie (als Praxis- und Forschungsbezug) oder Philosophie beheimatet, wird von Biographieforscherinnen allerdings häufig

eher als „offenes Diskussionsnetz, das den Begriff Erzählung als Gemeinsamkeit hat“, denn als „theoretisch-methodologische“ Formation aufgefasst (Björkenheim/Karvinen-Niinikoski o.J.: 4; stellvertretend zur Erzählforschung vgl. die Beiträge in Hengartner/Schmidt-Lauber [Hg.] 2005).

Interdisziplinär und expansiv – so präsentiert sich die Biographieforschung heute. Ob es angemessen ist, ohne nähere Bestimmungen von Biographieforschung zu sprechen, ist allein vor dem Hintergrund der Methodenpluralität fraglich. Besteht unter Forschenden hinsichtlich der Erhebung (vgl. Hermanns 1995; Schütze o.J.a: 2ff.) weitgehend Konsens – gelegentlich wird erörtert, ob es sinnvoll ist, lebensabschnittbezogen zu interviewen oder das Erinnern aktiv zu unterstützen (vgl. z. B. Rosenthal 2002, 1995: 173ff.; Rosenthal u. a. 2006) –, gilt dies keineswegs für die Auswertung. Die Narrationsstrukturanalyse, die objektive Hermeneutik, Interpretationen im Paradigma narrative Identität, (tiefen-)psychologische Verfahren oder die dokumentarische Methode werden zur Analyse der mithilfe des biographisch-narrativen Interviews hervorgelockten, so genannten autobiographischen Stegreiferzählungen herangezogen (und die Aufzählung kann keinen Anspruch auf Vollständigkeit reklamieren, ausführlicher etwa zu diskurstheoretischen Perspektiven vgl. Hanses im Sammelband).¹

Was seltener im Mittelpunkt biographietheoretischer und -analytischer Diskurse steht, ist ein *Vergleich* der theoretischen, methodologischen und methodischen Bestimmungen, wenngleich derzeit einiges in Bewegung ist (stellvertretend vgl. Völter u. a. [Hg.] 2005; Kauppert 2010; Dörr u. a. [Hg.] 2008). Keinesfalls wird behauptet, Biographieforscher würden ihren theoretischen Standpunkt oder die Verfahren in Publikationen nicht klären. Angesichts der Methodenvielfalt aber sind kontrastive Auseinandersetzungen, grundlegende theoretische und methodologische Debatten, Beiträge, die das Ineinandergreifen von theoretischer Position und Interpretation veranschaulichen, unentbehrlich. Denn die Anforderung, von der Forschungsfrage und vom -gegenstand ausgehend die Erhebungs- und Auswertungsverfahren zu wählen (oder zu entwickeln), fordert geradezu, dass die Differenzen klarer zum Ausdruck kommen als bislang. Dies scheint umso erheblicher, da einige Methoden dahin tendieren, sich von der Bindung an

1 Für tiefenhermeneutische Ansätze vgl. u. a. Schreiber 2006; Braun 2010; Kraft 2008; Dattler/Dattler 2008; König 1997; Dörr 2004, für die dokumentarische Methode etwa Nohl 2009; 2006; Rudloff 2005; Franz/Griese sowie von Rosenberg im Sammelband, für die Narrationsstrukturanalyse z. B. Schütze o.J.a, o.J.b, 1978, 1984, 1983, Riemann 1978, 2010; Detka 2005; Griese 2009; Beiträge in von Felden (Hg.) 2008; Franz/Griese im Sammelband, für das Paradigma narrative Identität stellvertretend Lucius-Hoene/Deppermann 2004; Lucius-Hoene im Sammelband, Griese 2006; für die objektive Hermeneutik Haupt/Kraimer 1991; Beiträge in Kraimer (Hg.) 2000; Kirsch 2007; Fehlhaber 2007; Silkenbeumer/Wernet im Sammelband, zur Kopplung objektive Hermeneutik/narrationsstrukturelles Verfahren z. B. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997; Rosenthal/Fischer-Rosenthal 2000; Rosenthal im Sammelband).

eine Datenform zu lösen. Galt diese Art von „Universalität“ für die objektive Hermeneutik von Anfang an, expandieren andere Ansätze, wie beispielsweise die dokumentarische Methode, die gegenwärtig neben Gruppendiskussionen auf biographisch-narrative und teilstandardisierte Interviews, auf Videos oder Bilder angewandt wird (vgl. Bohnsack 2010; Bohnsack/Nentwig-Gesemann/Nohl [Hg.] 2007). Eine derartige Positionsbestimmung überschneidet sich punktuell mit einer jüngst von Hanses formulierten Bestandsaufnahme: Die

„[...] Theoriebildung des Biografischen [bildet] das eigentliche Stiefkind in der [...] Trias von Alltagswelt, Methode, Theorie der Biografie. Auch die Methodendiskussion [...] hat an dem defizitären Zustand der Theoriebildung von Biografie nur begrenzt etwas geändert. Zu sehr stehen hier die Fragen des ‚richtigen‘ Verfahrens und die Gültigkeit der Ergebnisse im Vordergrund der Debatten.“ (2010: 113)

Ja, an Theorien zum Biografischen, die die Schnittstellen zwischen Existenz und Erzählung, zwischen Handlung, Erlebnis, Erfahrung und Narration, zwischen Individuum, Gesellschaft respektive Kultur oder zwischen Biographie, Psyche und Sprache scharf stellen, mangelt es. Verlieren die theoretischen Reflexionen den Anschluss an den zu interpretierenden Text bzw. das Interview, sind die Gewinne für eine empirische Biographieforschung jedoch schwer auszumachen. Mit „theorielooser Empirie“ ist ebenso wenig gedient wie mit „empirieloser Theorie“, um eine Positionierung Vogds (2005) zu bemühen, der sich mit der Verschränkung Systemtheorie/Forschung beschäftigt. Insofern ist es wichtig, dass Methoden und Untersuchungsziele berücksichtigt werden – nicht unbedingt im Sinne von „falsch“ oder „richtig“ (eine Unterscheidung, die überdies auf das zugrunde liegende hermeneutische Verständnis zu befragen wäre), sondern im Sinne von „unterschiedlich“. Auch künftig werden sich Biographieforscher mit Fragen nach

- dem Gegenstand Biographie,
- dem erkenntnistheoretischen bzw. methodologischen Ort, von dem aus Forschung bewerkstelligt wird,
- den Beziehungen zwischen Allgemeinem (z. B. Gesellschaft, Gemeinschaft, Kultur, Sprache) und Besonderem (z. B. Person, Individuum, Identität),
- dem Verhältnis zwischen theoretischen Annahmen einerseits und den Ansprüchen und Zielen rekonstruktiver Forschung andererseits,
- dem Verhältnis von Rekonstruktion und Zeit (unter Berücksichtigung der Dimensionen Gedächtnis/Erinnerung),
- den Differenzen und Parallelen zwischen dem alltäglichen, praktischen Handeln und dem (praktischen) Erzählen im Interview sowie
- den methodischen bzw. hermeneutischen Operationen

zu beschäftigen haben. Um es nochmals zu betonen: Gemeint sind nicht theoretische Diskussionen allein. Ebenso wichtig sind methodologische und methodische Klärungen, Präzisierungen der Forschungsgegenstände. Worauf zielt die jeweilige empirische Untersuchung? Wie ist der Zugang zum Gegenstandsbereich organisiert? Mit Bude wäre zu fragen, welcher Sinnbezug denn intendiert ist:

„Die vom Begriff des Sinns ausgehende human- und sozialwissenschaftliche Forschung steht nunmehr vor dem Problem, herauszufinden, was [...] Texte über die Gesetze des Sinns aussagen. Das ist die Frage nach Methoden der Interpretation oder genauer: die Frage nach Arten der Lektüre.“ (1990: 218f.)

Dass die Regel meist im Zentrum rekonstruktiver bzw. qualitativer Forschung steht, dürfte bekannt sein (ausführlich Mayring 2007), nichtsdestotrotz trifft die Problematisierung bis heute bestehende Probleme im Kern: Wird die Stegreiferzählung auf einen individuellen, vielleicht verdrängten, auf einen sozialen oder kulturellen Sinn hin entziffert? Dokumentieren sich in autobiographisch-narrativen Interviews so unterschiedliche Gegenstände wie Skripts, kollektive Orientierungsrahmen, Habitus, sprachliche Codes, Sozialisations-, Lern-, Bildungs- oder Bewältigungsprozesse, Traumata, Affekte, Triebe und Bedürfnisse, Selbst- und Weltansichten oder lebensgeschichtliche Topoi? Identisch sind diese Bezüge, die das Feld der Möglichkeiten keineswegs erschließen, mitnichten – in der Forschung vorfindbar allemal (vgl. Gries im Sammelband).

Subjekt – Identität – Person? – so lautet der Titel dieser Veröffentlichung, der zugleich auf mögliche Gegenstandsbezüge verweist. Unter der Überschrift *Theoretische und methodologische Reflexionen* werden Beiträge versammelt, die einer grundlegenden Ver(-un)-sicherung dienen. *Jo Reichertz* beschäftigt sich in *Das sinnhaft handelnde Subjekt als historisch gewachsene Formation des Menschen* mit Entwürfen zum „sozialen Akteur“ und erörtert somit soziologische Grundlagen der rekonstruktiven Sozialforschung. Pragmatistische, phänomenologische, ethnomethodologische, neurobiologische und psychologische Diskurse werden unter handlungstheoretischen Vorzeichen verhandelt. Reichertz klärt nicht nur, wie wichtig eine Differenzierung zwischen „sinnvoll“ und „sinnhaft“ ist, sondern veranschaulicht, wie sich handlungstheoretisch profilierte Gegenstandsbezüge im geschichtlichen Verlauf verlagern. Seine Überlegungen münden in die offene Frage, was aktuell den Gegenstand der rekonstruktiven Forschung auszeichnet bzw. auszeichnen kann. *Erwin Hufnagels* Abhandlung *Ordo amoris: Die Sichtung des Anderen* nimmt *Schellers Phänomenologie der Befindlichkeit* in den Blick, führt ein in ein in der Biographieforschung nur randständig zur Kenntnis genommenes theoretisches Verständnis von In-der-Welt, Denken und Sein. Dem Ethos und der Emotionalität als Bedingungen des Welt- und Selbstbezugs wird besondere Aufmerksamkeit zuteil. Anhand des Schellers Arbeiten zugrunde liegenden Kon-

zepts der Monade gelingt es Hufnagel eindrucksvoll, die Dialektik der Verfügbarkeit/Unverfügbarkeit des Subjektes nachzuzeichnen. Nicht zuletzt greift er – von der entwickelten philosophisch-phänomenologischen Position ausgehend und in kritischer Absicht – die Frage nach den philosophischen Grundlagen in den Einzelwissenschaften und in der empirischen Forschung auf. *Klaus-Jürgen Bruder* thematisiert in *Die Kontinuität des bewussten Diskurses* Differenzen zwischen Biographieforschung und Psychoanalyse und buchstabiert – vor allem mit Bezug auf Lacan, aber auch im Rekurs auf Freud, Derrida oder Bourdieu – aus, dass Identität nur als „Schimäre“ verstanden werden kann. Sprachphilosophische und psychoanalytische Theoriebestände klären auf, dass sich das Subjekt über den Diskurs des Subjekts, den Diskurs der anderen (die Medien werden besonders berücksichtigt) konstituiert – eine Form psychoanalytischen Wissens, das zum Ziel therapeutischen Handelns avancieren kann, während es in der Biographieforschung meist unberücksichtigt und -reflektiert bleibt. Nicht zuletzt bescheinigt Bruder auch der „Ödipalisierung des Begehrens“ diskursiven Charakter. *Matthias Ruppert* fokussiert in der kurzen, aber pointierten Abhandlung *Die inneren Grenzen der Biographieforschung* das Zusammenspiel von Bildungstheorie und Biographieforschung exemplarisch auf der Basis einer Positionsbestimmung Marotzkis, dessen Ansatz von den theoretischen Annahmen bis hin zu den methodischen Verfahren durchdekliniert wird. Auf epistemologischer Ebene wird nach dem Verhältnis zwischen dem Allgemeinen und Besonderen gefragt, methodologisch die Verkürzung des Seins auf die Prozessstrukturen der Erfahrungsaufschichtung problematisiert. Abschließend wird die Expansion der Biographieforschung in Richtung Beratung/Therapie kritisch kommentiert und die Unverfügbarkeit des Individuums argumentativ ausgearbeitet. In *Maske und Existenz. Philosophische und sozialpädagogische Betrachtungen zu Person und Biographie* erläutert *Eric Mührel* die Begriffe Person, Existenz, Biographie und Maske, weist auf Parallelen und Unterschiede hin. Mit einer Gegenwartsdiagnose, die spezifische Annahmen hinsichtlich der gesellschaftlichen Realität einschließt, endet der Aufsatz: Die ökonomischen Bedingungen in der Gesellschaft fordern den Einsatz der ganzen Person, welcher nicht anderes als in Form der Maske praktisch gelebt werden kann. Gesellschaftskritisch diagnostiziert Mührel ein „Verschwinden der Innerlichkeit“, der Person im klassischen Sinne – auch in Bildungseinrichtungen. Der Aufsatz *Unübersichtlichkeiten im Feld der Biographieforschung* (*Birgit Griese*) vertieft das in der Einleitung angerissene Thema der vielfältigen Gegenstandsbezüge und Methoden. Die Homologiedebatte sowie Diskussionen, die ein Text Bourdieus (*Die Biographische Illusion*) nach sich zog, bilden Etappen auf dem Weg hin zu der Feststellung, dass es der Textbezug sowie die Hermeneutik(en) sind, die die Unübersichtlichkeiten produzieren. Problematisiert wird, dass viele Ansätze im Feld der Biographieforschung den

Besonderheiten des Textes, der autobiographischen Stegreiferzählung, nur partiell Beachtung schenken.

Der Beitrag von *Gabriele Lucius-Hoene* zum Thema *Narrative Identitätsarbeit im Interview* eröffnet den Abschnitt *Methodologische und methodische Reflexionen*. Sicher hätte dieser Aufsatz auch im ersten Teil platziert werden können; allerdings demonstriert Lucius-Hoene die Besonderheiten des Paradigmas narrative Identität anhand der Erhebung, so dass sich die Nähe zu den methodischen Verfahren deutlicher abzeichnet als in den vorangehenden Aufsätzen. Die Prämissen des Ansatzes werden am Beispiel der Interviewsituation, die als Kommunikations- und Interaktionsgefüge in den Blick gerät, illustriert. Eingeführt werden die Dimensionen Kontextualität und Situativität, die Prozesse des „identity-in-talk“ rahmen. Die sozialen und kommunikativen Aufgaben, die sich den Interviewenden und den Erzählenden stellen, werden unter dem Gesichtspunkt der sprachlichen Herstellung von Identität eingeholt. Identitätsarbeit ist es, was die Erzählerinnen leisten, das biographisch-narrative Interview lediglich ein (besonderer, vielleicht etwas artifizieller) Kontext angesichts einer alltäglichen An- und Aufforderung. Die Frage des Wie der Herstellung von Identität im Interaktionsprozess profiliert den Ansatz und die Gegenstandsbereiche: Nicht nach dem Gewordensein, nach Wahrheit oder Authentizität wird gefragt, sondern nach den sprachlich-interaktionalen Leistungen in einer spezifischen Situation. *Mirja Silkenbeumer* und *Andreas Wernet* präsentieren in *Biographische Identität und Objektive Hermeneutik* mit Schwerpunkt methodologische Aspekte. Zunächst klären die Autoren, dass sich die Rekonstruktion im Gedankengebäude der objektiven Hermeneutik im Gegenstandsbereich „biographische Identität“ bewegt. Die den Ansatz profilierenden strukturtheoretischen Annahmen sowie die interpretative Verfahren werden in ihren Grundzügen skizziert. Sorgsam wird zwischen inhaltsbezogener Auswertung (objektive Daten) und einzelfallbezogener Strukturinterpretation (manifesten Sinn/latente Sinnstruktur) unterschieden. Profil gewinnen die Ausführungen u. a. dadurch, dass eine Bewegung der Abgrenzung in Richtung der Narrationsstrukturanalyse erfolgt bzw. die Kopplung Narrationsstrukturanalyse/objektive Hermeneutik kritisch kommentiert wird. Wie ein Zugang zur erlebten auf der Grundlage der erzählten Lebensgeschichte methodologisch und methodisch gestaltet werden kann, erörtert *Gabriele Rosenthal*. Deutlich wird in *Die erlebte und erzählte Lebensgeschichte*, dass es sich bei der wissenschaftlichen Rekonstruktion des Erlebten um ein Projekt handelt, das nicht umstandslos auf (Interaktions-)Erfahrungen zurückgreifen kann, sondern (psychische) Transformationen im Sprechen/Erinnern, gesellschaftliche Rahmenbedingungen und Diskurse berücksichtigen muss. Mithilfe der objektiver Hermeneutik – konkret: unter Berücksichtigung der objektiven Daten – sowie auf der Basis einer beständigen Relationierung der zur Verfügung stehenden

sozialen Zeitdimensionen wird dieses Ziel erreicht. An einem empirischen Beispiel zeigt die Autorin im Detail, wie theoretische Perspektiven und Interpretation ineinander greifen. *Peter Alheit* thematisiert in *Identität oder „Biographizität“?* sozial- und erziehungswissenschaftliche Zu- und Umgangsweisen mit dem Biographischen. Gesellschaftsdiagnosen rahmen seine Erwägungen, eingeführt wird das Konzept Biographizität, das zwischen sozial geprägtem Lebensablauf einerseits und Individuum andererseits vermittelt. Gesellschaftliche Veränderungen lassen sich seiner Ansicht nach besonders gut auf der Basis autobiographischer Stegreiferzählungen beobachten, da an den Einzelnen adressierte soziale Zumutungen und Chancen transparent werden. Dem Heilsamen und Therapeutischen wendet er sich abschließend in kritischer Absicht zu, bestimmt gesellschaftlich gerahmte Lernprozesse zum Gegenstandsbereich einer erziehungs- und zugleich sozialwissenschaftlich aufgestellten Biographieforschung. *Andreas Hanses* geht in *Biographisches Wissen: heuristische Optionen im Spannungsfeld diskursiver und lokaler Wissensarten* der Frage nach, inwieweit die Arbeiten Foucaults gewinnbringend in die Biographieforschung integriert werden können. Erwägungen zur Gouvernamentalität spielen eine nicht unerhebliche Rolle, das Konzept der unterdrückten Wissensarten, das nicht nur theoretisch erörtert, sondern mit der Auswertung empirischer Daten verschränkt wird, aber bildet den Dreh- und Angelpunkt seiner Abhandlung. Der Verlust und die (Re-)Etablierung des Subjekts innerhalb der Foucault'schen Theorie begleiten die Ausführungen. Dem Vergleich zweier Ansätze widmen *Julia Franz* und *Birgit Griese* ihre Aufmerksamkeit (*Dokumentarische Methode und Narrationsstrukturanalyse – ein Vergleich*). Methodologisches und Methodisches wird zunächst umrissen, sodann ein Interviewauszug formal ausgewertet, anschließend gemäß der dokumentarischen Methode und der Narrationsstrukturanalyse interpretiert. Im Schluss werden zum einen einige der Parallelen und Differenzen ausgearbeitet sowie offene Fragen hinsichtlich der methodologischen Fundierung formuliert, zum anderen wird die Bedeutung kommunikationstheoretischer Wissensbestände herausgestellt, die ihrerseits das interpretative Vorgehen rahmen und zugleich methodologische Fragen aufwerfen. Auch im letzten Aufsatz, im Beitrag von *Florian von Rosenberg* (*Dokumentarische Methode und Dekonstruktion. Zwei Formen der Interpretation einer Theorie der Praxis*), geht es um den Vergleich zweier Hermeneutiken. Am Beispiel der Arbeiten von Bohnsack (dokumentarische Methode) und Angehrn (Dekonstruktion) wird der interpretative Umgang mit dem Text nachgezeichnet. Die Absicht des Verfassers ist es, die Verfahren produktiv vor dem Hintergrund der Biographieforschung zu verschränken.

Diskussionen anregen – dies ist ein Anliegen, das sich mit der Herausgabe verbindet. Was teilen die Ansätze, die sich auf autobiographische Stegreiferzählungen als Datengrundlage stützen? Was unterscheidet sie in methodologischer,

was in methodischer Hinsicht? Welche (erkenntnis-)theoretischen und begrifflichen Konzeptionen sind relevant bzw. möglich? Neben Antworten werden im und mit dem Sammelband auch Fragen aufgeworfen, die ohne die Mitarbeit der Autorinnen und Autoren, denen ich an dieser Stelle herzlich danken möchte, weder hätten geliefert noch gestellt werden können.

Emden im Mai 2010

Birgit Griesse

Literatur

- Björkenheim, Johanna/Karvinen-Niirikoski, Synnöve: Biographie, Erzählung und Rehabilitation, o.O. o.J., verfügbar unter: http://www.biographicalcounseling.com/download/a4_ger.pdf (23.4.2010)
- Bohnsack, Ralf: Dokumentarische Methode, in: Miethe, Ingrid/Bock, Karin (Hg.): Handbuch qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit, Opladen/Farmington Hills 2010, S. 247–258
- Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Wiesbaden 2007
- Bourdieu, Pierre: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, Frankfurt am Main 1998
- Braun, Karl-Heinz: Tiefenhermeneutik, in: Miethe, Ingrid/Bock, Karin (Hg.): Handbuch qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit, Opladen/Farmington Hills 2010, S. 214–222
- Bude, Heinz: Was sagt der Anfang eines offenen Interviews über die Lebenskonstruktion einer Rheumakranken? in: Jüttemann, Gerd (Hg.): Komparative Kasuistik, Heidelberg 1990, S. 218–226
- Dattler, Margit/Dattler, Wilfried: Hat sich die Psychoanalyse von der „Erinnerungsarbeit“ verabschiedet? Akzentverschiebungen in der psychoanalytischen Theoriebildung, Technik und Forschungspraxis und deren Relevanz für Biographieforschung, in: Dörr, Margret/von Felden, Heide/Klein, Regina/Macha, Hildegard/Marotzki, Winfried (Hg.): Erinnerung – Reflexion – Geschichte. Erinnerung aus psychoanalytischer und biographietheoretischer Perspektive, Wiesbaden 2008, S. 73–89
- Detka, Carsten: Zu den Arbeitsschritten der Segmentierung und der Strukturellen Beschreibung in der Analyse autobiographisch-narrativer Interviews, in: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung, 2/2005, S. 351–364
- Dörr, Margret: Lebensgeschichte als MitTeilung, in: Hanses, Andreas (Hg.): Biographie und Soziale Arbeit, Baltmannsweiler 2004, S. 127–142

- Dörr, Margret/von Felden, Heide/Klein, Regina/Macha, Hildegard/Marotzki, Winfried (Hg.): Erinnerung – Reflexion – Geschichte. Erinnerung aus psychoanalytischer und biographietheoretischer Perspektive, Wiesbaden 2008
- Fehlhaber, Axel: Die Entschlüsselung literarischer Gestaltungen in autobiographischen Texten mithilfe der Analyse und Interpretation objektiver Daten, in: von Felden, Heide (Hg.): Methodendiskussion in der Biographieforschung, Mainz 2007, S. 45–66
- von Felden, Heide (Hg.): Traditionslinien, Konzepte und Stand der theoretischen und methodischen Diskussion in der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung, Wiesbaden 2008, S. 7–28
- Fischer-Rosenthal, Wolfram/Rosenthal, Gabriele: Warum Biographieforschung und wie man sie macht, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 4/1997, S. 405–427
- Griese, Birgit: Von „A“ wie Ankündigung über „T“ wie Trauma bis „Z“ wie Zugzwänge. Biografieforschung zwischen erzähltheoretischen und (sozial-)psychologischen Analysen – eine Hinführung, in: ZQF. Zeitschrift für qualitative Forschung, 2/2009a (im Erscheinen)
- Griese, Birgit: Zwei Generationen erzählen. Narrative Identität in autobiographischen Erzählungen Russlanddeutscher, Frankfurt am Main/New York 2006
- Hanes, Andreas: Biografie, in: Bock, Karin/Miethe, Ingrid (Hg.): Handbuch qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit, Opladen 2010, S. 111–121
- Hauptert, Bernd/Kraimer, Klaus: „Ich bin ein Bauernbub“ – zur Analyse lebensgeschichtlicher Interviews in der Sozialarbeit/Sozialpädagogik, in: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit, 3/1991, S. 193–202
- Hengartner, Thomas/Schmidt-Lauber, Brigitta (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung, Berlin/Hamburg 2005
- Hermanns, Harry: Narratives Interview, in: Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/Keupp, Heiner/von Rosenstiel, Lutz/Wolff, Stephan (Hg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen, Weinheim 1995, S. 182–185
- Jureit, Ulrike: Erinnerungsmuster. Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager, Hamburg 1999
- Kauppert, Michael: Erfahrung und Erzählung. Zur Topologie des Wissens, Wiesbaden 2010
- Kirsch, Sandra: Themenanalyse als Erschließungsvariante in der objektiv-hermeneutischen Analyse und Interpretation (auto-)biographischer Texte, in: von Felden, Heide (Hg.): Methodendiskussion in der Biographieforschung, Mainz 2007, S. 25–44
- König, Hans: Tiefenhermeneutik, in: Hitzler, Ronald/Honer, Anne (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik, Opladen 1997, S. 213–243
- Kraft, Volker: Methodische Probleme der Psychoanalytischen Biographik, in: Margret Dörr/Heide von Felden/Regina Klein/Hildegard Macha/Winfried Marotzki (Hg.): Erinnerung – Reflexion – Geschichte. Erinnerung aus psychoanalytischer und biographietheoretischer Perspektive, Wiesbaden 2008, S. 35–48
- Kraimer, Klaus (Hg.): Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung, Frankfurt am Main 2000

- Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf: Rekonstruktion narrativer Identität, Opladen 2004
- Mayring, Philipp: Generalisierung in qualitativer Forschung, in: Forum Qualitative Sozialforschung, 3/2007, 23 Absätze, verfügbar unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0703262> (26.4.2010)
- Miethe, Ingrid: Tradition der „Chicagoer Schule“, in: Miethe, Ingrid/Bock, Karin (Hg.): Handbuch qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit, Opladen/Farmington Hills 2010, S. 65–74
- Nohl, Arnd-Michael: Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis, Wiesbaden 2009
- Nohl, Arnd-Michael: Bildung und Spontaneität. Phasen biographischer Wandlungsprozesse in drei Lebensaltern – Empirische Rekonstruktionen und pragmatistische Reflexionen, Opladen 2006
- Riemann, Gerhard: Ein Forschungsansatz zur Analyse narrativer Interviews, in: Miethe, Ingrid/Bock, Karin (Hg.): Handbuch qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit, Opladen/Farmington Hills 2010, S. 223–231
- Riemann, Gerhard: Das Fremdwerden der eigenen Biographie. Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten, München 1987, verfügbar unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-10330> (1.3.2010)
- Rosenthal, Gabriele: Biographisch-narrative Gesprächsführung. Zu den Bedingungen heilsamen Erzählens im Forschungs- und Beratungskontext, in: Psychotherapie und Sozialwissenschaften. Zeitschrift für Qualitative Forschung, 3/2002, S. 204–227
- Rosenthal, Gabriele: Erzählte und erlebte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt am Main/New York 1995
- Rosenthal, Gabriele/Fischer-Rosenthal, Wolfram: Analyse biographisch-narrativer Interviews, in: Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung, Reinbek bei Hamburg 2000, S. 456–468
- Rosenthal, Gabriele/Köttig, Michaela/Witte, Nicole/Blezinger, Anne: Biographisch-narrative Gespräche mit Jugendlichen. Chancen für das Selbst- und Fremdverstehen, Opladen 2006
- Rosenthal, Gabriele/Köttig, Michaela: Biographische Fallrekonstruktion, in: Miethe, Ingrid/Bock, Karin (Hg.): Handbuch qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit, Opladen/Farmington Hills 2010, S. 232–239
- Rudlof, Matthias: Männlichkeit und Macht. Jugendsozialarbeiter und ihre gewaltbereite männliche Klientel, Gießen 2005
- Schreiber, Birgit: Versteckt. Jüdische Kinder im nationalsozialistischen Deutschland und ihr Leben danach, Frankfurt am Main/New York 2006
- Schütze, Fritz: Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien. Hagen 1987 (Studienbrief)
- Schütze, Fritz: Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens, in: Kohli, Martin/Günther, Robert (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit, Stuttgart 1984, S. 78–117
- Schütze, Fritz: Biographieforschung und narratives Interview, in: neue praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik, 3/1983, S. 283–293

- Schütze, Fritz: Biography Analysis on the Empirical Base of Autobiographical Narratives. Part II, o.O. o.J.a, verfügbar unter: <http://www.biographicalcounselling.com/download/B2.2.pdf> (20.12.2009)
- Schütze, Fritz: Biography Analysis on the Empirical Base of Autobiographical Narratives. Part I, o.O. o.J.a, verfügbar unter: <http://www.biographicalcounselling.com/download/B2.1.pdf> (20.12.2009)
- Völter, Bettina/Dausien, Bettina/Lutz, Helma/Rosenthal, Gabriele (Hg.): Biographieforschung im Diskurs, Wiesbaden 2005
- Vogd, Werner: Komplexe Erziehungswissenschaft jenseits von empirieloser Theorie und theorieloser Empirie. Versuch einer Brücke zwischen Systemtheorie und rekonstruktiver Sozialforschung, in: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 1/2005, S. 112–133

I. Theoretische und methodologische Reflexionen

Das sinnhaft handelnde Subjekt als historisch gewachsene Formation des Menschen?

Jo Reichertz

Ausgangs- und Fluchtpunkt aller qualitativen Sozialforschung, also auch der Biographieforschung, ist, so liest man oft, das „Subjekt“ oder auch: subjektiver Sinn und subjektive Sichtweisen. Gemeint ist mit „Subjekt“ in der Regel aber nicht ein transzendentes Subjekt, sondern ein empirisches. Genauer: gemeint ist innerhalb qualitativer Sozialforschung immer ein konkretes, historisches und individualisiertes Subjekt, das einen bestimmten Körper und eine bestimmte Psyche sein eigen nennt, also z. B. Peter Meyer oder Paula Schröder. Qualitative Sozialforschung interessiert sich für deren Sicht der Welt, deren Interessen, deren Absichten, deren Deutungen. All dies gilt es zu erfassen und zu analysieren. Und vor allem geht es immer wieder um das Handeln dieser empirischen Subjekte, wie sie Leben vorfinden, wie sie Leben ändern, wie sie Welt gestalten. Und weil sich die Aufmerksamkeit der Sozialforscher/innen vor allem auf die Lebensformen, die Ausdrucksweisen, Deutungsleistungen und Aneignungspraktiken dieser empirischen Subjekte richtet, weil also die Lebensäußerungen konkreter Subjekte im Scheinwerferlicht der Forschung stehen, bleibt die darunter liegende Vorstellung davon, was ein *Subjekt* ausmacht, was es von einem Objekt unterscheidet, was also ein Subjekt „ist“, meist im Dunklen. Das wäre nun nicht weiter tragisch, wenn nicht genau diese Vorstellungen von den Besonderheiten von Subjekten die Vorgehensweise und Interpretationen von qualitativen Sozialforschern/innen maßgeblich beeinflussen würden. Diese Vorstellungen über die Fähigkeiten und Leistungen des Subjektivs steht sozusagen „vor der Klammer“ jeder Analyse von empirischen Subjekten, bleibt jedoch meist implizit und strukturiert so die Forschungsanlage und somit auch deren Ergebnisse heimlich und unkontrolliert mit.

Oft wird (nicht nur in der qualitativen Sozialforschung) erst einmal so getan, als seien Subjekt und konkretes Individuum nicht so weit auseinander. Ebenfalls oft wird auch so getan, als sei „Subjekt“ etwas, was es zu allen Zeiten genau so gab, als sei „Subjekt“ eine natürliche Kategorie, etwas, für das es auf der Welt zwar unterschiedliche Namen gab und gibt, das aber überall auf der Welt und zu

allen Zeiten existierte. Demnach war Alexander der Grosse in gleicher Weise ein „Subjekt“ wie Karl der Große, und dessen „Subjekthaftigkeit“ sei identisch mit der moderner Menschen. Was sie allein voneinander unterscheide, das sei ihr unterschiedliches Wissen, ihr Glaube und ihre Zeit. Glaubt man aber den Studien nicht nur von Foucault, aber diesen vor allem (vgl. Foucault 2005), dann irrt dieser Glaube an die Universalität von Subjekthaftigkeit, dann müssen auch qualitative Sozialforscher davon ausgehen, dass jede Zeit andere Subjektvorstellung und demnach auch andere Subjektformationen hat. Dann muss man davon ausgehen, dass nicht nur die konkreten Menschen in den Zeiten verschieden sind, sondern auch die in den Zeiten gewachsenen Subjektformationen. Zudem muss man davon ausgehen, dass dies auch jetzt noch der Fall ist, dass also Subjektformationen sich in stetem Wandel befinden oder sich der Wandel von Subjektformationen beschleunigt hat (vgl. Rosa 2005: 333ff.). Wenn dem so ist, dann hat das auch Konsequenzen für jede Art qualitativer Sozialforschung, dann muss man vielleicht auch die lieb gewonnene Vorstellung vom sinnhaft handelnden Subjekt als Beschreibung einer bestimmten westlichen Kultur des Subjekts begreifen. Diesen Konsequenzen will ich im Weiteren nachgehen, indem ich versuche, die Prämissen, die beim aktuellen Gebrauch des Subjektsbegriffs in der qualitativen Sozialforschung lautlos, aber bestimmend mitlaufen, herauszuarbeiten und zu historisieren. Dazu wird es nötig sein, erst einmal das Feld qualitativer Sozialforschung zu umreißen.

Das Feld der qualitativen Sozialforschung spannt sich (in meinem Verständnis) im Wesentlichen entlang einer Reihe von theoretischen Prämissen auf (ausführlich vgl. Reichertz 2007a, 2007b). Einige davon, und die sollen hier von Interesse sein, beziehen sich auf den *Gegenstandsbereich* der Wissenschaften, die sich mit dem Menschen beschäftigen, auf sein „Subjektsein“, auf die Art seines Handelns. Diese Bündel theoretischer Aussagen resultieren nicht aus empirischer Forschung, sondern liegen ihr zugrunde. Eine der zentralen Prämissen lautet: Es sind immer konkrete Menschen, die handeln. Bei einem Klassiker, nämlich Max Weber, liest sich das so:

„Handeln im Sinne sinnhaft verständlicher Orientierung des eigenen Verhaltens gibt es für uns stets nur als Verhalten von einer oder mehreren einzelnen Personen. [...] Für wiederum andere (z. B. juristische) Erkenntniszwecke kann es andererseits zweckmäßig und geradezu unvermeidlich sein: soziale Gebilde (‘Staat’, ‘Genossenschaft’, ‘Aktiengesellschaft’, ‘Stiftung’,) genau so zu behandeln, wie Einzelindividuen [...]. Für die verstehende Deutung des Handelns durch die Soziologie sind dagegen diese Gebilde lediglich Abläufe und Zusammenhänge spezifischen Handelns einzelner Menschen, da diese allein für uns verständliche Träger von sinnhaft orientiertem Handeln sind.“ (Weber 1973: 6)

Stets nehmen konkrete, in die Geschichte und in die Gesellschaft eingebettete Menschen etwas wahr, bewerten es, messen ihm Sinn zu, ordnen sich dann (aufgrund der vorgenommenen Sinnzuschreibung) unter, lassen alles beim Alten, oder entscheiden sich dafür, etwas zu verändern oder Neues zu entwickeln. Auf dieses Handeln wirkt das Äußere – die Natur, die Sozialität – nicht direkt ein, sondern das Außen wird von der implizit deutenden Wahrnehmung und der (bewussten oder routinierten) Deutung des Handelnden gebrochen. Das Äußere besitzt nur dann (einschränkende oder ermöglichende) Kraft und manchmal auch Macht über den Handelnden, wenn es *durch* ihn und damit *für* ihn Bedeutung erhalten hat. Jenseits dieses bedeutungsvollen Äußeren mag es weiteres geben, doch dieses interessiert die Wissenschaft vom Menschen erst, wenn es zu einem historisch anderen Zeitpunkt bedeutungsvoll geworden ist. Ziel der qualitativen Sozialforschung ist es, das Handeln der Menschen als Ausdruck von bedeutungsvollem Handeln zu *verstehen* und auch zu *erklären*.

Ein interpretativer Sozialforscher muss dabei auch weiterhin, so denke ich, davon ausgehen, dass soziale Akteure nicht zwanghaft aufgrund äußerer Einflüsse handeln. Weder „latente Strukturen“ noch „operierende Systeme“, noch Diskurse *beherrschen* das Handeln des Menschen (vgl. Reichertz 2005). Die theoretischen Prämissen der objektiven Hermeneutik, der Systemtheorie und des Poststrukturalismus konnten den Gegenstand der interpretativen Sozialforschung, also den sinnhaft handelnden Menschen, nicht zum Verschwinden bringen. Weiteres Ungemach naht seit einigen Jahren allerdings von anderer Seite: Die Gehirnforschung beansprucht, zu Fragen der Handlungsmotivierung und der Handlungsfreiheit etwas zu sagen zu haben – und das, was sie vorbringt, ist der Zweifel daran, ob der Mensch in der Tat das Subjekt seiner Handlungen ist. Gehen die Handlungen von Menschen wirklich auf die Intentionen von Subjekten zurück, auf deren sinnhaftes Tun? Und was ist eigentlich gemeint, wenn davon gesprochen wird, Subjekte handelten „sinnhaft“?

1. Ist das Handeln sinnhaft oder sinnvoll?

Die qualitative Sozialforschung ist, obwohl sie noch jung ist, nicht ohne Traditionen, sondern tief im europäischen Denken und hier in den Traditionen der Anfänge sozialwissenschaftlichen Denkens verwurzelt. Mit diesen Wurzeln verbunden sind auch eine Reihe von theoretischen Prämissen, derer sich die Forscher nicht (mehr) umfassend bewusst sind. Eine dieser Prämissen ist der heimliche Glaube an eine bessere Zukunft oder genauer: an eine Teleologie. Diese Teleologie, und nur deshalb führe ich das hier an, liefert oft den Hintergrund für die

qualitative Interpretationstheorie, wenn es darum geht, den Sinn einer Handlung oder einer Äußerung zu verstehen.

Denn für die europäischen Sozialwissenschaften gilt, dass sie zwar (inspiriert durch die Aufklärung) Gottes Tod attestierten, dennoch fast durchweg an einer expliziten oder impliziten Teleologie festhielten. Die Geschichte wurde nämlich (und wird oft heute noch) entworfen als ein mehr oder weniger stetiges zielgerichtetes Fortschreiten von der „schlechten“ Vergangenheit hin zu einer „besseren“ Zukunft. Eine solche frohe Botschaft findet sich z. B. in den Ansätzen von so unterschiedlichen Wissenschaftlern wie Marx (mehr Gleichheit), Freud (mehr Ich), Elias (mehr Zivilisation), Weber (mehr Rationalität), Peirce (mehr Wahrheit), Mead (mehr Perspektivenverschränkung) und natürlich bei Habermas, den man mit Recht als legitimen Erben dieser Konzepte und zugleich als deren vehementesten Protagonisten bezeichnen kann. Sein, nämlich Habermas' hoffnungsvoller Entwurf von dem die Freiheit und Gleichheit fordernden ersten Wort¹ verkündet zwar eine gute wenn auch gottlose Zukunft, aber er enthält zugleich eine zutiefst christliche und humanistische Botschaft – nämlich die von der Erlösung der Welt vom Übel. Zwar war, so die Argumentationsfigur, die Welt lange Zeit in der Finsternis (Diktatur, Gewalt etc.), doch gibt es ein Licht (Demokratie, Freiheit, Gleichheit, Gewaltlosigkeit), auf das sich die Welt unweigerlich zu bewegt. Und es ist die Aufgabe des Einzelnen, natürlich des Guten, der Welt den Weg zu diesem Licht zu zeigen bzw. die Geschichte auf diesem Weg zum Licht, der Überwindung der Gewalt durch das Wort, voranzubringen. Das ist eine frohe und eine gute Botschaft und sie gibt der Geschichte, aber auch der Wissenschaft und so den Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen einen Sinn. Gerade in der qualitativen Sozialforschung, die dem sinnhaft handelnden Subjekt eine prominente Stellung einräumt, es häufig sogar entweder allein oder in gesellschaftlicher Arbeitsteilung als Konstrukteur der gesamten sozialen Welt ansieht, scheint diese Hoffnung weiter zu leben. Dort ist nämlich oft der Glaube oder die Hoffnung anzutreffen, dass jedes Handeln nicht zu nur *sinnhaft*, sondern auch *sinnvoll* ist. Hier gibt es einen Akteur, ein Subjekt, das erst denkt, dann abwägt und schließlich auch handelt. Handeln, das sich auf andere und anderes richtet, ist nämlich sinnhaft. Sinn ist das, was Einzelne ihrem Handeln und der Welt geben – stets bezogen auf das eigene Leben und seine Gestaltung – so die pragmatische Grundeinfärbung dieses Handlungsbegriffs.

1 „Das, was uns aus Natur heraushebt, ist nämlich der einzige Sachverhalt, den wir seiner Natur nach erkennen können: die Sprache. Mit ihrer Struktur ist Mündigkeit für uns gesetzt. Mit dem ersten Satz ist die Intention eines allgemeinen und ungezwungenen Konsensus unmissverständlich ausgesprochen. Mündigkeit ist die einzige Idee, derer wir im Sinne der philosophischen Tradition mächtig sind.“ (Habermas 1976: 163)

Die erste Unterstellung von der Sinnhaftigkeit des Handelns hat Max Weber zum Kronzeugen, weil aus seiner Sicht der Dinge das Handeln dann ein *soziales* Handeln ist, wenn es seinem „von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist“ (1976: 1). Handeln ist deshalb in irgendeiner Weise für den Handelnden „rational“, es ist auf ein Ziel gerichtet, es macht für ihn Sinn. Gewiss wusste Weber, dass menschliches Handeln (möglicherweise sogar die Mehrzahl der Handlungen) kreativ und irrational sein kann (ausführlich vgl. Weber 1973;² Colliot-Thélène 2005: 476), aber, wie Rehberg gezeigt hat, widersprach Weber ganz entschieden dem Fehlschluss, damit sei Handeln prinzipiell unberechenbar (vgl. Rehberg 2005: 455). Im Gegenteil: Weber bestand ausdrücklich auf der prinzipiellen „Beziehbarkeit jeder Handlung auf ein Kalkül – erst das macht ein Verstehen möglich“ (ebd.). Die Deutbarkeit von Handlungen ergibt sich für Weber also erst aus ihrer Sinnhaftigkeit: ohne Sinn keine Deutungsmöglichkeit.

In der Sinnhaftigkeit des Handelns, so führte Alfred Schütz den Gedanken von Weber später konsequent weiter, kann der Akteur „nicht irren“.³ Der Sinn des Handelns ergibt sich für ihn aus dem subjektiven Plan, den der Akteur vor dem Handeln entwarf. Mit dem Handeln wollte der Akteur in irgendeiner Weise, die durchaus idiosynkratisch sein kann, ein Problem lösen oder weniger anspruchsvoll: seine Lage verbessern. Insofern liegt der Kurzschluss nahe, dass das tatsächlich durch das Handeln erreichte Handlungsergebnis als eben diese erwünschte Verbesserung der Lage anzusehen und von dieser Verbesserung auf den ursprünglichen Plan, also den subjektiv gemeinten Sinn, zu schließen ist. Also: Wenn das erreichte Resultat die Antwort war, was war die Frage? Alfred Schütz hat immer an der Unterstellung der grundsätzlichen Rationalität menschlichen Handelns festgehalten (Postulat der Rationalität) – aus methodischen Gründen musste er es auch. „Der Grund dafür ist der, daß nur eine Handlung

2 Aus Webers auch heute noch sehr lesenswerten Auseinandersetzung mit Knies und dem Irrationalitätsproblem hier nur ein kurzes Zitat: „Im gleichen Maße aber, wie die Deutbarkeit abnimmt [...], pflegen wir [...] dem Handelnden die ‚Willensfreiheit‘ (im Sinne der ‚Freiheit des Handelns‘) abzusprechen: es zeigt sich mit anderen Worten schon hier, daß ‚Freiheit‘ des Handelns [...] und Irrationalität des historischen Geschehens, wenn überhaupt in irgendeiner allgemeinen Beziehung, dann jedenfalls nicht in einem solchen Verhältnis gegenseitiger Bedingtheit durch einander stehen, daß Vorhandensein oder Steigerung des einen auch Steigerung des andern bedeuten würde, sondern [...] gerade umgekehrt.“ (Weber 1973: 69)

3 Selbst wenn der Handelnde, so Alfred Schütz in seiner Auseinandersetzung mit Talcott Parsons, in seinem Handeln einhält und überlegt, „geht es ihm nicht darum, wissenschaftliche Wahrheit zu finden, sondern lediglich darum, seine privaten Erfolgchancen zu kontrollieren. Im konkreten Vollzug seiner Handlung kann der Handelnde nicht irren. Ist ein Entwurf realisiert, seine Handlung vollzogen, kann er natürlich sehr wohl erkennen, daß er einen Fehler gemacht hat, daß sein Plan falsch war [...]. Aber der so genannte Handelnde ist kein Handelnder mehr, wenn er auf vollzogene (oder als vollzogene imaginierte) Handlungen zurückblickt.“ (Schütz 1977: 45)

innerhalb des Rahmens der rationalen Kategorien wissenschaftlich diskutiert werden kann“ (Schütz 1972: 48). So kritisiert er in seiner Auseinandersetzung mit Talcott Parsons massiv dessen „voluntaristische Handlungstheorie“⁴ und die damit verbundene Unterstellung nicht-logischer, zufälliger Elemente des Handelns (vgl. Schütz 1977: 42ff.) und versucht nachzuweisen (auch hier Weber folgend), dass menschliche Handlungen, auch wenn der Mensch im Alltag nur teilweise bewusst über den Sinn seines Handelns verfügt,⁵ deswegen noch nicht „unvernünftig“ oder „nicht-logisch“ seien (ebd.: 43). Und natürlich ist sich auch Schütz darüber im Klaren, dass ohne das Postulat der Rationalität jede wissenschaftliche Deutung ihren Boden verliert.

Die Ethnomethodologie und hier insbesondere die Konversationsanalyse hat von Schütz nicht nur die Kritik an Parsons, sondern auch das Postulat der Rationalität übernommen. Allerdings hat die Ethnomethodologie dieses Postulat erheblich radikalisiert und es selbst für Bereiche reklamiert, in denen sich der Mensch nur in Ausnahmefällen der Sinnhaftigkeit seines Tuns bewusst ist – z. B. bei der Organisation (also nicht der inhaltlichen Gestaltung) von Gesprächen. So postuliert Harvey Sacks, einer der Protagonisten der ethnomethodologischen Konversationsanalyse, durchaus programmatisch und polemisch (wie Schütz die Soziologie Parsons kritisch ins Visier nehmend), dass bei der interaktiven Konstitution von Konversationen „Ordnung an allen Punkten“ sei (vgl. auch Eberle 1997). Schon allein wegen der verwendeten Metaphorik lohnt es sich, diese Ausführungen von Sacks etwas ausführlicher zu zitieren:

„The important theories in the social sciences have tended to view a society as a *piece of machinery* with relatively few orderly products, where, then, much of what else takes place is more or less random. Such a view suggests that there are a few places where, if you can find them, we will be able to attack the problem of order. If you do not find them, we will not. So we can have an image of a machine with a couple of holes in its front. It spews out some nice stuff from those holes, and at the back it spews out garbage. There is, then, a concern among social scientists for finding ‚good problems‘, that is, those data generated by the machine which are orderly, and then attempt to construct the apparatus necessary to give those results. [...] If, on the other hands we figure or guess or decide that whatever humans do, they are just another animal after all, maybe more complicated than others but perhaps not noticeable so, then whatever humans do can be examined to discover some way they do it, and that way will be stably describable. That is, we may alternatively take it that there is *order at all points*.“ (Sacks 1984: 21f., Hervorhebungen J.R.).

4 Schütz bezieht sich in seiner Kritik auf Parsons „Structure of Social Action“ (1968). Zur Rezeption von Parsons Theorie des sozialen Handelns siehe Schütz 1977: 29ff.

5 „Überall gibt es Löcher, Pausen, Unterbrechungen“ (Schütz 1972: 32).

Order at all points – Ordnung ist an jeder Stelle des Handelns, so das Postulat der Konversationsanalyse. Weil „Order“ vor allem „Ordnung“ und nicht „Regelmäßigkeit“ oder „Regelhaftigkeit“ bedeutet (das wäre „Orderliness“ gewesen), verschiebt sich in der Ethnomethodologie die Ordnung vom sinnhaften Tun der Subjekte auf die sinnvolle Ordnung der Konversation. Das bewusste Tun der Akteure erzeugt eine für alle Beteiligten und für die Gesellschaft sinnvolle Ordnung und deshalb war das Handeln der Akteure auch sinnvoll. Hier zeigt sich eine kleine, aber weit reichende Verschiebung des Begriffs „Sinn“ an.

2. Gibt es einen heimlichen Funktionalismus in der Sozialforschung?

Weiter oben war gesagt worden, dass insbesondere in der (sich auf Weber berufenden) qualitativen Sozialforschung oft eine Position anzutreffen ist, die daran glaubt, dass jedes Handeln nicht zu nur sinnhaft ist, sondern dass dieses Handeln auch sinnvoll ist. Die „Sinnhaftigkeit“ ist dabei, wie ebenfalls bereits diskutiert, weitgehend unstrittig. Die oft stillschweigende Gleichsetzung von sinnhaft und sinnvoll, an der die Konversationsanalyse nicht ganz unschuldig ist, ist das Problem und sorgt für Verwirrung. Gemeint ist mit diesem „sinnvoll“ nämlich, dass das Handeln in irgendeiner Weise die Situation des Handelnden verbessert. Allerdings fällt es (der Sozialforschung) oft schwer zu entscheiden, ob der Akteur seine Lage kurz-, mittel- oder langfristig und in welcher Hinsicht verbessern wollte und ob er alle Bedingungen richtig einschätzen konnte. Diese Unsicherheit führt leicht dazu, dem Akteur mal das Eine und mal etwas Anderes zu unterstellen, seinem Handeln also jeweils einen anderen Sinn beizumessen, ihn also jeweils unterschiedlich zu verstehen. Noch sehr viel verworrener und schwieriger wird die Lage, wenn man das „Sinnvolle“ des Handelns nicht auf den Akteur bezieht, sondern (und hier kommt eine bedeutsame Ausweitung ins Spiel, die letztendlich eine neue Qualität ausmacht) auf die gesamte Situation oder die Situation der Gruppe, deren Teil der Handelnde ist, und postuliert, das Handeln sei sinnvoll gewesen, weil es in irgendeiner Weise das „Ganze“ positiv verändert hat.⁶ Hier verschiebt sich der Bezugspunkt des Verstehens (oft ungewusst) massiv: vom Akteur zum Ganzen, dessen Teil der Akteur ist.

Methodisch besteht innerhalb der qualitativen Sozialforschung der nächste Schritt nun oft darin, dass die gewünschte positive Wirkung des Handelns (für den Akteur oder das Ganze) das Handeln selbst und auch den Ablauf der Hand-

6 Es ist nicht ohne Witz, dass insbesondere die Ethnomethodologie als Konversationsanalyse in ihrer Auseinandersetzung mit Parsons und dessen Funktionalismus unter der Hand funktionalistische Gedanken einführt, indem sie das Handeln der Einzelnen als sinnvoll für das Entstehen und Gelingen des Ganzen, der Turn-Taking Machinery betrachteten.

lung bestimmt, somit also als Quelle für das Verständnis des Handelns genutzt wird (auch hier dem Vorbild der Konversationsanalyse folgend). Jon Elster, seines Zeichens Vertreter einer raffinierten Theorie rationalen Handelns, drückt das auf folgende Weise aus: „Wenn eine Handlung oder ein Handlungsmuster positive Auswirkungen hat, ist die Vorstellung verlockend, dass diese Sinn und damit auch eine Erklärung für das Verhalten vermitteln.“ (1987: 202) Doch wann, so Elster, ist es legitim, wann angemessen, wenn man sagt, ein Handeln bzw. ein Verhalten sei aufgrund und mithilfe seiner späteren Wirkung zu erklären?

Soziales Handeln hat oft (und das ist trivial und von den Klassikern wie den aktuellen Soziologen immer wieder betont worden) nicht-intendierte und oft nicht-bemerkte Folgen, die aus Sicht des Akteurs in irgendeiner Weise (entweder direkt oder indirekt) für ihn oder sein Kollektiv von Vorteil sind. Hier liegt die Frage nahe, ob eine „unsichtbare Hand“ den Akteur das für ihn Gute tun ließ oder ob gar ein individuelles oder kollektives Unbewusste den Akteur zu dem sinnvollen Tun anstiftete oder ob einfach nur die Würfel rollten und zufälligerweise dieses Mal zum Vorteil des Akteurs oder seines Kollektivs fielen. Erklärungen, die davon ausgehen, dass mithilfe der Wirkung des Handelns das Handeln selbst entweder verstanden oder erklärt werden kann, werden in der Regel „funktionalistisch“ genannt, da sie entweder für den Akteur oder das jeweilige Handlungssystem positive Auswirkungen haben, somit insgesamt das Wohlbefinden, das Überleben bzw. die Überlebenschancen erhöhen.⁷ Nun ist der Funktionalismus in den Sozialwissenschaften mächtig in Verruf geraten, insbesondere weil er – so das Argument vieler Kritiker – der Beliebigkeit der Argumentation Tür und Tor öffnet (vgl. Joas/Knöbl 2004: 93).

Anthony Giddens, der sich in seinem Bemühen, mit seiner Theorie der Strukturierung die Gegenüberstellung von Handlung und Struktur zu überwinden, sowohl mit der Handlungstheorie von Schütz als auch der von Parsons auseinandergesetzt hat, kritisiert nicht nur energisch den Funktionalismus von Parsons, sondern auch den heimlichen von Schütz: Dessen Hermeneutik sei nichts

7 Hier stellen sich für die Sozialwissenschaften Fragen nach der methodischen Verwertbarkeit des „Erfolgreichen“, die in der klassischen Biologie als beantwortet gelten, wo alles, was erfolgreich ist, eine Aufgabe, Funktion besitzt, jedoch für die Sozialwissenschaften einer eigenständigen Überlegung und Abwägung bedürfen. Die Frage ist, ob jedes Verhalten eines Akteurs Sinn macht, eine Funktion hat, oder ob nur ein solches Handeln, dass sich wiederholt, das also eine gewisse Struktur, ein gewisses Muster aufweist, eine Funktion hat. Die weitere Frage ist, ob nur bestehende Muster mit positiven Auswirkungen Funktionen haben oder auch solche Muster, deren Konsequenzen für die Akteure und das Ganze weniger vorteilhaft sind. Hat zum Beispiel der Tod von Zehntausenden von Menschen aufgrund einer Flutkatastrophe keine Funktion, die Erhöhung der Geburtenziffer aber wohl? Hat die Erhöhung der Scheidungsquote keine Funktion, die Vervielfältigung von Optionen jedoch wohl?

anderes als verkappter Funktionalismus (vgl. Giddens 1996: 78–111, 1984: 158–200). Im Prinzip gehe diese Kunst des Verstehens davon aus, dass der einzelne Akteur bestimmte Probleme wahrnehme und durch sein Handeln immer wieder versuche, diese auszubalancieren. Der Einzelne gerate immer wieder in problematische Situationen und sein Handeln stelle diese Ordnung, diese Balance wieder her. Das sei, so Giddens, durchaus eine Variante des Funktionalismus, allerdings eine, die sich am einzelnen und nicht an der Gruppe ausrichtet.

Jon Elster, ebenfalls ein vehementer Kritiker eines unreflektierten Funktionalismus, weist in seiner Auseinandersetzung jedoch nicht alle Erklärungen von Handlungen zurück, die sich auf Wirkungen beziehen. Im Einzelnen sieht er sechs Möglichkeiten, in denen solche Erklärungen von der Wirkung her durchaus angebracht sind und zur Erklärung von Handlungen beitragen können. Dies sind:

„1) Ein Verhalten kann durch seine Auswirkungen erklärt werden, wenn diese vom Handelnden beabsichtigt sind. 2) Auch wenn die Wirkungen unbeabsichtigt sind, können sie das Verhalten erklären, wenn es jemanden anderen gibt, der (a) aus dem Verhalten Nutzen zieht, der (b) dies auch wahrnimmt und (c) zu dessen Aufrechterhaltung oder Verstärkung fähig ist, um den Nutzen zu erlangen. 3) Eine ähnliche Erklärung kann herangezogen werden, wenn der Handelnde selbst erkennt, daß das Verhalten unbeabsichtigte und nützliche Folgen hat, welche dieses dann verstärken [...]. 4) Auch wenn die Wirkungen von denen, die sie hervorrufen, unbeabsichtigt sind, und von denen, die den Nutzen aus ihnen ziehen, nicht erkannt werden, können sie das Verhalten erklären, wenn wir einen Rückkopplungsmechanismus von der Wirkung zum Verhalten bestimmen können. Die natürliche Auslese ist ein solcher Mechanismus von außergewöhnlicher Bedeutung. 5) Selbst wenn keine dieser Bedingung gilt, können wir uns auf die Erklärungskraft von Wirkungen berufen, wenn wir allgemeines Wissen von der Existenz eines Rückkopplungsmechanismus besitzen, selbst wenn wir diesen nicht in jedem Einzelfall bestimmen können. 6) Oder die Erklärung verzichtet ganz auf Absicht, Erkennen oder Rückkopplung, beruht stattdessen auf einem gut konstruierten Wirkungsgesetz.“ (Elster 1987: 206f.)

Die spannende Frage lautet nun: Welche dieser „Figuren“ liegt bei sinnhaftem Handeln vor? Oder anders: Wie sieht genau das Muster aus, das hermeneutische Interpretationen nutzen?

Viele qualitative Verfahren, insbesondere natürlich die hermeneutisch operierenden, berufen sich, wenn es um das Verstehen des Verstehens geht, oft und gern auf Odo Marquardt und dessen Worte: „Man versteht etwas, indem man es versteht als Antwort auf eine Frage; anders gesagt: man versteht es nicht, wenn man nicht die Frage kennt und versteht, auf die es die Antwort war oder ist.“ (1981: 118) All dies motivierte Marquardt auch zu der Frage nach der Frage, auf die die Hermeneutik eine Antwort ist. Diese Metaphorik ist heikel, wie selbst

Marquardt einräumt,⁸ ist doch die Antwort der aufschlussreiche Ausgangspunkt. Sie gibt Aufschluss über die vorangegangene, also zurückliegende, nicht mehr vorhandene Frage. Die Hermeneutik bringt das Vergangene in die Gegenwart – durch Interpretation. Der Sozialforscher, der sich der Metaphorik Marquardts bedient, findet in seinen Daten eine Handlungspraxis, also ein Resultat vor und diese Handlungspraxis ist aus seiner Sicht der Dinge die Antwort. Allerdings legt diese Metaphorik das Missverständnis nahe, dass die jeweilige Antwort auch „richtig“ oder „passend“ ist, also auch eine Lösung darstellt. Übersehen wird dabei leicht, dass es auch falsche und nicht-passende Antworten gibt. Alles, was geschieht, hat eine Ursache und alles, was geschieht, hat eine Wirkung, aber nicht alles, was geschieht, hat auch eine Funktion – so der Stand wissenschaftlicher Erkenntnis über den Zusammenhang von Ursache, Wirkung und Funktion. Alle Sozialforscher, die mit der Frage-Antwort-Metapher von Marquardt arbeiten, laufen prinzipiell Gefahr, Antworten mit Lösungen zu verwechseln. Betroffenen von dieser Gefahr sind in besonderem Maße die Hermeneuten, welche die Sozialgeschichte und die Biologie nicht hinreichend von einander trennen, und aus unterschiedlichen Gründen an der Vorstellung festhalten, alles Handeln sei eine sinnvolle Lösung eines Handlungsproblems, habe also eine Funktion und sei auch so zu interpretieren.

Handlungen „antworten“ zwar in einem bestimmten Sinn auf ein Problem, genauer: sie schließen daran an. Lösungen stellen sie jedoch definitiv nicht dar – zumindest nicht immer und nicht überall. Deshalb kann der Sozialforscher zwar vom Ergebnis einer Handlung guten Gewissens ausgehen, aber er kann nicht das Ergebnis als passende Antwort, als praktische Lösung deklarieren, sondern der Interpret muss sukzessive die Praxis des Handelns und des Lebens, die Praxis der Macht, Schritt für Schritt nachzeichnen, um so beschreiben und erklären zu können, wie es zu dem kam, was gekommen ist, und weshalb etwas in welcher Situation für wen eine „Lösung“ darstellte. Ein solches Verfahren kommt natürlich nicht ohne Deutung, ohne Hermeneutik aus, enthält sich aber der integrierenden, der umfassenden Deutung. Ein solches Verfahren sucht nicht die Figur, nicht den Sinn in der Geschichte, sondern die konkrete Gestalt des Gewordenen. Geschichte entfaltet sich dann nicht, sie reproduziert in der Aktion nicht immer wieder die gleiche Struktur, sondern Geschichte und Interaktion sind entwicklungsoffene, einander bedingende und einander durchdringende Prozesse, die immer einmal wieder Muster bilden, dann jedoch immer wieder sich ihren eigenen Weg suchen bis zum nächsten Muster, das jedoch wieder ein völlig anderes sein kann.

8 – „ich lasse es einfach darauf ankommen, dass das Frage-Antwort-Schema eine Metapher ist. Denn: wenn es eine Metapher ist, ist es zweifellos eine gute, eine fruchtbare“ (ebd.).

3. Wer handelt eigentlich sinnhaft – das Ich oder das Gehirn oder wer?

Seit Beginn des dritten Jahrtausends ist die Diskussion über diesen inneren Kern in uns, diese Instanz, deren Sitz im Laufe der Geschichte in unterschiedlichen Regionen unseres Körpers (Gehirn, Herz, Magen etc.) vermutet wurde, mal wieder in einer heißen Phase. Einig ist man sich, zumindest in der wissenssoziologisch informierten Diskussion, dass die Vorstellungen über diese Instanz selbst sozialen Ursprungs sind und damit abhängig von Zeit und Kultur variieren. Neue Theorien und vor allem neue Erkenntnisse der Wissenschaften erfordern aber oft ein erneutes Nachdenken über lieb gewonnene Gewissheiten – was gewiss nicht schlecht ist, sondern lediglich dazu führt, Überliefertes einer neuen Prüfung zu unterziehen. Eine besondere Herausforderung für die qualitative Sozialforschung kommt nun in jüngster Zeit von einer Wissenschaft, die behauptet, mit neuen bildgebenden Verfahren dem Akteur im Gehirn auf der Spur zu sein: von den Neurowissenschaften und der Biologie – die sich selbst gern Lebenswissenschaften nennen. Nun hat die Adaption von Erkenntnissen aus der Biologie, der Physiologie und der Anthropologie innerhalb der Sozialwissenschaften eine große Tradition – bilden doch die Theorien von Darwin, Freud, Plessner oder Gehlen bei vielen sozialwissenschaftlichen Theorien den (oft) unbefragten theoretischen Untergrund. Schärfer formuliert: Ohne anthropologische Prämissen würde jede Sozial- und Gesellschaftstheorie im wahrsten Sinne in der Luft hängen. Deshalb ist es mehr als verständlich, sich Gedanken über die Konsequenzen neurowissenschaftlicher Forschung zu machen – also was wäre, wenn in der Tat das Gehirn erst entscheide und dann seinem Träger erst den Willen zu der Tat und dann seine Umsetzung einflüstere. Aber bevor man solche großen Fragen sinnvoll diskutieren kann, lohnt es sich vielleicht, vorab noch einmal die Sozialgeschichte des Subjekts nachzuerzählen, also sich die Geschichte vom Aufstieg und Untergang des modernen Subjektbegriffs in Erinnerung zu rufen.

Eine der ganz wenigen basalen Unterscheidungen im Wissensbestand der Gattung Mensch, die man in allen Kulturen antreffen kann, ist die Unterscheidung zwischen der „sozialen Welt“ und der „natürlichen Welt“. Meist findet sich in den Weltdeutungen auch noch eine übernatürliche, göttliche, *transzendente* Welt. Damit sind diese „Welten“ Ergebnis menschlichen Tuns, Repräsentationen von einer wie auch immer gearteten „Umwelt“, der menschlichen Umwelt, die er vorfindet. Durch Handeln eignet er sich diese Umwelt an, macht sie zu seiner Welt und in und durch dieses Handeln schafft er auch die oben angesprochene Trennung – und letztlich auch sich selbst. Zur ersten Welt zählen die Menschen all jene, von denen sie glauben, dass sie in wesentlichen Punkten so sind wie sie selbst (also andere Menschen und solche Wesen, von denen sie glauben, dass sie im Kern wie Menschen agieren, also Götter, Geister und manchmal auch Tiere

oder Pflanzen). Zur anderen Welt, der natürlichen, gehören all jene, von denen sie glauben, dass sie in wesentlichen Punkten *nicht* so sind wie sie selbst, also Berge, Meere und das Wetter, meist auch Pflanzen und Tiere. Die transzendente Welt ist ein Teil der sozialen Welt und zu ihr gehören all jene Entitäten, von denen die Menschen in ihrer Welt glauben, dass sie über Natur und Sozialität stehen und diese maßgeblich beeinflussen können. Was in der globalen Weltdeutung einer bestimmten Gesellschaft der sozialen oder der natürlichen Welt angehört, das ist jeweils das Ergebnis historischer Verständigungsprozesse – genauer: solcher Prozesse, die sich in historisch gewachsenen Formen, mit historisch relevanten Argumenten, validiert und gestützt von gesellschaftlicher Macht und immer mittels Kommunikation vollziehen (allgemein vgl. hierzu Berger/Luckmann 1969; Soeffner 2000).

Auch über das wesentliche Merkmal, aufgrund dessen etwas der einen oder der anderen Gruppe zugeordnet werden kann oder werden soll, wurde zu allen Zeiten verhandelt. Einig war und ist man sich lediglich darüber, dass die Möglichkeit und der Wille, den Lauf der Welt durch *eigene, das heißt, einer bestimmten Person zuzurechnende* Entscheidungen und/oder bewusstes Handeln zu ändern oder doch zumindest zu dem Lauf der sozialen und natürlichen Welt Stellung zu nehmen, ein *zentrales* Kriterium sein soll. Die zweite Bestimmung, nämlich die, dass menschliche Freiheit darin besteht, zu den im eigenen Bewusstsein aufsteigenden Handlungswünschen eine letztinstanzliche Stellungnahme abzugeben, verlagert die Freiheit von der Bildung des Willens auf dessen Vollzug. Nicht das Auftauchen eines Willens determiniert dann das Handeln, sondern der Entschluss zum Vollzug dieses Willens.

Die Möglichkeit, wirklich frei entscheiden zu können war und ist in vielen Kulturen nur den Mächten jenseits des Weltlichen, also den Göttern, vorbehalten. Mit dem Tod Gottes im westlichen Kulturraum ist die Möglichkeit, sein Handeln frei zu gestalten, lange Zeit auf den Menschen übergegangen. Als Erben Gottes sind es vor allem oder besser: *ausschließlich* die menschlichen Akteure, die, glaubt man den Verheißungen der Aufklärung, bestimmen, welchen Weg ihre Lebensbahn nehmen soll. Allerdings können diese Entscheidungsoperationen unterschiedlich bewusst sein. Die Entscheidung oder (wenn man nur ganz defensiv argumentieren will) die Stellungnahme selbst kann in dieser Weltsicht auf verschiedene mentale Operationen zurückgehen (die natürlich alle auf erworbenem Wissen basieren): entweder auf „rationales“ *Denken*, bewährte *Routinen*, nicht-rationales *Fühlen* oder intuitive „*Körperprozesse*“.

Das „rationale“ Denken gilt meist als der Paradefall der Sozialwissenschaften: Hier fühlt sich ein Subjekt, ein Ich, als Entscheider, weil es selbst entscheidet, weil es *will* und sich in diesem Wollen sicher verspürt. *Routinen* werden in der Sozialforschung, insbesondere von den Vertretern des Rational-Choice An-

satzes, aber auch von Vertretern einer phänomenologisch fundierten Forschung, gern als unproblematische Varianten des „rationalen“ bewussten Denkens angesehen: „Rationales“ Denken, das sich wiederholt, demnach bewährt hat, wird routinisiert, also aus arbeitsökonomischen Gründen in einen Bereich unterhalb des Bewusstseins angelagert und jeweils bei Bedarf (ohne Beteiligung des Bewusstseins) hervorgerufen. Nach einer anderen Metaphorik, die vor allem in der phänomenologischen Tradition benutzt wird, wird das routinisierte Wissen nicht in einen dunklen Bereich des Bewusstseins verlagert, sondern es „wandert“ aus dem *Fokus* der Aufmerksamkeit zuerst in deren *Feld* und später in deren *Horizont*. Durch eine Aufmerksamkeitsverschiebung kann bei Bedarf das Wissen aus dem Horizont fokussiert und damit präsent gemacht werden. Der Ablauf der Routinen kann demnach – so dieser Gedanke weiter – jeder Zeit gestoppt und revidiert werden. Dies ist eine Einschätzung, die übersieht, dass ein Großteil des routinisierten Wissens nicht über den Weg des Bewusstseins in den Körper des Akteurs gefunden hat – nicht nur, aber auch, weil sehr viel „Wissen“ erworben und dem Körper „eingeschrieben“ wird, bevor der Organismus über ein Erinnerungsfähiges Bewusstsein verfügt. Das gilt nicht nur für das Wissen über Körpertechniken wie Gehen, Tanzen, Skifahren, sondern vor allem und auch für das Wissen über die Praxis des Herstellens regelgerechter Sätze und kommunikativer Handlungen (ausführlich vgl. Reichertz 2007c: 293–326).

Bedürfnisse wie Hunger und Müdigkeit, *Emotionen* wie Neugier, Angst, Freude, Ekel und Hoffnung und *Affekte* wie Hass, Liebe und Zorn nehmen ungefragt und oft sogar gegen unseren Willen ohne Zweifel Stellung zum Lauf der Welt, in den wir durch unser Handeln eingebunden sind. Bedürfnisse, Emotionen und auch die Affekte sind auf Erfahrung beruhende Kurzschlüsse: Sie bewerten nicht nur, sondern legen auch nahe, drängen somit auf Handeln. In besonderen, eher seltenen Fällen, nämlich in Situationen der gedanklichen Selbstzuwendung mit viel Zeit, stellen die Bedürfnisse, Emotionen und Affekte die Grundlage für Entscheidungen bereit. Für die Sozialwissenschaften sind Bedürfnisse, Emotionen und Affekte weitestgehend *terra incognita*, was dazu geführt hat, dass ihre Bedeutung massiv unterschätzt wird (vgl. Damasio 2000; Schützeichel 2006).

Noch schwieriger ist der Begriff der „*intuitiven Körperprozesse*“ zu fassen – also solche Prozesse des Handelns, Kommunizierens und Deutens (besonders gut sichtbar bei weiten Teilen der nonverbalen Kommunikation), die völlig ohne unser Wissen stattfinden und somit nicht unter unserer Kontrolle stehen. Auch sind hier die oft und verlässlich beschriebenen Prozesse gemeint, die spontan und ebenfalls ohne bewusste Kontrolle zur Findung neuer Erkenntnisse führen – so z. B. die Abduktion (vgl. Reichertz 2006).

In der Soziologie sehr gebräuchliche Begriffe für die oben genannte Instanz der aufgrund von Kognition, Routinen, Emotionen und Körperprozessen „*han-*

handelnden Stellungnahme“ sind „Seele“, auch „Psyche“ (vgl. Pauen 2007: 40ff.) oder auch „Ich“ (auch: das Selbst, das Ego oder die Identität, die Person, das Subjekt, der Akteur oder das Individuum). „Handelnde Stellungnahme“ bedeutet, dass diese Instanz mit ihrem Handeln zu der vorgefundenen Welt Stellung bezieht: Sie bestätigt, modifiziert oder dementiert. Dieses Handeln wird dabei maßgeblich beeinflusst – und das ist der springende Punkt, auf den ich noch eingehen werde – von dem Wissen, über das diese Instanz verfügt. Einig war man sich lange darin, dass diese Instanz – verstanden als substanzlose Substanz – ein losgelöstes *Einzelding* ist, dass sie allein steht, dass sie einen im Raum und in der Zeit von anderen getrennten Körper besitzt, dass sie in sich geschlossen ist – wenn man so will: dass sie ein Atom ist (eine Einheit, die sich mit anderen Einheiten verbinden kann und dann andere Eigenschaften annimmt). Einig war man sich meist auch darüber, dass diese Instanz der handelnden Stellungnahme etwas *Besonderes* ist, dass sie einen Kern hat, der über eine gewisse Zeit hinweg mit sich identisch bleibt, dass sie eine Geschichte hat und aufgrund dieser Geschichte sich besonders, sich *individualisiert* hat – sich also in nicht trivialer Weise von den anderen äußerlich und „innerlich“ unterscheidet und deshalb auch wieder erkannt werden kann. Diese Instanz ist nicht nur eine Einheit, sondern eine besondere Einheit. Sie besitzt – so lange Zeit der Glaube – einen festen Kern und dieser Kern macht die Persönlichkeit der Person aus, seine Individualität.

Den Umstand, dass die Moderne auf den Prozess der individuellen Besonderung großen Wert legt, nehmen manche Soziologen zum Anlass zu sagen, die Individualisierung sei ein Ergebnis der Moderne (einen Überblick über solche Vorstellungen liefert Abels 2006). Dies scheint nicht gerechtfertigt, da es auch vor der Moderne individuelle Einzelne gab. Die Moderne weist allerdings gegenüber den Individuen eine besondere Wertschätzung auf, was den Stellenwert des Einzelnen zu der sozialen Gruppe neu austariert. Über die Substantialität und die Qualitäten dieser Instanz rätselt man dagegen (trotz alltagsweltlicher Gewissheit, dass sie existiert und was sie ist) schon seit Jahrhunderten – nicht nur in den durch die europäische Philosophie beeinflussten Regionen, aber hier besonders intensiv. Das hat gewiss auch mit der westlichen Wissens- und Wissenschaftsgeschichte, und hier vor allem mit der Religions- und Philosophiegeschichte zu tun, ist doch diese Instanz der *handelnden Stellungnahme* Gegenstand und Zielpunkt all dieser Wissensgebiete. Und auch in dieser Frage hat die Wissenschaft nicht nur den gesellschaftlichen Diskurs beobachtet und analysiert, sondern sie hat ihn maßgeblich mitgestaltet. Kurz: Wissenschaft hat stets auch gesagt, was das „Ich“ sein soll, sein sollte und dabei vor allem eigene Wertvorstellungen und Interessen vertreten. Die Wissenschaft war von Beginn an Partei und kein uninteressierter Beobachter im Elfenbeinturm.

4. Gibt es die Möglichkeit der Widerrede?

Und immer wieder geht es dort um die Frage, ob das Ich weiß, was es tut, bevor es etwas tut, ob es dies aufgrund eines freien Willensakts tut oder weil ihm nichts anderes möglich ist. Sicher ist jedoch – und das schon seit langer Zeit – dass es nicht wollen kann, was es will. Kurz: Ist das Ich ein handelndes Ich oder ist es durch gesellschaftliches Handeln zu einem Ich gemacht worden, das von sich glaubt, Herr über sein Handeln zu sein? Ist das Ich Ergebnis von Handlung oder Akteur seines Handelns? Geht Handeln ursächlich auf den Akteur, das Ich, zurück? Hat er es verursacht, gar mit Absicht unter Alternativen ausgewählt? Trägt er Schuld, wenn er sich für etwas entscheidet, was die Gesellschaft als verachtenswert ansieht und mit Strafe bedroht? Hat er die Strafe verdient, wenn sein Gehirn und nicht das Subjekt selbst die Entscheidung getroffen hat? Es geht um die Frage der *Widerrede*. Und hier lässt sich in den westlichen Kulturen eine gegenläufige, ja paradoxe Entwicklung beobachten: Von den Lebenswissenschaften und allen Sozialwissenschaften wird immer mehr und immer einheitlich die Erzählung verbreitet, dass es für die Behauptung, es gäbe ein freies Subjekt bzw. einen Entscheider nach Gutdünken, eine Person, welche die letzte und einzige Ursache einer Handlung ist, immer weniger Gründe gibt. Wir können, so die Botschaft, fast nichts *wirklich* selbstständig entscheiden. Wohl sei uns die Wahl in die Hand gegeben, ob wir unsere Zähne mit Colgate oder Weleda putzen wollen (aber selbst das bezweifelt mittlerweile die moderne Gehirnforschung und das von ihr befeuerte Neuromarketing), aber *ob* wir uns unsere Zähne überhaupt putzen wollen, das liegt außerhalb unserer Entscheidungskompetenz. Wir können nicht wollen, was wir wollen (Schopenhauer). Zudem verkünden Politik und Pädagogik, dass wir immer mehr und immer nachhaltiger unser Leben selbst gestalten und über die Zukunft unseres Lebens jetzt schon entscheiden müssen. Der Staat hält uns nachdrücklich zur nachhaltigen Aktivierung unseres gesamten Lebens an (vgl. Lessenich 2008). Alles sollen wir aus uns heraus tun, freiwillig, ohne Anstoß von staatlicher Seite. Glaubt man dieser Sicht der Dinge, dann sind gute und freie Zeiten für ein freies Individuum angebrochen. Alles ist möglich, alles ist machbar. Man muss nur wollen. Der Wille zählt. Die Frage ist jedoch, haben wir die *Möglichkeit*, haben wir die *Kraft* und: haben wir den *Wunsch* zur Widerrede?

Die Vorstellung von einem Ich, welches bei der Geburt bereits keimhaft im Organismus vorhanden ist und welches sich im Laufe der Jahre zur vollen Form ausblüht, ist lediglich eine romantische Fiktion, aus der u. a. auch die erkenntnistheoretisch so folgenschwere Trennung zwischen Subjekt und Objekt resultiert. Unterstellt man jedoch, dass am Anfang des Prozesses der Subjektwerdung die Sozialität und die von ihr vorgenommene Deutung der Welt stehen, dann

schließt sich die Kluft zwischen Subjekt und der es umgebenden Welt. Denn im Prozess der Sozialisation nimmt der Organismus die sozial erarbeitete und geteilte Ordnung der Welt nach innen. Mit „Ordnung der Welt“ sind dabei *alle* bekannten und bewährten Beziehungen von Subjekten zu anderen Subjekten oder Objekten gemeint. Alle diese Beziehungen sind sozial konstruiert und – was sehr wichtig ist – *zeichenhaft*. Der Organismus wird mit der Geburt in ein ausgearbeitetes „Universum von Bedeutungen“ gesetzt. Dieses „Universum“ ist Ergebnis eines langen und sehr komplexen Bemühens der Sozialität um eine Deutung von Welt, welche wegen der prinzipiellen „Weltoffenheit“ des Menschen notwendig ist. Ein einmal konstruiertes „Universum von Bedeutungen“ und die daraus resultierenden Institutionen entlasten die einzelnen Subjekte sowohl bei Handlungs- als auch bei Wahrnehmungsaufgaben und sie schaffen auf diese Weise Freiraum – auch den Freiraum, das „Universum“ in Teilen umzustrukturieren. *Indem der Organismus die symbolisch geordnete Welt nach innen nimmt, nimmt er die Deutung seiner Sozialität nach innen und wird in dieser Sozialität ein von dieser Sozialität gedeutetes und damit auch ein sich selbst deutendes Subjekt.* Wie das Subjekt sich selbst oder andere Subjekte oder Dinge seiner Um-Welt im Einzelnen deutet, ist erst einmal nichts anderes als das Erinnern und Repetieren gesellschaftlich erarbeiteter Formen der Selbst- und Fremdthematisierung. Spricht das Subjekt von „Subjekten“ oder „Objekten“, dann spricht es nicht über eigenständige Entitäten, sondern es aktiviert durch diesen Sprachgebrauch soziale Perspektiven und Umgangsweisen mit Symbolen. Doch weil das Subjekt diese Formen nicht nur zwanghaft und immer wieder repetiert bzw. „aufsagt“, sondern wegen seiner „exzentrischen Positionalität“ (Plessner) an ihnen arbeiten muss (d. h. diese wahrnimmt und erneut ausdeutet), findet und erfindet es sich stets aufs Neue.

Wie fluide der Subjektbegriff ist, dies zeigt auch eine stark verkürzte und hoch selektive Skizze der Historie dieser Vorstellung. Homer sang fast ein Jahrtausend vor der christlichen Zeitenwende zwei berühmte Lieder: das erste über den *Abstieg* einer seinen Gefühlen vertrauenden, jähzornigen und ehrlichen männlichen Identität (Achill) und das zweite über den *Aufstieg* der kalkulierenden, kühl denkenden, lügenden und gezügelten Identität (Odysseus) – manche sehen in der Figur des Odysseus bereits die Aufklärung (und deren Dialektik) grundgelegt (vgl. Horkheimer/Adorno 1971; kritisch Oevermann 1998). Hier im klassischen Griechenland entsteht die Vorstellung eines geistigen rationalen Selbst, das in der Lage ist, den auch unwilligen Körper zu binden und zu bändigen (Beispiel: Odysseus, der sich an den Mast seines Schiffes binden lässt, um einerseits den Gesang der Sirenen zu hören, ihm aber nicht zu verfallen). Noch deutlicher zeigt sich diese Selbsterschaffung des Selbst im alten Griechenland in der (nicht nur) von Sokrates geforderten Sorge um sich selbst. Sokrates erhebt

die Selbstsorge, die Abwendung des Blicks von außen auf sich selbst, um sich für die Wahrheit aufnahmefähig zu machen, für die oberste Tugend in Athen und war damit einer der wesentlichen Geburtshelfer des europäischen Subjekts (vgl. Foucault 2004: 26ff.).

Das Christentum brachte (durchaus von der platonischen Philosophie inspiriert) mit der Zeitenwende auch den Glauben in die Welt, dass das Besondere des Menschen seine Seele sei, die wiederum göttliches Geschenk und somit ein Teil Gottes im Menschen sei, den er jedem Menschen eingehaucht habe. Noch im Mittelalter stritt man über die Frage, wann genau und auf welchem Wege die göttliche Seele in den Körper des Menschen findet und wann und wie sie den Körper wieder verlässt. Und so kam es über hunderte von Generationen zu dem Kampf zwischen der guten Seele und dem sündigen, weil menschlichem Fleisch. Gerade wenn das Fleisch schwach war, war es stark, da es den Geist besiegen konnte. Jener konnte allerdings durch besondere asketische Übungen gestärkt werden, was dazu führte, dass die Seele den Körper nicht nur zügeln, sondern auch veredeln konnte. Nicht jeder konnte diesen Kampf gewinnen. Und die Frage Dantons, von Büchner ihm in den Mund gelegt, was in uns stiehlt, hurt und mordet, ist noch später Ausdruck dieser inneren Selbstaufklärung (welche die Psychoanalyse später aufgreifen und systematisieren wird), und sie zeigt, wie langlebig das christliche Muster der Selbstdeutung war.

Das Zerschneiden einer festen Gesellschaftsordnung und die Erfahrungen mit der Macht des Einzelnen in der abwechslungsreichen Geschichte der italienischen Städte des 15. Jahrhunderts, die Wiederentdeckung der alten Schriften und Kulturen durch Kaufleute, die europäischen Humanisten, die Aufklärung und der proklamierte Tod Gottes führten im Europa des 18. Jahrhunderts zur Geburt einer Vorstellung, die, nachdem sie etwa drei Jahrhunderte dominant war, auch heute noch, wenn auch nicht mehr konkurrenzlos, die sozial- und kommunikationswissenschaftlichen Ideen von der Besonderheit der Instanz der handelnden Stellungnahme beeinflusst. Gemeint ist die wesentlich von Descartes in die Welt gebrachte Vorstellung eines im Inneren des Menschen (vornehmlich im Kopf oder Gehirn) platzierten „Ich“, das als einheitliche, unteilbare, lebendige, geistige Substanz den Kern des Menschen bildet. Dieser Kern ist (so die heute noch anzutreffende Vorstellung) bereits mit der Geburt vorhanden, entfaltet sich Laufe der Ontogenese (bei manchen Theoretikern nach einem biologisch vorgegebenen Reifungsprogramm), bleibt aber im Kern mit sich selbst identisch. Diese geistige Substanz sei, so die Vorstellung, der wirkliche Herr über den Körper, sie sei sogar in der Lage, gegen den Körper und seine Gefühle zu entscheiden. Dieses Ich sei das Zentrum des Menschen, sein eigentliches „Wesen“, es trage die Verantwortung für das Tun seines Körpers. Das „Ich“ ist demnach mein Innerstes, das, was nur mir ist. Das, was ich bin. Das, was denkt, und deshalb denkt, es sei.

Mit dem Aufkommen der Sozialwissenschaften zum Ende des 19. Jahrhunderts erodierte allerdings die Vorstellung vom zentrierten Subjekt als geistige Substanz allmählich. Insbesondere anthropologische und soziologische Theorien wiesen die dualistische Vorstellung eines geistigen Ich, das sich substantiell vom Körper unterscheidet, zurück, kritisierten sie als im Kern religiös und machten das Argument stark, dass ein menschliches Ich keineswegs eine eigene Substanz sei, sondern „natürliches“ Ergebnis gesellschaftlicher Interaktion. Marx und Durkheim und natürlich die amerikanischen Pragmatisten (und hier vor allem George Herbert Mead) betonten immer wieder die monistische Sicht,⁹ nach der die Identität des einzelnen Menschen ein Interaktionsprodukt ist, das im Laufe der Ontogenese erst entsteht und auch durch Interaktionsprozesse dort erst seine konkrete Form annimmt (allgemein vgl. die Beiträge in Grundmann/Beer 2004). Dennoch herrscht auch hier die Idee einer *einheitlichen*, wenn auch prekären Identität vor (vgl. auch Hall 1994). Prekär ist diese Identität, weil sie durch Interaktion gefährdet werden kann, sie kann sich entwickeln, sich aber auch sprunghaft verändern oder massiv geschädigt werden. Dennoch bleibt in dieser Sicht die Identität der Mittelpunkt des Menschen, seine verantwortliche Instanz (vgl. z. B. Strauss 1974; Goffman 1977, 2005).

Schon in diesen interaktionistischen Theorien wird gelegentlich davon gesprochen, dass Menschen je nach Situation und Sozialisation mehrere Identitäten „besitzen“ können. In neueren, durch den Poststrukturalismus beeinflussten Ansätzen spricht man gar von Identitäten ohne echten Kern (vgl. Laclau 1990), von Subjektpositionen, die mit der diskursiven Position in eins fallen (etwa Laclau/Mouffe 1991: 153). Hier ist die Identität nicht mehr um einen Kern zentriert, sondern in mehrere Teile „zerstreut“. Diese Flexibilisierung und *Dezentrierung* der Instanz handelnder Stellungnahme (vgl. Castells 2002: 121ff.) beschleunigt sich einerseits durch die rasante Bedeutungszunahme neuer Medien (insbesondere das Internet), andererseits durch die von allgemeinen Globalisierungsprozessen in Gang gebrachte Erosion von Landes-, Sprach- und Kulturgrenzen, weshalb Rosa auch den Aufstieg der *situativen Identität* glaubt beobachten zu können. Unter den Zwängen einer Beschleunigungsgesellschaft wird Rosa zufolge die Idee eines auf Dauer oder Langfristigkeit angelegten Identitätsprojekts aufgegeben. „An die Stelle des durch eine relativ zeitesistente Identität charakterisierten Persönlichkeitstyps der klassischen Moderne tritt die Figur des situativen „gestaltwandelnden“ Selbst [...] bzw. der Pastiche-Persönlichkeit.“ (Rosa 2005: 372) Wenn es aber die Einheit kulturell gebundener Interaktion ist, die eine einheitliche Identität schafft, so fragt Villem Flusser weiter, was passiert,

9 Wie sehr auch hier noch bewusstseinstheoretische Vorstellungen die scheinbar monistisch daher kommenden Ansätze durchdrangen, hat Habermas wiederholt nachgewiesen (vgl. z. B. Habermas 1988).

wenn in globalisierten Gesellschaften die Einheit von Kultur de facto nicht mehr oder nur noch sehr begrenzt gegeben ist. Sind dann individuelle Identitäten nur noch „Verknötungen im energetischen Raum“ (Flusser 1993: 77)? Müssen wir also davon ausgehen, dass „wir nicht etwas sind, sondern ein Wie-sich-in-Beziehungen-verknöteten. [...] Das ‚Ich‘ ist jenes Wort, wozu ‚Du‘ gesagt wird. [...] ‚Ich‘ ist das ‚Du‘ des Gegenübers.“ (ebd.: 76) Noch weiter löst Bruno Latour die Bedeutung des „Ich“ auf. Der Einzelne ist neben und mit allen Dingen, Mikroben und Tieren und vielen anderen nur ein kleines Teilchen unendlicher und unendlich vielfältig vernetzter Handlungsketten, die auch ohne Intention aufeinander wirken und Handlungen hervorbringen. Nicht mehr der Mensch allein ist ein Akteur, sondern alle, die Wirkungen hervorrufen. „Akteur ist, wer von vielen anderen *zum Handeln gebracht* wird.“ (Latour 2007: 81)

Viele Neurowissenschaftler/innen gehen seit gut einem Jahrzehnt noch weiter: Sie verkünden in und mit den Medien lautstark das endgültige Ende des Subjekts (stellvertretend vgl. Prinz 2004a, 2004b; Singer 2003). Sie stellen dabei das Gehirn bzw. die Gehirnschaltungen als Urgrund und Ursprung menschlichen Tuns vor. Die Vorstellung eines „Ich“ ist demnach eine vom Gehirn selbst geschaffene Illusion, die dem Organismus lediglich die falsche Gewissheit liefert, er selbst bzw. eine besondere Inneninstanz sei der Urheber und Autor jeglichen bewussten sinnhaften Handelns und Kommunizierens. Pikanterweise stammt eine der schärfsten Formulierungen hierzu nicht von einem Neurobiologen, sondern von einem Philosophen:

„Die naturalistische Antwort auf das Problem der *individuellen* Subjektivität lautet: Die ‚Perspektive der ersten Person‘ ist ausschließlich ein Darstellungsphänomen, dem nichts in der objektiven Struktur der Welt entspricht. Wir sind nicht auf mysteriöse Weise mit einer besonderen innerweltlichen Person und ihrem Standpunkt identisch, sondern wir besitzen in diesem Sinne *überhaupt keine Identität*. Wir sind eine intern mehr oder weniger stark korrelierte Menge aus physischen und psychologischen Eigenschaften, die sich durch die Zeit bewegt. Die *Einheit* des Selbstbewusstseins ist eine repräsentationale Fiktion.“ (Metzinger 1996: 151, Hervorhebungen im Original; vgl. auch Metzinger 2005; ähnlich scharf aus Sicht der Gehirnforschung Roth 2004, 2007; moderater Pauen 2007)

Um nicht missverstanden zu werden: Ich will nicht sagen, das Mead einen besseren, einen angemesseneren Identitätsbegriff hatte als Darwin oder Descartes. Der Begriff der Identität, des Subjekts, des Ich wurde im Laufe der Geschichte *nicht* zunehmend klarer von der Wissenschaft herauspräpariert, sondern die Wissenschaft hat die historischen Formen der Subjektivierung jeweils „gefunden“. Aber nicht nur das: Sie hat auch an diesen Formen der Subjektivierung tatkräftig mitgearbeitet. Denn der Gegenstand der Sozialwissenschaften (Menschen und deren

Handeln) reagiert nicht nur auf die eigene Praxis, weil die Handelnden das Vergangene interpretieren und ihr Handeln danach neu orientieren, sondern die Handelnden reagieren sehr sensibel auf Deutungen ihres Handelns z. B. durch die Religion, die Politik oder die Wissenschaften. Und je mehr die Wissenschaftler/innen sich in ihren Publikationen an die Öffentlichkeit wenden und je leichter die Öffentlichkeit an die Ergebnisse der Wissenschaft gelangen kann, desto leichter und nachhaltiger wird die Wissenschaft das von ihr Untersuchte auch irritieren und am Aufbau von Neuem beteiligt sein. Insofern konstituieren die Wissenschaften ihren Gegenstand immer mit. Dieses Wissen ist eigentlich nicht besonders neu, überraschend ist nur, dass es in Erinnerung gerufen werden muss.

Wie kann man die Geschichte des Subjekts (oder gar die Geschichte der Vernunft des Subjekts) schreiben? Zum einen, indem man die Geschichten vom Subjekt historisch aufarbeitet und kartographiert, zum anderen, indem man eine metatheoretische allgemeine Struktur des Subjekts versucht zu entwerfen. Da Letztere wohl immer auch und nur historisch sein wird, weil es keinen wirklichen Ausstieg aus der eigenen Geschichtlichkeit geben kann, verbleibt nur die erste Möglichkeit, also die Geschichten über das Subjekt aufzuschreiben. Aber welchen Wert hat eine solche Arbeit? Zumindest den, dass er die Bescheidenheit fördert, Zweifel säht und Gewissheiten auflöst.

5. Phänomenologische Deskription – eine Protozoziologie?

Die phänomenologisch orientierte Sozialforschung glaubte sich lange Zeit sicher zu sein vor der *Historisierung* und *Soziologisierung* des Subjektbegriffs und des Subjekts (bzw. des Ichs, des Akteurs etc.) oder genauer: vor den Problemen, die damit einhergehen. Denn sie währte (oder wähnt) sich im Glauben, mit den von Alfred Schütz und im Anschluss daran von Thomas Luckmann erbrachten Bestimmungen des „Ich“ (die für die gesamte phänomenologisch orientierte Sozialforschung von grundlegender Bedeutung sind) ein Fundament zu haben, das Bestand hat, da es ausdrücklich „vor“ jeder Soziologie erbaut war. Oder anders ausgedrückt: Dieses Fundament gilt als Untergrund der Soziologie, auf den sie fest gebaut werden kann. Diese Sicherheit scheint mir zu schwinden, und ich möchte im Weiteren diesen Zweifeln nachgehen und prüfen, ob die „protozoziologischen“ Bestimmungen von Schütz und vor allem die von Luckmann stimmig erscheinen.

Referenzpunkt aller phänomenologisch fundierten Sozialforschung ist das „Ich“ (das Ego) inklusive seiner (aktiven wie passiven) Bewusstseinsleistungen. Wenn man allerdings genau ist, dann gehen die „Leistungen“ des Bewusstseins nicht auf ein (so wollendes) Ich zurück, sondern das Bewusstsein „arbeitet“ ei-

genständig, ohne Steuermann. Das Bewusstsein, das stets und nur ein *Bewusstsein von etwas* ist, „konstituiert sich in fortlaufenden Synthesen. Diese Synthesen sind automatisch, das Bewusstsein kann sozusagen nicht anders; seine automatischen oder passiven Leistungen können nicht gesteuert oder ausgeschaltet werden“ (Luckmann 1992: 29; Schütz 2004a: 179ff.; Eberle 1984: 33ff.). Und weiter heißt es zu dem Verhältnis von Ich und Bewusstsein:

„Aus dem Bewußtseinsstrom heben sich aufgrund passiver Synthesen Erlebnisfolgen ab. Infolge von Ich-Zuwendungen bilden sich im Ablauf der Erlebnisse einzelne Erfahrungen aus; im reflexiven Zugriff des Bewußtseins wird manchen Erfahrungen ein Sinn verliehen.“ (Luckmann 1992: 32)

Dabei ist die Zuwendung des Ichs zu seinen Erfahrungen – so Alfred Schütz – frei von Notwendigkeit und somit dem Willen des Ichs und seiner Sicht der Dinge zuzuschreiben:

„Wir können nun den *Gesamtzusammenhang der Erfahrung auch definieren als den Inbegriff aller durch das Ich als freies Wesen in einem gegebenen Zeitpunkt seiner Dauer vollziehbaren reflexiven Zuwendungen [...] auf seine abgelaufenen in phasenweisem Aufbau konstituierten Erlebnisse.*“ (Schütz 2004: 184, Hervorhebungen im Original).

Was genau an dieser zentralen Stelle das „Ich“ tut oder was im Bewusstsein sich passiv ereignet, bleibt aus meiner Sicht dunkel. Klar ist jedoch, dass Ich und Bewusstsein nicht deckungsgleich sind, sondern dass sich das Erste dem Zweiten zuwenden und diesem Sinn verleihen kann. Weniger dunkel sind die Formulierungen, wenn die Eigenschaften dieses Ego, seine Orientierung in Raum und Zeit, sein Handeln, sein Entscheiden in der wesentlich von Alfred Schütz inspirierten mundanphänomenologischen *Protosoziologie* Thomas Luckmanns beschrieben wird (vgl. hierzu auch die sehr hilfreichen Ausführungen in Eberle 2000: 55–80 und Schnettler 2006: 73f.). Diese grenzt sich ausdrücklich von der transzendental-phänomenologischen Vorgehensweise Husserls ab (vgl. Luckmann 2007: 46f.) und schlägt eine *deskriptive Phänomenologie* der Grundstrukturen des Alltagslebens vor, mit dem Ziel

„eine Matrix für die innerhalb der Einzelwissenschaften geleisteten empirischen Analysen zu schaffen [...]. Die Matrix ist nicht ‚Theorie‘, d. h. sie hat keine direkte Verbindung zur ‚Logik‘ der Erklärung. Sie stellt aber nicht bloß eine Taxonomie dar, die auf klassifikatorischen Entscheidungen beruht. Sie basiert vielmehr auf einer strengen Methode zur Aufdeckung und Erhebung invarianter Strukturen jener *bewussten* Aktivitäten, aus denen sich menschliches Handeln konstituiert.“ (Luckmann 2007: 52, Hervorhebung J.R.)

In einem Nachwort zu diesem 1973 erschienenen Aufsatz schreibt Luckmann dann ergänzend, präzisierend und an (für meinen Argumentationsgang) entscheidender Stelle auch modifizierend:

„In radikaler philosophischer Reflexion, die einer genauen Evidenzregel folgt, [...] werden die Strukturen theoretischer und vorthoretischer Aktivitäten geklärt und zurückverfolgt auf ihre Verwurzelung in aktiven und *passiven Synthesen* des Bewusstseins. Dies ist also ein Explikationsprozess, an dessen Anfang und Ende die direkteste Evidenz überhaupt steht: die Inspektion der unmittelbaren Erfahrung.“ (Luckmann 2007: 60, Hervorhebungen J.R.)¹⁰

Dass Luckmann damit an die Vorstellung Husserls zur passiven Konstitution von Wahrnehmung und an Überlegungen von Schütz anschließt, ändert nichts daran, dass hier neben aktiven auch passive Schlüsse eine Rolle spielen.

Alfred Schütz hat im Übrigen im Anschluss an Leibniz noch eine andere Sorte von Bewusstseinsleistungen benannt, die zwischen bewussten und unbewussten Aktivitäten changieren: die „petite perceptions“. Ihnen räumt Schütz eine *zentrale* Stellung für die Entscheidung zwischen Handlungsentwürfen ein (vgl. auch Reichertz 2006). Es sind die Wahrnehmungen, „derer wir uns nicht bewußt sind, entweder weil diese Eindrücke zu klein und zu zahlreich sind oder weil sie bis zu einem solchen Grad vereinheitlicht sind, daß sie weder getrennt noch unterschieden werden können“ (Schütz 2004b: 307). Es sind diese petite perceptions, „die, ohne daß wir es wissen, viele unserer Handlungen bestimmen“ (ebd.). In seinem lesenswerten Buch *Lebensweltanalyse und Handlungstheorie* hat Thomas Eberle auf die zentrale Bedeutung der „kleinen Wahrnehmungen“, der „petite perceptions“, für die Handlungs- und (wenn man so will) für die Entscheidungstheorie von Alfred Schütz hingewiesen (vgl. Eberle 2000: 149ff.). Leider ist dieser Überlegung innerhalb der phänomenologischen Diskussion (noch) zu wenig Beachtung geschenkt worden.

Doch zurück zu der These Luckmanns: Demnach ist zentraler Teil der beschriebenen Matrix das „Ich“. Es ist der Ausgangspunkt für alles Weitere. In dieser Sicht der Dinge baut das „Ich“ die Welt aufgrund seiner Erfahrung um sich herum schichtweise auf. Im Kern dieser Konstruktion ruht ein „Ich“, das zu sich als Gegenüber einen Alter entwirft: jemanden, der Nicht-Ego ist, aber im Prinzip der Gleiche. Dieser andere, so die (pragmatische) Annahme des Ichs, hat zwar eine gesonderte Stellung zur Welt, aber wenn er mit mir oder ich mit ihm die Stellung tauschen würde, sähen wir das, was der jeweils andere sieht (Rezip-

10 Wohl wegen dieser Evidenzbasis ist, so Luckmann, die phänomenologische Methode keine Methode der Wissenschaft „und sie kann es auch nicht sein“ (Luckmann 1979: 197). Konsequenz daraus: „Aber obwohl die Phänomenologie systematisch und empirisch ist, ist sie keine Wissenschaft.“ (ebd.: 197)

rozität der Perspektiven). Das „Ich“ baut um sich herum aber auch die übrige Welt auf: die Sozialität, den Raum und die Zeit. Alles wird aufgrund der dem „Ich“ eigenen Relevanzen geschichtet und angeordnet. Dabei benutzt das „Ich“ zwei Gliederungselemente: a. Schichtung von Nähe/Ferne und b. Schichtung nach relevant/unrelevant. Diese „Geologie der Lebenswelt“ (Luckmann 2007: 60) ist, nur so kann man es verstehen, Ergebnis von *Deutungsakten* und von *Entscheidungen* dieses „Ich“. Das „Ich“, das die Welt um sich herum aufschichtet, erfährt eine unüberwindliche Trennung zwischen sich und den anderen und muss von Beginn an schon entscheiden, auswählen, anordnen, selektieren. Alle diese Entscheidungen bedürfen der Kriterien, der Normen, der Vorlieben, der Wünsche, der Neigungen, des Wissens.

Denkt man nun eine solche Konzeption (auch wenn sie zweifellos nur eine grobe Skizze ist) durch, dann stellt sich die Frage, wie dieses „Ich“ entscheiden kann, woher es seine Selektionsmuster hat und woher sein Wissen stammt. War das „Ich“ von Geburt an da, besteht es allein aus Bewusstsein oder hat es ein Bewusstsein? Weiß es von Beginn an von sich selbst, seinen Grenzen und Relevanzen oder entwickelt sich all das erst nach der Geburt?¹¹ All diese Fragen darf man stellen, weil es sich bei diesen phänomenologischen Beschreibungen dem eigenen Anspruch nach weder um Metaphern noch um Modelle noch um transzendentallogische Überlegungen noch um abstrakte Taxonomien handelt, sondern um Idealisierungen,¹² die anstreben, „*die universellen Strukturen subjektiver Orientierung in der Welt zu beschreiben*“ (Luckmann 1979: 198, Hervorhebungen im Original) – was kein geringer Anspruch ist, impliziert er doch, dass (zutreffende) Aussagen über (die empirische) Welt gemacht werden (können).

6. Das Ich als Ausdruck gesellschaftlicher Praxis

Wenn man die oben formulierten Fragen auf der Suche nach einer Lösung durchdenkt, dann kommt man entweder in einen infiniten Regress oder man muss das „Ich“ als eine dem Körper eingeborene, entweder von der *Natur* oder von *Gott* dem Menschen mitgegebene Instanz begreifen. Das ist natürlich Meta-

11 Gewiss kann man einwenden, ich zeichnete hier ein Zerrbild der Phänomenologie. Im Gegensatz zu meinen Unterstellungen behaupte sie gerade keinen strikten Volitionismus, sondern betone (wie ja von mir selbst eingeräumt) die passiven Syntheseleistungen des Bewusstseins. Hier kann ich nur sagen, dass die phänomenologisch fundierte Sozialforschung eine beachtliche *Volitionsneigung* aufweist. Denn wenn es tatsächlich darum ginge, die unbewussten Syntheseleistungen zu berücksichtigen, dann macht es keinen (sprachlichen) Sinn, in diesem Zusammenhang stets vom „Ich“ zu sprechen.

12 Wie viel Wissen um eine bestimmte Sozialität in diesen Idealisierungen steckt, hat aus der Sicht eines Blinden eindrücklich Saerberg (2006: 19–58) gezeigt.

physik im strengen Sinne des Wortes. Wenn man die Sozialforschung jedoch nicht auf eine Metaphysik eines dem Körper eingeborenen oder von Gott gegebenen „Ichs“ mit der Fähigkeit, nach bestimmten Gesichtspunkten zu entscheiden, aufbauen will, dann muss man nach einer anderen Erklärung Ausschau halten.

Eine mögliche Antwort ist, dass man die Vorstellung eines bewusst entscheidenden „Ichs“ aufgibt. Diesen Weg scheint mir Luckmann (oft) zu gehen, wenn er, durchaus im Anschluss an Husserl und Schütz, von „aktiven und passiven Synthesen des Bewusstseins“ (Luckmann 2007: 60) spricht und immer weniger von einem die Geographie der Lebenswelt aus sich heraus schaffenden „Ich“. Diese Verschiebung des Aktivitätsakzents vom „Ich“ auf das Bewusstsein und die Hinzunahme passiver Synthesen als Leistungserbringer der Weltkonstitution des Ich löst indes nicht nur die angesprochenen Probleme nicht, sondern schafft neue. Einerseits droht das Ich nämlich mit dem Bewusstsein deckungsgleich zusammenzufallen (was wenig Sinn macht), andererseits stellt sich die Frage, ob unter „passiven Synthesen des Bewusstseins“ unbewusste oder reflexartige oder organische Aktivitäten des Bewusstseins zu verstehen sind. Und: Was hat man sich unter einer „passiven Aktivitäten des Bewusstseins“ vorzustellen? Und ist man, wenn man von „passiven Aktivitäten“ spricht, nicht ganz nah an Bestimmungen, die (wenn auch mit anderen Worten) so auch von den Neurowissenschaften vorgetragen werden? Die Vorstellung, ein „Ego“ würde sich selbst vor jeder Erfahrung bereits im Gegensatz zu dieser Welt und zu den anderen empfinden, also losgelöst von der Welt und isoliert von den anderen existieren und somit genötigt, ein Verhältnis zu dieser Welt und den anderen erst aufzubauen, ist, so vertraut es auch klingen mag, *keine* Protozoziologie, sondern eine Soziologie, die ihre eigene Zeiteingebettetheit unterschlägt. Auch Egos werden nicht erwachsen geboren, sondern müssen es erst noch werden. Alle Egos müssen eine Ontogenese durchlaufen und diese ist eingebettet in eine Phylogenese und diese ist im Laufe der Menschheitsgeschichte gestaltet, verändert und modifiziert worden. Auch Egos sind (wie die Protozoziologie) eine soziale Konstruktion.

Ich denke, es spricht vieles dafür, dass ein „Ich“ und natürlich auch die Vorstellung, ein „Ich“ zu sein bzw. ein „Ich“ zu haben, sich aus der sozialen Praxis einer Gesellschaft konstituiert – und genau das haben ja und vor allem auch Berger und Luckmann (1969) überzeugend für die Entwicklung der persönlichen Identität des Menschen dargelegt (vgl. hierzu auch Stegmaier 2006). Der Organismus erfährt von Beginn seines Lebens an vieles, was ihm gut tut, und vieles, was schmerzt – noch bevor ein eigenes „Ich“ ontogenetisch „aufgetaucht“ ist. Der Organismus lernt, sich zu bewegen, zu krabbeln und zu plappern, er reagiert auf seine Mitmenschen, er kommuniziert sogar auf seine Weise, er kann

die wesentlichen Bedeutungen der Kommunikation seiner Nächsten verstehen, auch dann, wenn er noch kein einziges Wort kennt. Viele von diesen Fähigkeiten und auch sehr viel von diesem Wissen sind dabei dem Körper bereits bei der Geburt inhärent. Der Organismus erwirbt aufgrund seiner Interaktion mit seiner Welt, und noch wichtiger: aufgrund der Interaktion der Welt mit ihm, viel, sehr viel Wissen von sich, von den anderen und von der Welt – auch wenn das Wissen noch nicht im Griff seines Bewusstseins, sondern in seinem gesamten Körper (also auch, aber nicht nur im Gehirn) gespeichert wird (allgemein vgl. die Beiträge in Reichertz/Zaboura 2006). Die hier vertretene Konzeption geht davon aus, dass der Organismus nicht ohne Wissen auf die Welt kommt – und damit macht sie wie die phänomenologische Deskription Aussagen über den Menschen vor der „soziologischen Klammer“. Dieses Wissen ist zum einen die Gabe der Phylogenese an die jeweils aktuelle Generation und zum anderen das in den Körper (Gehirn) eingeschriebene Wissen, das aus der aktuell in der Sozialisation erfahrenen praktischen Interaktion resultiert. Damit enthält diese Konzeption also ebenfalls eine Metaphysik – nämlich die des Biologischen und des praktisch erworbenen Körperwissens. Der Vorteil dieser Metaphysik ist, dass sie stimmiger erscheint als die Annahme eines isolierten, dem Organismus bereits eingeborenen „Ichs“.

Das „Ich“ „emergiert“ in dieser Sicht aus einer sozialen Praxis. Dabei wird Wissen in einer Gemeinschaftshandlung in den Körper eingeschrieben. Das „Ich“ ist also das Ergebnis sozialer Praxis und ist ihr nicht vorgängig. Das Selbstbewusstsein stellt sich später ein, nämlich dann, wenn das verkörperte „Ich“ sich selbst so zuwendet, wie es sich den Dingen seiner Umwelt zuwendet (vgl. auch Mead 1973; Tomasello 2002, 2008). Aber auch diese Zuwendung zu sich selbst vollzieht sich mit den Praktiken und Deutungen, die sozial erworben sind. „Ich“ und Selbstbewusstsein variieren deshalb mit Zeit und Gesellschaft nicht zufällig, sondern systematisch. Jede Gesellschaft produziert ihre eigene Form des „Ich“ und der Selbstzuwendung.¹³ *Über die gesellschaftliche Einheit der Handlung konstituiert sich also ein „Ich“, das sich dann erst als handelndes „Ich“ entdeckt und das sich dann als solches darstellt.* Kurz: Das Ich ist immer ein handelndes Ich und es ist durch gesellschaftliches Handeln zu einem Ich gemacht worden. Es, das Ich, glaubt von sich, soll von sich glauben und muss von sich glauben, Herr über sein Handeln zu sein. Dieses Ich ist Ergebnis von Handlungen und es ist zugleich der Akteur seines Handelns. Sein Handeln geht auf sein historisch gewordenen Ich zurück. Frei im Sinne von *ursächlich verantwortlich* kann dieses soziale Ich nicht sein. Dennoch wird es darauf verpflichtet. Und deshalb entsteht es – nämlich das Ich als freies Ich. Der (einzelne) Mensch

13 In dieser Form stimmt auch eine Reihe von Neurowissenschaftlern dieser Aussage zu, so z. B. Prinz (2004), Singer (2003) und Pauen (2007).

ist nicht von „Natur aus“ auf Freiheit angelegt. Die Freiheit des Menschen, wie die Freiheit des „Ich“, sind historische, noch nicht einmal so alte Ideen, die auf dem christlichen und aufklärerischen Denken beruhen und zutiefst davon geprägt sind. Mit der Idee von Freiheit wird die Freiheit (in bestimmten Grenzen und Maßen) zur gesellschaftlichen Verpflichtung. Und durch die Pflicht zur Wahl wird es erst das, was von ihm behauptet wird – nämlich frei.

Ähnliches gilt für die Einheit des „Ich“. Auch diese ist historisch erarbeitet und so haben z. B. die griechische Antike, die christliche Askeselehre wie auch andere Formen der Selbstbesinnung, der Selbstsorge und der Selbstfeststellung die Praktiken und Techniken bereitgestellt, wie die Einheit des „Ich“, des Subjekts her- und sichergestellt werden konnte. Freiheit und Einheit des „Ich“, des Subjekts, sind also gesellschaftlich vorbereitet, gesellschaftlich in bestimmte Bahnen gelegt und in diesen Grenzen auch gesellschaftlich verbürgt und sanktioniert. Das Subjekt oder genauer: das, was man in der europäischen Denktradition unter „Subjekt“ versteht, also das transzendente Subjekt, ist somit (und darin gleicht es dem empirischen Subjekt, dem Individuum) zutiefst sozial geformt: es ist sozial geschaffen. Nicht nur der einzelne konkrete Mensch ist in Leib und Seele von den sozialen Verhältnissen maßgeblich gestaltet, sondern in den sozialen Verhältnissen jeder Zeit ist eine Form der Subjekthaftigkeit eingelassen, die allen Subjekten ein vergleichbares Format gibt. Diese jeweils historische „Subjektformation“, dieses „Ich“, hat nicht gewählt, wählen zu können, so gestaltet zu sein und gestaltet zu werden, wie es gestaltet wurde und gestaltet wird. Es wurde gestaltet. Wählen zu können, ja wählen zu müssen gehört dieser Zeit zu seiner Subjekthaftigkeit, macht seine historische Besonderheit aus. Und wenn diese konkreten Subjekte, diese Individuen, in ihrer Zeit handeln, dann wählen sie unter den auferlegten Alternativen aus oder genauer: dann *wählten* sie unter Alternativen aus. Denn einiges spricht dafür, dass dieses sinnhaft handelnde Subjekt, das zwischen Handlungsentwürfen wählte, das plante und Pläne verfolgte, der Vergangenheit angehört, und dass die qualitative Sozialforschung einer Subjektformation anhängt und sie damit in der Literatur am Leben erhält, die es so nicht mehr gibt – wenn es sie je gegeben hat. Die Frage ist allerdings, was die qualitative Sozialforschung erwartet, wenn sie sich von dem Glauben an das „Subjekt“ verabschiedet.

Literatur

Abels, Heinz: Identität, Wiesbaden 2006

Berger, Peter/Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt am Main 1969

Castells, Manuel: Das Informationszeitalter, Opladen 2002

- Colliot-Thélène, Catherine: Max Weber und die deutsche Soziologie, in: Berliner Journal für Soziologie, 4/2005, S. 463–484
- Damasio, Antonio: Ich fühle, also bin ich. Die Entschlüsselung des Bewusstseins, München 2000
- Eberle, Thomas: Lebensweltanalyse und Handlungstheorie. Beiträge zur verstehenden Soziologie, Konstanz 2000
- Eberle, Thomas: Ethnomethodologische Konversationsanalyse, in: Hitzler, Ronald/Honer, Anne (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik, Opladen 1997, S. 245–280
- Eberle, Thomas: Sinnkonstitution in Alltag und Wissenschaft, Bern 1984
- Elster, Jon: Subversion der Rationalität, Frankfurt am Main 1987
- Flusser, Vilém: Die Informationsgesellschaft als Regenwurm, in: Kaiser, Gert/Matejovski, Dirk/Fedrowitz, Jutta (Hg.): Kultur und Technik im 21. Jahrhundert, Frankfurt am Main 1993, S. 69–78
- Foucault, Michel: Analytik der Macht, Frankfurt am Main 2005
- Foucault, Michel: Hermeneutik des Subjekts, Frankfurt am Main 2004
- Giddens, Anthony: In Defence of Sociology, Cambridge 1996
- Goffman, Erving: Rede-Weise. Formen der Kommunikation in sozialen Situationen, Konstanz 2005
- Goffman, Erving: Stigma, Frankfurt am Main 1977
- Grundmann, Matthias/Beer, Raphael (Hg.): Subjekttheorien interdisziplinär, Münster 2004
- Habermas, Jürgen: Technik und Wissenschaft als „Ideologie“, Frankfurt am Main 1976
- Hall, Stuart: Rassismus und kulturelle Identität, Hamburg 1994
- Joas, Hans/Knöbl, Wolfgang: Sozialtheorie, Frankfurt am Main 2004
- Laclau, Ernesto: New Reflections on the revolutions of our time, London 1990
- Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal: Hegemonie und radikale Demokratie, Wien 1991
- Latour, Bruno: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft, Frankfurt am Main 2007
- Lessenich, Stephan: Die Neuerfindung des Sozialen, Bielefeld 2008
- Luckmann, Thomas: Lebenswelt, Identität und Gesellschaft, Konstanz 2007
- Luckmann, Thomas: Theorie des sozialen Handelns, Berlin 1992
- Luckmann, Thomas: Phänomenologie und Soziologie, in: Sprondel, Walter/Grathoff, Richard (Hg.): Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften, Stuttgart 1979, S. 196–206
- Mead, George Herbert: Geist, Identität und Gesellschaft, Frankfurt am Main 1973
- Metzinger, Thomas: Die Selbstmodell-Theorie der Subjektivität, in: Herrmann, Christoph/Pauen, Michael/Rieger, Jochen/Schick Tanz, Silke (Hg.): Bewusstsein. Philosophie, Neurowissenschaften, Ethik, München 2005, S. 242–269
- Metzinger, Thomas: Niemand sein. Kann man eine naturalistische Perspektive auf die Subjektivität des Mentalen einnehmen? in: Krämer, Sybille (Hg.): Bewußtsein. Philosophische Beiträge, Frankfurt am Main 1996, S. 130–154
- Marquard, Odo: Abschied vom Prinzipiellen, Stuttgart 1981
- Pauen, Michael: Was ist der Mensch, München 2007
- Prinz, Wolfgang: Kritik des freien Willens. Bemerkungen über eine soziale Institution, in: Psychologische Rundschau, 4/2004, S. 198–206

- Reichertz, Jo: Qualitative Sozialforschung. Ansprüche, Prämissen, Probleme, in: Erwägen – Wissen – Ethik, 2/2007a, S. 195–208
- Reichertz, Jo: Qualitative Forschung auch jenseits des interpretativen Paradigmas? in: Erwägen – Wissen – Ethik, 2/2007b, S. 276–293
- Reichertz, Jo: Die Macht der Worte und der Medien, Wiesbaden 2007c
- Reichertz, Jo: Was bleibt vom göttlichen Funken? in: Reichertz/Zaboura, Nadia (Hg.): Akteur Gehirn, Wiesbaden 2006, S. 189–206
- Reichertz, Jo: Order at all Points. Lassen sich Diskursanalyse und Hermeneutik gewinnbringend miteinander verbinden? in: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.): Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit, Konstanz 2005, S. 149–178
- Reichertz, Jo/Zaboura, Nadia (Hg.): Akteur Gehirn, Wiesbaden 2006
- Rehberg, Karl-Siebert: Handlungsbezogener Personalismus als Paradigma, in: Berliner Journal für Soziologie, 4/2005, S. 451–461
- Rosa, Hartmut: Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne, Frankfurt am Main 2005
- Roth, Gerhard: Persönlichkeit, Entscheidung und Verhalten. Warum es so schwierig ist, sich und andere zu ändern, Stuttgart 2007
- Roth, Gerhard: Das Problem der Willensfreiheit. Die empirischen Befunde, in: Information Philosophie, 5/2004, S. 14–21
- Saerberg, Siegfried: „Geradeaus ist einfach immer geradeaus“. Eine lebensweltliche Ethnographie blinder Raumorientierung, Konstanz 2006
- Schnettler, Bernt: Thomas Luckmann, Konstanz 2006
- Schütz, Alfred: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt, Konstanz 2004a
- Schütz, Alfred: Relevanz und Handeln I, Konstanz 2004b
- Schütz, Alfred: Parson's Theorie sozialen Handelns, in: Schütz, Alfred/Parsons, Talcott: Zur Theorie sozialen Handelns, Frankfurt am Main 1977, S. 27–78
- Schütz, Alfred: Rationalität in der sozialen Welt, in: Schütz, Alfred: Studien zur soziologischen Theorie. Gesammelte Aufsätze. Band 2, Den Haag 1972, S. 22–52
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas: Strukturen der Lebenswelt, Konstanz 2003
- Schützeichel, Rainer (Hg.): Emotionen und Sozialtheorie. Disziplinäre Ansätze, Frankfurt am Main 2006
- Singer, Wolf: Ein neues Menschenbild? Frankfurt am Main 2003
- Soeffner, Hans-Georg: Gesellschaft ohne Baldachin, Weilerswist 2000
- Stegmaier, Peter: Die Bedeutung des Handelns, in: Reichertz, Jo/Zaboura, Nadia (Hg.): Akteur Gehirn, Wiesbaden 2006, S. 101–120
- Strauss, Anselm: Spiegel und Masken, Frankfurt am Main 1974
- Tomasello, Michael: Origins of Human Communication, Cambridge 2008
- Tomasello, Michael: Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens, Frankfurt am Main 2002
- Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen 1976
- Weber, Max: Knies und das Irrationalitätsproblem, in: Weber, Max: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen 1973, S. 42–145

Ordo amoris: Die Sichtung des Anderen. Zu Schelers Phänomenologie der Befindlichkeit

Erwin Hufnagel

Ab 1914 hat Scheler an einer Abhandlung gearbeitet, die zu den persönlichsten und bedeutsamsten Bemühungen um die Klärung des eigenen philosophischen Wollens gehört. Der *Formalismus* war in seinen Grundzügen als Teil einer umfassenden Axiologie bereits entworfen und zu einem großen Teil durchkomponiert. Im emotionalen Apriorismus sah Scheler ein systematisches Zentralstück seiner Phänomenologie. Vergessene und verdrängte Traditionen der Vernünftigkeit des Herzens (Augustinus, Pascal, Rousseau, Herbart) galt es zu rehabilitieren. Der europäische Rationalismus und der kantsche Transzendentalismus wurden zum Problem. Schelers Hochschätzung der nietzscheschen und diltheyschen Philosophie des Lebens gründet im Bewusstsein verwandten Wollens. Die rationalistisch-aufklärerische Selbstvergewisserung des europäischen Menschen bedurfte der Kritik. In dieser Selbstidentifikation walteten fundamentale anthropologische und ontologische Illusionen, die zu einem großen Teil in aristotelischen Vorurteilen gründeten. Rationalismus und Aristotelismus waren in der europäischen Geistesgeschichte miteinander verschmolzen. Vernunftideologie und *animal rationale*-Anthropologie gewannen den Status von Selbstverständlichkeiten. Noch im schlichtesten Alltagsdenken mit seinen vermögenspsychologischen naiven Gliederungen sind sie am Werk. Scheler will diese fatale Tradition durchschauen und durchbrechen. Auf arrogant-pathetische Selbstinszenierung verzichtet er durchgängig. In seiner metaphysischen Phänomenologie – der schelersche Begriff der Metaphysik deckt sich nicht mit den (aristotelischen) geschichtlichen Vorgaben – vollzieht sich eine radikale Selbstdistanzierung des jahrtausendealten europäischen Denkens und Wertens. Dabei spielen die außereuropäischen Denkkulturen, die seit Schopenhauer und den historistischen Neuwertungen anderer Lebens- und Denkformen nach und nach in Erscheinung traten, für Scheler eine wichtige Rolle. Der Eurozentrismus war gebrochen. Damit eröffneten sich fundamentale Möglichkeiten der Kritik des europäischen Denkens. In der Fragment gebliebenen Abhandlung *Ordo amoris* (1957) sollten sie synoptisch dargestellt und aus einem Zentralbegriff entwickelt werden. Scheler intendierte dabei

auch eine Pathologie des Denkens und Wertens. Die europäische Geschichte des Denkens sah er auch als eine Geschichte der Erkrankung. Denken steht prinzipiell in der Möglichkeit der Verkehrung.

1. Phänomenal-normative und phänomenologisch-deskriptive Bedeutung des *ordo amoris*

Als Einstieg zur Korrektur wählt Scheler kein philosophisches Theorem, sondern eine schlichte Urerfahrung des Menschen. Der Mensch konstruiert nicht primär seine Welt; er ist vielmehr ein Teil der Welt. Der Mensch ist ein Weltstück, kontingent, empfindend, leidend, suchend, partiell orientierungslos in der Fülle wechselnder, sich unendlich überschreitender Horizonte. Als Weltstück hat er Welt, hat sich ihm das Sein erschlossen. Sinnlich-zeitliche Faktizität und geistige Seinsbezüglichkeit verbinden sich miteinander. Wir sind kein solipsistisches weltloses Ich. Ich-Bewusstsein und Welt-Denken sind korrelativ. Das Ich hat prinzipiell Welt; es sucht sich nicht seine Welt. Die Subjekt-Objekt-Spaltung ist ein Konstrukt des subjektphilosophischen Denkens, das cartesischer Rationalismus und kantscher Transzendentalismus teilen.

Scheler konzipiert eine voraussetzungslose Phänomenologie der Befindlichkeit des situativ-konkreten, leiblichen, sinnlich-geistigen Ich. Augustinische Töne klingen an. Das erste Wort des Textes lautet „Ich“. Dem Ich wird eine eigentümliche Reflexivität zugeordnet. Es findet sich zufällig-schicksalhaft in einer zugleich unermesslichen und prinzipiell ermessenen, erschlossenen Welt. Es befindet sich originär in der Welt. Als Ich hat es Welt; es findet sich im vorgängigen, unvordenklichen Bezug zur Welt. Wer Ich sagt, weiß um die Welt. Über dieses Wissen können wir nicht hinausgehen. Es ist die Urgegebenheit unseres Denkens und eben nicht in toto Leistung, Konstitution unseres Denkens. Wir verdanken uns dem Sein, das in der Form unseres Denkens erscheint, die es dennoch prinzipiell übersteigt. Unser Denken transzendiert sich zum Sein. Das Sein eröffnet sich uns im Denken. Schelers Phänomenologie gestaltet sich als Denkphilosophie, nicht als Ontologismus, obwohl die Unvordenklichkeit des Seins in ihr bedacht wird. Schelers Phänomenologie ist Logos-Lehre, Lehre von der Bezüglichkeit zwischen Denken und Sein. Kants Ding-an-sich-Problematik wird aufs einfachste gelöst: im Rückgang auf das alltäglich-ursprüngliche Weltbewusstsein qua Befindlichkeitsbewusstsein. Alle rationalen Konstruktionen der Welt aus einem weltlosen „reinen“ Ich führen in die Irre, sind pathologische Selbstinterpretationen des Denkens. Nur das in mehrfachem Sinne selbstvergessene Denken kann eine Frage nach dem Weg zum transzendenten Sein, nach der Objektivität des Objekts stellen. In einer Phänomenologie der natürlichen Welt-

sicht liegt die Lösung des Seinsproblems, das kein Subjekt-Objekt-Problem ist. Die Aufgaben dieser Phänomenologie sind gänzlich andere.

Wer sich in der Welt befindet, ist schicksalhaft in die Welt gezwungen. Wer sich in der Welt befindet, ist ohnmächtig, dem leiblich-zeiträumlichen Zufall von Anfang bis Ende ausgeliefert. Wir sind punktuell kontingentes Dasein, dem sich die Unermesslichkeit der Welt in seiner Punktualität erschlossen hat. Wir wissen in unserer Begrenztheit um Grenzenlosigkeit. Wir sind als Gefügtheit von Gegensätzlichkeiten. Die Welt begegnet mir im Bewusstsein meiner Befindlichkeit nicht primär als abstraktes, alles umgreifendes, übergegenständliches Totum, obwohl das natürliche Wissen auch, in welcher dunklen Form auch immer, irgendwie weiß. Sie erscheint mir in sinnlich-geistiger Gliederung. Befindlichkeit impliziert diverse Gegenstandsbezüge. Ich weiß um mich im Wissen um Objekte. Objekte sind mir in meiner Befindlichkeit emotional-voluntativ durchtränkt gegeben. Ich setze sie nicht, obwohl sie sich in ihrer eigentümlichen Gegebenheit auch meinem Denken verdanken. Mit der Phänomenologie des befindlichen Ich vollzieht Scheler eine tief greifende kategoriale und epistemologische Wende. Die Komplexität und originäre Vielbezüglichkeit des leiblich-sinnlich-geistigen in der Welt situierten Ichs tritt an die Stelle des welt-, zeit- und blutlosen Subjekts, das sich gottgleich seine Objektwelten zur Selbstspiegelung und zum Selbstgenuss erschafft. Im Transzendentalismus steckt mehr Theologie, als seine Verfechter ahnen.

Im Ich koinzidieren Mensch und Welt, Denken und Sein. Es ist in der Welt und es überschreitet denkend die Situativität in der Erschlossenheit der Welt. Das Ich hat seine eigentümliche monadische Welt in der vorgängigen Erschlossenheit des Seins. Scheler stellt sich in die monadologische Tradition. Das Ich trägt die strukturell-dynamischen Züge der Monas. Durch die jahrhundertelange Dominanz der Subjektsphilosophie ist die monadisch-metaphysische Tradition mehr oder weniger verloren gegangen. Scheler entdeckt sie auch in ihren vorleibnizianischen Gestaltungen. Sein Denken ringt um eine zeitgemäße monadologische Phänomenologie. In antimetaphysischen Strömungen des 19. Jahrhunderts – man denke an Nietzsche und Dilthey – wurde, ohne es zu ahnen, einer Neubesinnung auf monadologische Grundeinsichten vorgearbeitet. Scheler nimmt sie wie selbstverständlich auf. Seine frühen kantianischen Orientierungen werden in umfängliche noologisch-lebensphilosophische Kontexte gestellt. Rudolf Euckens schwärmerisch-kulturkritische Noologie und Kants Dichotomisierung von Subjekt und Ding-an-sich können nicht das letzte Wort sein. Sie müssen in der monadologischen Phänomenologie in ihrer Einseitigkeit aufgehoben werden. Metaphysisch-geschichtsphilosophische Spekulationen über Geist und Leben treffen nicht das, was Scheler im tiefsten philosophisch intendiert. Jedweder Idealismus – auch der Euckens beseelende fichtische Voluntarismus –

erscheint Scheler als methodischer Missgriff mit fatalen theoretischen und praktischen Folgen. Schelers panentheistische Spätphilosophie sollte deshalb nicht einfach als Regression in obsoleete metaphysische Konstruktivität gedeutet werden. Auch diese verborgene geschichtsphilosophische Spekulation atmet monadologischen Geist und steht in einem systematischen Zusammenhang mit der zwischen 1914 und 1916 entstandenen Phänomenologie der Befindlichkeit des Ichs.

Scheler verzichtet in diesem Schlüsseltext seiner Philosophie auf die alt ehrwürdigen Termini der philosophischen Fachsprache. Er will sich auch sprachlich befreien. Eine neue Kunstsprache etabliert er nicht. Er heilt seine Not umgangssprachlich. Dieser Weg erscheint ihm so selbstverständlich, dass er kein Wort darüber verliert. Augustinus und Pascal sprachen nicht anders. Die Sprache bleibt in der Nähe der Urerfahrungen. Philosophische Terminologien sind gewalttätig. Im Modus der Sprache liegen Vorentscheidungen und Führungen und Verführungen zu Problemen. Das gilt freilich auch für die dichterisch-alltägliche Metaphorik der Sprache, der Scheler sich vorläufig anvertraut. Er wird sie hie und da in seiner phänomenologischen Analyse transzendieren. Erwähnenswert erscheint ihm das nicht.

Meine Weltbezüge sind nicht primär theoretisch, sondern fühlend-wollend, akzeptierend, verwerfend, leidend und erfreuend. Die kategoriale Trennung in Aktion und Passion ist nachgeordnet. Die Einfachheit der grammatikalischen Differenzen verführt zu einer Fehlbestimmung des originären Selbst- und Weltgefühls. Offenbar zielt Scheler auf eine neue vorgrammatikalische Kategorialität, die eine tiefe Verwandtschaft mit den diltheyschen Kategorien des Lebens (vgl. Dilthey 1892–93/1982) aufweist. Es gibt verschiedene kategoriale Systeme, deren Ursprünglichkeit und Derivatheit erkannt und systematisiert werden können. Jedenfalls stellt sich die schelersche Phänomenologie die Aufgabe, den vermeintlichen kategorialen Selbstverständlichkeiten der natürlichen Sprachen und der von ihnen beherrschten natürlichen Weltsicht abzuschwören. Schelers Phänomenologie erstrebt eine kategoriale Befreiung von der natürlichen Sprache im Modus der natürlichen Sprache. Das klingt paradox, aber eine andere Möglichkeit gibt es nicht. Wir können nicht die natürliche Sprache als Ganzes transzendieren. Analoges gilt für unsere Geschichtlichkeit. Es gibt unübersteigbare Grenzen der Transzendierung. Die essentielle Reflexivität der natürlichen Sprache ermöglicht eine partielle Suspendierung ihrer kategorialen Muster und hermeneutischen Vorgaben. Sprache ist selbstreflexiv und insofern ein Medium begrenzter kategorialer Befreiung. Scheler und Dilthey unterstellen solche Selbstreflexivität der natürlichen Sprache, ohne eine sprachphilosophische Systematik vorzulegen. Ernst Cassirer (1964) und Richard Höningwald (1970) werden sich – den Neukantianismus übersteigend – in unterschiedlicher Differenziertheit und

systematischen Bündigkeit der sprachphilosophischen Grundlegungsproblematik stellen. Damit wird ein neues Kapitel in der Transzendentalphilosophie aufgeschlagen.

Am Anfang steht „die Bewegung meines Herzens“ (Scheler 1957: 347), d. h. ein präreflexiver Welt- und Selbstbezug, aus dem sich diverse kognitive, emotionale und voluntative Reflexivitäten nach und nach ausgliedern. Wahrnehmen, Fühlen, Wollen und Handeln, um das ich als solches weiß, sind nachgeordnet. Davon ahnt die Vermögenspsychologie nichts. Man könnte diese fundierende Präreflexivität zum Problem machen. Dabei sollte man freilich nicht übersehen, dass die Not der Sprache Scheler heimsucht. Im Grunde bleibt die Gegenüberstellung von präreflexiv und apophantisch-reflexiv allzu schematisch. Auch im präreflexiven „Spiel“ (ebd.) des Herzens waltet eine eigentümliche unausdrückliche Reflexivität. Es gibt verschiedene Modi der Reflexivität. Die binäre Semantik der natürlichen Sprache klammert zunächst solche Komplexität aus (zur Theorie der binären Codes in der Systemtheorie vgl. Luhmann 1999). Wir müssen solche abgeschatteten Differenzierungen der Sprache mühsam und mit einer gewissen Gewalttätigkeit abringen. Der Dualismus ist ein Kind der Sprache. Die Welterschließungsfunktion der Sprache ist ambivalent – Führung und Verführung schlingen sich ineinander. Mit traumwandlerischer Sicherheit ergreift Scheler Wörter mit oszillierender Semantik. Das „Spiel“ des Herzens liegt diesseits von Aktivität und Passivität, aber es ist schon durchdrungen von Passion. Im Wort Herz koinzidieren *animus* und *anima*, Leben und Erleben, Mut, Selbstachtung, Selbstbehauptung und Seele, Vitalität und Geistigkeit, Abhängigkeit und Ursprünglichkeit, Identität und Lebenszugehörigkeit. An diesem Wort zerbricht das barbarisch-plumpe Klassifizieren nach Innen und Außen, Körper und Geist, Tun und Leiden, Zentrum und Peripherie, Ich und Du, Mensch und Welt. Wir Herzen in tiefster Leidenschaft und beherzigen in erfahrungsgesättigter Habitualität. Das Herz schlägt uns vor Freude und Aufregung im Leibe oder es verkrampft sich in der Ahnung des Todes im Angesicht seiner alltäglichen Vorboten. Herzlichkeit verweist auf Leiblichkeit. Der Semantik der Körperlichkeit bleibt das Herz fremd.

Von dieser Phänomenologie der Befindlichkeit führt ein direkter Weg in die axiologische Argumentation. Mein originäres Welt- und Selbstverhältnis impliziert präreflexive Wertungen. Die Unterscheidung von Sein und Sollen bleibt im ursprünglichen Welt- und Personbezug unausdrücklich, sie ist eine nachgeordnete Konstruktion. Wie wollen wir jenes originäre (Selbst-)Verhältnis verstehen? Scheler wird mit dem Begriff des Ethos die Dichotomisierung von Sein und Sollen aufheben. Das Ethos strukturiert die Befindlichkeit. Phänomenologie und Axiologie durchdringen sich.

Im Spiel des Herzens leuchten Ordnungsinstanzen und normative Gefügtheiten auf, die nur unter der Bedingung normativer Letztbestimmtheiten möglich sind. Die Befindlichkeit verdankt sich einer fundamentalen Ordnungsverwiesenheit. Befindlichkeit ist Ordo-Bestimmtheit. Meine sinnlich-geistige Ordo-Befindlichkeit indiziert einen objektiven Ordnungszusammenhang des Wertens, des Akzeptierens und Zurückweisens, des Liebens und Hassens. Mit verstiegener Metaphysik hat dieser Gedanke nichts gemein. In der originären Befindlichkeit ist eine ichunabhängige Ordo-Welt ichbezogen elementar in Erscheinung getreten. Monadische Befindlichkeit und Ordo-Bestimmtheit und -bezogenheit sind korrelativ. Ich fühle mich in meiner Befindlichkeit heimisch und „weiß“ vorimperativisch um die mich überschreitende und insofern objektive Wertungshierarchie. Sie hat sich noch nicht zu einem ausdrücklichen Sollen gestaltet. Befindlichkeit involviert unausdrückliche Imperativität, so wie jedes einzelne Wort das Ordo-System der Sprache und die ordnungsbezogene Selbstreflexion der Sprache prinzipiell in sich trägt. Scheler sinnt in seiner Phänomenologie über implizierte Verweisungszusammenhänge nach und versucht sie ausdrücklich zu machen.

Eine Psychologie der Empfindungen und der Wahrnehmung, des Denkens und des Wollens folgt anderen Intentionen als eine Phänomenologie der Empfindlichkeit. Theoretische Letztzrangigkeit fällt der Phänomenologie zu, die berufen und verpflichtet ist, psychologische Konzeptionen in der angedeuteten Weise kategorialanalytisch zu kritisieren. Scheler treibt keine Psychologie, und er kann von Psychologen nicht zutreffend beurteilt werden. Die Psychologie ist für ihn – anders als für Dilthey¹ – keine Grundwissenschaft. Ohne phänomenologische Reflexion und Kritik treiben alle Psychologien Unsinn. Einzelwissenschaften können sich nicht kategorial selbst begründen. Die Phänomenologie wird zur Wissenschaft der Kategorien. Damit erhält sie im Prinzip auch Einfluss auf einzelwissenschaftliche Forschung. Sie wird zur letztheitlichen Kritik der bedingten Vernunft, sei sie natural oder historisch spezifiziert. Auf einen ähnlichen Anspruch stoßen wir im diltheyschen Spätwerk.

Mit dem Begriff des Ethos formuliert Scheler exemplarisch seine phänomenologischen Vorgaben für die einzelwissenschaftliche Forschung. Das Ethos ist keine Ethik und es könnte in keiner Ethik angemessen bestimmt werden. Auch in dieser Hinsicht wandeln Dilthey und Scheler auf ähnlichen Pfaden. Für beide ist die kantsche formale Ethik der Gipfelpunkt einer abendländischen Fehlentwicklung des Denkens. Im Einzelnen bestehen dennoch große Unterschiede zwischen der schelerschen und der diltheyschen Philosophie des Ethos. Dass Dilthey einem blanken historistischen Ethos-Pluralismus das Wort redet, gehört ins Reich der Phantasie. Wer genau hinsieht, wird Konturen eines überzeitlichen, mensch-

¹ Diltheys höchst komplexer Psychologiebegriff umfasst auch hermeneutische Dimensionen, die mit der einzelwissenschaftlichen Psychologie nicht identisch sind (vgl. Dilthey 1894/1924a).

lich-allgemeinen und allgemein gültigen Ethos bei Dilthey finden. Sicherlich lässt sich über diese diltheysche Konstruktion, die aus recht heterogenen Momenten mit abgeschwächter Reflexivität geformt ist, trefflich streiten. Schelers Phänomenologie des Ethos bietet erheblich weniger Möglichkeiten der Kritik. Sie ist nicht eklektizistisch, sondern aus einem Guss. Sie intendiert Voraussetzungsfreiheit und löst sie methodisch im Prinzip auch ein.

Das Ethos eines Menschen, einer Epoche, einer Nation lässt sich beschreiben. Ethos bedeutet prinzipielle Gefügtheit des Sehens und Wertens, der Seinserschließung und Seinswürdigung. Ethiken sind nachgeordnete, die Täuschungen und Wahrheiten des Ethos spiegelnde Theoretisierungen.² Das Ethos ist prälogisch-intuitiv, die Ethik ist logisch-diskursiv. In der schelerschen Ethos-Lehre waltet historistischer Geist, der durch eine axiologische Ordo-Lehre begrenzt und umgriffen wird. Schelers Apriorismus nimmt – anders als die überkommene Metaphysik – die historistische Perspektivität in die strukturell-dynamische Bestimmung des Individuums und der Gesamtpersonen hinein. Hier liegen auch die Wurzeln der schelerschen Geschichtsphilosophie, die über weite Strecken eine Geschichtspathologie ist.

Scheler konturiert eine Hermeneutik des Ethos als Aufgabe der Phänomenologie. An die Stelle der methodologischen Abgrenzung von Erklären und Verstehen, die für Diltheys Grundlegung der so genannten Geisteswissenschaften bedeutsam ist – Dilthey vermeidet allerdings im Gegensatz zu manch verkürzender Formel eine schlichte Dichotomisierung –, tritt die Suche nach den letzten Gestalteinheiten, gleichsam nach den Atomen des menschlichen Herzens und seinen kulturell-geschichtlichen Sedimentierungen. Das Ethos ist etwas Letztes und etwas Letztgültiges. Es ist auch der Ursprung letztgültiger Täuschung, die erst in der phänomenologischen Reflexion markiert werden kann. Die Einlösung dieses purifizierenden geschichtlich-lebensgeschichtlichen Anspruchs birgt immense erkenntnistheoretische Schwierigkeiten in sich, über die Scheler weder im Formalismus noch im *Ordo amoris* systematisch Verbindliches zu sagen wagt.

Die diltheyschen Geschichts- und Gesellschaftswissenschaften sind für Scheler Ethos-Wissenschaften. In den Wissenschaften vom Menschen³ gibt es eine grundlegende theoretische Dimension, nämlich die Weltsichtung und Welt-

2 Im *Formalismus* hat Scheler das Verhältnis von Ethos und Ethik und ihre eigentümlichen Beziehungen als Pathologien und „Wahrheiten“ eröffnendes Reflexionsfeld skizziert (vgl. Scheler 1966: 300ff.).

3 In der französischen *Encyclopédie* wird in einem Stammbaum des Wissens die Wissenschaft der Natur der Wissenschaft von Gott und der Wissenschaft vom Menschen gegenübergestellt. Die Aufklärung propagiert eine umfängliche Wissenschaft vom Menschen als einem Wesen des Denkens (des Gedächtnisses, der Vernunft und der Einbildungskraft; vgl. diesbezüglich le Rond d'Alembert/Diderot 1989). Condorcet wird in der Zeit der Französischen Revolution die Wissenschaft vom Menschen zu *sciences morales* fokussieren.

wertung in und durch ein Gefüge von Würdigkeiten. Das Ethos ist das Totum von individualen oder kollektiven fundamentalen Liebens-Würdigkeiten. Es ist apriorisch und geschichtlich zugleich. Es ist keine letzte Substanz, sondern lebt als funktionale monadische Identität. Das Ethos fungiert als vorreflexives wertendes Prinzip der geschichtlich-monadischen Welterschließung. Es bildet die letzte Einheit der menschlich-geschichtlichen Welt. Alle geschichtlich-kulturellen Leistungen sind aus dem Ethos hervorgegangen und können aus dem Ethos in den Wissenschaften vom Menschen genetisch und in der Phänomenologie systematisch rekonstruiert werden. Das, was bei Dilthey und in der herderschen historistischen Tradition als der Geist der Zeit(en) apostrophiert wurde, wird nun als Forschungsgegenstand expliziert. Es gilt, geschichtliche Präferenzstrukturen des Einzelnen und der ihn hegenden und umfassenden sozial-kulturellen Einheiten zu klären und aufeinander zu beziehen.

Damit wird die prinzipienblinde positivistische Geschichts- und Biographieforschung, die auch unserem Zeitalter der Information so nahe liegt, zurückgewiesen. In den Wissenschaften vom Menschen kommt es primär nicht auf Informationen, sondern auf prinzipielle normativ-kognitive Konstellationen an. Während die Vordenker der französischen Aufklärung – Diderot und d’Alembert – Elemente respektive Prinzipien und sie einschließende Exemplaria ins Zentrum ihrer Rekonstruktion und Wahrung des Wissens stellten und sich so von der Wut der Positivitäten zu befreien suchten, wählt Scheler den Weg in apriorisch-faktische Fundamentalkonfigurationen, in eine nach Vorziehsstrukturen gegliederte in mehrfachem Sinne vor-urteilshafte Welterschließung. Insofern bildet seine „materiale Wertethik“ als Präferenztheorie auch die Grundlage für eine neue menschenwissenschaftliche Forschung.

Die Apriorität des Ethos als welterschließendes Paradigma ist vielschichtig. Es verweist auf antizipierte übergeschichtliche Wertungsstrukturen und zugleich auf die Faktizität der geschichtlichen Welt. Scheler konstruiert in diesem Fragment – anders als im nahezu zeitgleich ausgearbeiteten *Formalismus* – keine apriorisch-materiale Wertwelt in ihrer überzeitlichen Gliederung. Das mag als ein nur marginaler Unterschied im Verfahren der Argumentation erscheinen, ist aber letztlich doch für die Gesamtwürdigung der schelerschen Phänomenologie von einigem Belang. Der schnelle Vorwurf axiologischer Hypostasierungen trifft beim *Ordo amoris* offensichtlich ins Leere. Scheler will im Ausgang von der alltäglich-universalen Befindlichkeit von allen (anfechtbaren) metaphysischen Voraussetzungen unabhängig sein. Im Welt erschließenden, wertenden, auswählenden Spiel des Herzens ist eine Wertungsstruktur am Werk, die axiologisch auf den Begriff gebracht werden kann. In der Phänomenologie der Befindlichkeit wird die übliche Trennung von Sein und Sollen zwar nicht hinfällig, aber nachgeordnet. In der Befindlichkeit erscheint das Sein im Modus des Sollens. Wert-

freiheit ist ein Postulat des künstlich-konstruktiven Denkens, über dessen Einlösbarkeit begründet gestritten werden kann und dessen wissenssoziologische Voraussetzungen Scheler in der Auseinandersetzung mit dem weberschen Wissenschaftsbegriff behutsam freilegt (1963: 27–35). In der originären Welterschließung walten andere Gesetzmäßigkeiten, die mit den artifiziellen Kategorien des wissenschaftlich-konstruktiven Denkens nicht zutreffend bestimmt werden können. Im Grunde müssten wir neue Begrifflichkeiten schaffen und uns von der tradierten Kategoriensprache verabschieden.

Dem Begriff des Ethos weist Scheler solche kategorial-innovative Funktionen zu. Zwar stammt der Begriff aus der antiken praktischen Philosophie, aber Scheler gibt ihm eine neue, phänomenologische Semantik. Alle überkommenen Kategorien vermögen das Ethos nicht angemessen zu bestimmen. Es ist individuell und sozial, erschließend und bewertend, geschichtlich und übergeschichtlich, erhellend und verzerrend, apriorisch und biographisch, erfahrungsbestimmt und Erfahrung bestimmend, der dunkle Grund des Wirkens von Personen, Institutionen und Völkern, der dennoch strukturell verständlich ist und Ziel allen tieferen Verstehens ist. Chaotisch komplex und dennoch von geheimer, verweissender, unausdrücklicher Ordnung durchzogen. Die Urzelle des Denkens, in der Fühlen, Bestimmen und Wollen, Sein und Imperativität noch nicht separiert sind, obwohl Forderungen und damit die genetisch-biographische Dimension prinzipiell präsent sind. Sein, Sollen, Genese bilden eine nur ex negativo zu bestimmende Einheit. Wir wissen, dass wir die originäre Einheit der Befindlichkeit nur in deformierender Metaphorik erhellen können. Die Metaphorik muss sich transzendieren. Die natürliche Sprache hat die Möglichkeit, sich selbst zu überschreiten.

In der schelerschen Phänomenologie liegt ein revolutionärer theoretischer Anspruch, über dessen politisch-soziale und wissenschaftstheoretische Folgen nachzudenken wäre. Scheler präzisiert den hermeneutischen Gegenstand. Telos des Verstehens von Personen und Epochen ist deren eigentümliche Wertungs- respektive Präferenzstruktur, deren Zentrum die Ordnung des Liebens und Hassens ist. Liebe und Hass sind fundamentale vorreflexive Wertungen, der alle anderen Wertungen entkeimen. Der Mensch ist im Kern ein wertendes Wesen. Jeder Mensch wertet im tiefsten anders. Liebe und Hass sind monadisiert. Zur Bestimmung dieser Monadizität bedarf es einer axiologischen Systematik. Sie wird im *Formalismus* entfaltet. Die schelersche Phänomenologie reduziert die Komplexität des Anderen auf ein monadisch-fundamentales Wertungsgefüge. Sie fordert zur Rekonstruktion solcher Gefüge auf. Diese hermeneutische Rekonstruktion ist ein Problem. Scheler legt sich methodologisch nicht fest. Alle Methoden sind zulässig. Auch die vermeintlich unmethodische Einsicht, der willkürlich anmutende Einfall könnte für die Rekonstruktion fruchtbar, vielleicht

sogar entscheidend werden. Man könnte, gewitzt durch Alltagserfahrungen, auch an die hassgeborene Unterstellung denken, die Wahrheit zu entdecken vermöchte. In diese Richtung denkt Scheler jedoch nicht. Das Ethos und sein funktionales Zentrum, der *ordo amoris*, liegen diesseits von Normativität und Deskriptivität. Ihm kommt eine Kategorialität *sui generis* zu, in der auch Wollen und Erkennen noch nicht auseinander getreten sind. Das Ethos liegt im Vorfeld des Wollens; dennoch ist es nicht willenlos. Aber es ist noch nicht die Tat und trotz ihrer fundamentalen Kognitivität auch noch nicht die vereinfachende und orientierende Weltanschauung. Einsicht und Wollen sind noch nicht zu humanen Leistungsdimensionen verselbständigt. Weltanschauung und Tat wurzeln im Ethos, das ihnen Sinn, Gehalt und Richtung gibt. Es ist eine vorgegenständliche, vorreflexive monadische Ressource mit prädestinierender, schicksalhafter gegliederter Funktionalität. Wer das unergründliche funktionale Zentrum des Entdeckens und Wertens begriffe, hätte von einer Person, einem Zeitalter, einer Bewegung, einem Volk alles begriffen. Er wäre des Zentralgedankens ansichtig. Dieser aber bleibt für uns Menschen unvordenklich.

Scheler weist in die leitende Richtung, in die alltäglich-spontane und kunstvoll geordnete Verstehensprozesse gehen sollen. Nicht zu den Sachen, sondern zu den zentralen monadisch ethischen Prinzipien ruft er zurück. Das originär Einfache in seiner monadischen Gefügtheit gilt es zu erkennen, auch wenn wir wissen, dass es letztlich unerkennbar bleibt. Die schelerschen Gedanken sind schwierig, aber keineswegs mystisch. Im Grunde kann ihn jeder verstehen.

Das Ethos intuitiert die Welt und eine letztgültige Ordnung. Es ist nicht diskursiv; es spricht nicht in Sätzen und Urteilen, obwohl es sich auch in Sätzen und Urteilen verständlich zu artikulieren weiß. Das menschliche Verstehen oszilliert zwischen Intuition und Diskurs. Wir haben bei Scheler die Gliederungshinsichten der Intuition kennen gelernt. Am Anfang der Welt- und Wertsichtung steht die Intuition und am Ende des hermeneutischen Prozesses steht die Intuition. Sie ist demgemäß Ur-Faktum und hermeneutisch-regulatives Prinzip. Das Reich des diskursiven Verstandes wird klar begrenzt, aber nicht mystagogisch destruiert.

In der Not des Sprechens nimmt Scheler zu einer entdogmatisierten Theologie Zuflucht. Gott wird zum Grenzbegriff der diskursiven Begrifflichkeit. Er ist vorbegrifflich, überbegrifflich und deshalb unbegreifbar. Dasselbe gilt für das Phänomen des Ethos, dem kein Begriff und keine diskursive Erkenntnis gerecht zu werden vermag. Das Phänomen des Ethos bezeichnet die Grenze für alles Selbstverstehen und Fremdverstehen. Es ist eine göttlich-unergründliche Gegebenheit, in der die Ausgestaltung des personalen Seins und der kollektiven monadischen Bestimmtheiten gründet. Wie man sieht, kommt die theologische Spekulation mit ihrem jahrtausendealten Reichtum der phänomenologischen Bestimmung einer neuen Begrifflichkeit zu Hilfe. Das Denken in kategorialen Al-

ternativen wurde theologisch kultiviert. Über weite Strecken vollzieht sich die Kritik am europäischen philosophischen Rationalismus und seinen idealistischen Ausläufern im mehr oder weniger methodologisch geklärten Rückgriff auf die theologische Spekulation. Neben recht willkürlichen Impressionismen stehen imponierende systematische Explikationen, die tiefsten philosophischen Geist atmen. Moden und Rezeptionsgeschichten gehorchen ihren eigenen Gesetzen, deren pathologische Qualität eigentlich ans Licht treten müsste.

Im Ethos als Phänomen der Befindlichkeit waltet göttliche Ursprünglichkeit. Zeit und Raum, Geschichte und Genese, Kontingenz und Transzendierung, Liebe und seinserschließender Wertbezug, Prinzipienvalenz und Faktizität sind uranfänglich monadisch präsent. Präreflexiv ist die ideale Erfüllung meines Lebenssinnes im Ethos gegeben. Das Ethos ist teleologisch strukturiert. Der Hermeneut wendet sich dieser originären teleologischen Gefügtheit zu. Er will die Urteleologie einer Person oder Epoche entdecken und so uneinholbare Komplexität der Fakten und Informationen reduzieren. Der Hermeneut sucht den goldenen, den alles zur Einheit schließenden Schlüssel. Er will die personale Urgefügtheit verstehen. Er muss sich der Person oder dem Geist der Zeit liebend-selbstlos, göttlich-akzeptierend zuwenden. Das Ethos erschließt sich nur dem ethisch, dem in seinem Ethos geläuterten, dem sich selbst übersteigenden, seinen Willen, seine Wertungen und seine Kategorien hinter sich lassenden Menschen. Schellers phänomenologische Reduktion, also die Beschreibung von Ethosbestimmtheiten einer Person, einer Epoche oder Gruppe erschöpft sich nicht in einem kognitiven Kunstgriff. Wer in den Wissenschaften vom Menschen Ethos verstehend handeln will, der muss sich göttlich entgrenzt haben. Nur so vermag er Ethos unverzerrt zu spiegeln.

Scheler unterscheidet eine normative und eine deskriptive Dimension seines Ethoskonzeptes. Nach allem, was wir erfahren haben, ist diese Nomenklatur zu einfach. Dennoch verstehen wir, was Scheler damit will. Er will eine das Diskursivitätsprinzip brechende Phänomenologie des Ethos respektive der Befindlichkeit entwerfen (normative Bedeutung des Ethosbegriffs) und er strebt eine teleologische Neuorientierung der Wissenschaften vom Menschen an (deskriptive Bedeutung). In der Phänomenologie der Befindlichkeit wird deren Gegenständlichkeit als Programm konturiert.

2. *Ordo amoris* und Schicksal

In seinem Ringen um eine neue Sichtung des Menschen, der sich geschichtlich in bislang nicht gekannter Weise zum Problem geworden ist, stellt sich Scheler in romantische Traditionen, die die Komplexität des Menschen deskriptiv-axiolo-

gisch ordnen, vereinfachend überschauen und kulturkritisch anwenden wollten. Mit dem augustinisch getönten Begriff des *ordo amoris* verbindet er den lutherisch-schleiermacherschen Begriff des Gemütes (vgl. Paul 2002: 394f.), dessen semantische Oszillation zwischen handlungsbezogenem Mut und zentraler Verinnerlichung, zwischen Geistbezug und Seelentiefe jedem Hellhörigen aufklingt. Anfangs waren die Wörter Seele und Gemüt im 18. Jahrhundert weitgehend synonym. Man sprach in naiver vermögenspsychologischer Manier von Seelen- oder Gemütskräften. Die theologische Tradition wurde unmerklich psychologisiert. Der zentralistische semantische Akzent ging, wie die Dichtung und die Sprache des Volkes zeigen, dabei nicht gänzlich verloren. System und Zentrum blieben als Orientierungen virulent. Friedrich Schleiermacher hat in seinem Kampf gegen aufklärerisch-utilitaristische bildungsbürgerliche Engstirnigkeit eine Vertiefung der Vernünftigkeit des Menschen mit dem Begriff des Gemütes psychologisch, ästhetisch-religionsphilosophisch und in letzter Hinsicht auch dialektisch-prinzipiell intendiert. Auch die monadologische Pädagogik Herbarts orientiert sich an diesem Begriff. Fichte, der frühe Lehrer Herbarts, weitete diesen Begriff – durchaus dem schelerschen Vorgehen verwandt – zur kultur- und geschichtsphilosophischen Spekulation.

Geist, Urteilkraft, Willensmächtigkeit, psychische Sensibilität („Seele“) und verwegenste Genialität bilden für Friedrich Schlegel und Schleiermacher ebenso wie für Scheler nicht das Zentrum des Gemüts. Dessen funktionaler Fokus ist der *ordo amoris*. Scheler und die Romantiker argumentieren zugleich deskriptiv und normativ. Es geht um mehr als um disziplinäre Fachsprachlichkeit. Es geht um die Erhellung des menschlichen Wesens im Hinblick auf Wesentlichkeiten, auf ein monadisch gelingendes Leben, um die letzttrangige geschichtliche Erfüllung ursprünglicher Strukturen.

Wer den *ordo amoris* eines Menschen oder einer Gruppe erfasst, der hat im Grunde alles begriffen (vgl. Scheler 1957: 348). Es liegt auf der Hand, dass die Reduktion von Komplexität durch die Erkenntnis des monadischen Präferenzsystems Entlastungsfunktionen ausübt. Nicht die Institution (vgl. diesbezüglich Gehlen 1986a, 1986b), sondern die Erkenntnis des Prinzips respektive des Prinzipiengefüges, des „geistigen Schema[s]“ (Scheler 1957: 348), entlastet den Menschen. In seinen bildungsphilosophischen Spätschriften wird Scheler eine wegweisende, bislang kaum gewürdigte Theorie der exemplarisch-kategorialen Bildung – Wesenswissen fundiert Bildungswissen, phänomenologische Erkenntnis eröffnet Bildung – aus den hier gelegten reduktionstheoretischen Überlegungen entwickeln (vgl. Scheler 1976a). Allerdings enthält das *ordo amoris*-Prinzip theoretisch mehr als das Prinzip des Wesenswissens und der Ausbildung eines kulturerschließenden kategorial-schematischen Gefüges, das Scheler mit dem Begriff der Bildung identifiziert. Es bestimmt das Wesen von Kulturen, Völkern

und Epochen genauer oder, wenn man will, auch theoretisch riskanter. Scheler legt sich auf die letztlich verborgene und dennoch interimistisch intuierbare Präferenzstruktur, letztlich auf das monadische Gefüge des Liebens und Hassens fest.

Die großen Theoretiker spielen lieber ein riskantes Spiel, als nachzubeten und auf gesichertem Terrain zu trotten. Scheler kann und will seinem Schicksal als Entdecker und Versucher nicht entinnen. Sein philosophischer Ansatz ist so komplex und in vielem so unerhört, dass die Rekonstruktion seiner Gedanken selbst zu einem großen Risiko wird. Interpretationen, die ein experimentelles Risiko nicht eingehen, sind ohne Belang. Wo bei Dilthey das Wirklichkeiten erschließende Widerstandserlebnis steht (vgl. Dilthey 1890/1924b: 90–138), stoßen wir bei Scheler auf den *ordo amoris*, der originär Sein erschlossen hat und zutiefst persönlich ist. Scheler stellt sich nicht einfach in die pragmatisch-voluntaristische Tradition des 19. Jahrhunderts, sondern will zugleich den Rationalismus und Voluntarismus grundlagentheoretisch überbieten. Der *ordo amoris* liegt diesseits rationalistischer und voluntaristischer Artikulationen. Erkennen und Wollen sind nichts Letztes. In der monadisch-optischen Ordnung des Liebens und Hassens tritt die Welt in Erscheinung und erfasst sich das Ich in seiner Befindlichkeit. *Ordo amoris* ist *ordo mundi*. Mit den Kategorien von Ursache und Wirkung erkennen wir keine kategoriale Ursprünglichkeit. Schelers Phänomenologie ist Philosophie der Ursprünglichkeit, der aller Logik vorgeordneten Prälogik. Die aristotelisch-rationalistische Kategorialität, die Wissenschaft und Alltagsdenken beherrscht, hat nachgeordneten Rang. Scheler sucht die fundamentale philosophische Logik. Wer sich der aristotelischen Kategorialität nicht zu entwinden weiß, kann das schelersche Projekt nicht begreifen.

Eine Ahnung von dem, was Scheler mit dem Prinzip des *ordo amoris* will, hat indes jeder von uns. Wir unterstellen in jeder Kommunikation und Interaktion ein geistiges respektive personales Grundgefüge. Faust entdeckt in allen mephistophelischen Täuschungen nach dunklen Ahnungen im Studierzimmer den fahrenden Scholaren als des Pudels Kern (vgl. Goethe 1991: 46), der sinnigerweise über sich auf den Teufel hinausweist. Durch diese Entdeckung werden die vorgängigen Seltsamkeiten verständlich. Faust ahnte es. Er nahm eine mögliche Vereinfachung des rätselhaften Verhaltens vorweg. Im überraschten Ausspruch erfüllt sich diese Vorwegnahme. Die Überraschung ist teleologisch-antizipatorisch eingebettet. Als Erfüllung ist sie keine totale Überraschung. Im Umgang mit Menschen und Werken befinden wir uns in einem antizipatorischen Kontext. Wir nehmen die Möglichkeit einer radikalen Reduktion von Komplexität vorweg. Worauf es ankommt, ist freilich die Bestimmung des Fundamentalen. Phi-

losophisch können wir nicht darauf verzichten.⁴ Was ist das Grundgefüge eines Menschen, den wir in der Vielzahl seiner Selbstbekundungen und Selbstinszenierung möglicherweise extrem irritierend erleben? Die Frage stellt sich jedes Kind in den ambivalenten Erfahrungen mit den primären Bezugspersonen. Und es ahnt einen dunklen Grund, der etwas anderes ist als das Erkennen und Wollen des Anderen. Dichter und Philosophen, denen die Abgründigkeit Gottes noch ins Mark geschrieben ist, nennen diesen Grund ein wenig entschärfend „Gemüt“.

Aus dem *Deus absconditus* wird der *homo absconditus*. Scheler will es dabei offensichtlich nicht bewenden lassen. Sein abgründiger Verweis zielt auf eine urteleologisch-monadische Struktur des Menschen und in abgeleiteter Form von Kulturen und Gesamtpersonen. Der Urgrund ist kein imaginärer Punkt, sondern ein Gefüge wertenden Erschließens und Verschattens. Als heuristisches Prinzip hat dieser Ansatz Sinn. Er wahrt die Qualität des Denkens. *Ordo amoris* ist uranfängliches Denken, ist ein regulatives Prinzip. Leopold von Ranke und Golo Mann hätten ihre großen Monographien niemals ohne dieses Prinzip schreiben können. Dasselbe gilt für Patons Würdigung der kantischen Ethik (vgl. Paton 1962). Man kann geradezu bedeutsame und entbehrlich-epigonale Interpretationen im Rückgriff auf ein solches Ursprungsprinzip voneinander scheiden. Geniale Interpretationen meistern die Komplexität durch Einfachheit. Mit allgemein verständlicher Schreibweise hat dies nichts zu tun. Die Journaille entbehrt solcher Komplexität bewältigender Einfachheit.

Schellers *ordo amoris* kann kommunikations- und interpretationstheoretisch ausgelegt werden. In einem Zeitalter eines mehr oder weniger verdeckten genetisch-kausalanalytischen Denkens mag der schelersche Ansatz ein wenig befremdlich wirken. *Tabula rasa*-Theorien, mit denen schon in der antiken Philosophie – manchmal in klarem aporetischen Bewusstsein – gespielt wurde, und die durch Locke und andere Sensualisten (am radikalsten wohl der fast vergessene Helvétius zum Erschrecken Rousseaus) eine philosophische Erneuerung und Vertiefung erlebten, wurden im 20. Jahrhundert durch den Behaviorismus psychologisch und pädagogisch zu diskussionswürdigen Grundanschauungen. Am gründlichsten hat sich Eduard Spranger in seiner hermeneutischen Psychologie mit dem auch in der Psychoanalyse favorisierten genetischen Naturalismus auseinandergesetzt. Das Alltagsdenken pendelt zwischen monadologischen und naturalistischen Extremen regellos hin und her. In dieser ungeklärten Form ist die monadologische Metaphysik durchaus noch präsent. Sie lässt sich auch mit christlichen Vorstellungen von der Unsterblichkeit der Seele vermählen, wie es Leibniz gezeigt hat.

4 Im meadschen Sozialbehaviorismus wird diese Möglichkeit nicht bedacht (vgl. Mead 1975).

Der *ordo amoris* ist ein antinaturalistisches Prinzip. Wer monadologisch denkt, wird in die schelersche Richtung des Denkens wie von selbst gedrängt. Es muss eine Theorie des monadischen Zentrums geben. Selbst Meads Sozialbehaviorismus enthält zentrale monadologische Gedanken, die freilich gänzlich unreflektiert bleiben (vgl. Mead 1975: 245f.). Und die kognitive Psychologie, die in den letzten Jahrzehnten hie und da ein Bündnis mit dem Behaviorismus eingegangen ist, beruft sich auch auf ein monadologisches Fundament, ohne über Vagheiten hinauszukommen. Die einzelwissenschaftliche Begrifflichkeit muss metatheoretisch (metaphysisch) geklärt werden. Scheler macht den Wissenschaften vom Menschen ein begrifflich-interpretationstheoretisches Angebot, das unabweisbar in der Logik des Personalismus liegt, der Ingrediens all unserer kulturwissenschaftlichen Reflexions- und Forschungsbemühungen ist. Die Sozialwissenschaften stehen in ungeklärter personalistischer Tradition. Personalismus und Sozialwissenschaft bilden keinen Gegensatz. Scheler hat die Religions- und Wissenssoziologie aus seinem Personalismus entwickelt.

Scheler versucht, die reinen Anschauungsformen des kantischen Transzendentalismus monadologisch zu bestimmen. Zeit und Raum sind monadische Grundkonstellationen. Jede Person schafft ihre eigentümliche Zeitlichkeit als Schicksal und ihre eigentümliche Räumlichkeit als moralische Umwelt. (Scheler 1957: 348) Schicksal und moralische Umwelt sind transzendental: Sie sind Bedingungen der Möglichkeit personaler Erfahrung. Sie sind Horizonte, in denen sich Aufgaben und Erfahrungen zeitlich-moralisch gestalten. Das Schicksal ist keine physikalische Zeitlichkeit. Es ist vielmehr der Horizont meines Wählens und Verwerfens, Vorziehens und Nachsetzens. Das Schicksal ist Horizont und lebensgeschichtliche Erfüllung des monadischen Horizontes. Schiller und Wallenstein haben aus solchem Wissen gelebt und tragische Größe bewiesen. In der Tragödie fungiert dieses Wissen als Voraussetzung und das Publikum zollt ihm schauernd Achtung. Die Dichter können Scheler verstehen.

Der *ordo amoris* ist ursprüngliche Zeitlichkeit und Räumlichkeit als Lieben und Hassen, ist wertende Erschließung von Raum und Zeit im Modus jemeiniger Räumlichkeit und Zeitlichkeit. Physikalische Zeit und physikalischer Raum sind Derivate (vgl. Bollnow 1965, 1980). Monadizität kann sich (partiell) überschreiten. Sie ist reflexiv wie die natürliche Sprache. Werten, Verwerfen, Verräumlichen und Verzeitlichen bilden einen originären wechselseitigen Verweisungszusammenhang: die *vis activa* als *ordo amoris*. Der kantsche Transzendentalismus erscheint in diesem Kontext als spätgeborenes Produkt des abstrakten, dequalifizierenden Denkens, das sich zu Unrecht Letzttrangigkeit zuspricht.

Schelers monadologischer Transzendentalismus verknüpft zeiträumliche Eigentümlichkeit mit ontischer Intermonadizität. Die monadische Erschließung von Welt als schicksalhafte Zeit und moralischer Raum ist eine Abschattung des

Seins. Die monadischen Eigentümlichkeiten sind seinshaft miteinander verbunden. Es gibt Sein nur in der monadischen zeiträumlichen Gestaltung. Das Sein ist als Jemeinigkeit gegenwärtig. Der Solipsismus pervertiert die Jemeinigkeit zur in sich selbst widersprüchlichen erkenntnistheoretischen Hermetik. Er erscheint im Rahmen der schelerschen Phänomenologie als Fehlform der Monadologie, deren transzendente Erneuerung Scheler im Auge hat. Scheler intendiert eine transzendente Monadologie.

Der Mensch als Geist- respektive Weltwesen erlebt die Welt in der Präsenz monadisch bestimmter Umwelthaftigkeit. Sie ist moralische Umwelthaftigkeit, weil sich in ihr eine eigentümliche Wertstruktur manifestiert. Die monadische Wertstruktur begründet ein moralisches Milieu. Scheler denkt die Verschränkung von Welt und Umwelt als Wert-Sein-Verschränkung. Die Seinshaftigkeit ist wertfundiert. Die originäre Wertfundierung ist der *ordo amoris*. Er erschließt als meine moralische Umwelt Welt. Umwelt und Welt bilden keine Sequenz, sondern koinzidieren ontisch-ontologisch. Umwelt-Welt-Erschließung ist im Prinzip, ist als Prinzip reflexiv. In der metaphysischen Phänomenologie wird diese Reflexivität auf den Begriff gebracht. Schelers Theorie der moralischen Umwelt, die zugleich Welt indiziert, sticht deutlich ab von den zoologisch-anthropologischen Umwelt-Konzepten, die Scheler bestens vertraut sind. Von Aussagen über die spezifische tierische Merkwelt und Wirkwelt führt kein Weg in die philosophische Anthropologie und Phänomenologie. Der Mensch-Tier-Vergleich, der seit der Aufklärung die *imago Dei*-Lehre ablöste, führt zu nichts, weil er seine eigene Voraussetzungshaftigkeit nicht bedenkt. Es gibt Einzelwissenschaften, deren anthropologische Fundamente morsch sind, weil sie sich von philosophischer Tradition und Kultur in modischer Kurzschlüssigkeit losgesagt haben.

Jeder Mensch-Tier-Vergleich krankt an einem verdeckten Anthropomorphismus. Es ist eine Frage für sich, welchen Sinn er dennoch haben kann. Dazu bedarf es einer methodologischen Reflexion. Scheler selbst scheut den Mensch-Tier-Vergleich nicht (vgl. Scheler 1976b). Aber man sollte nicht übersehen, dass er aus der Mitte der phänomenologischen Philosophie konstruktiv gewonnen wird. Philosophische und naturwissenschaftliche Dimension sind also nicht gleichrangig. Die Phänomenologie ist das Fundament.

Der Mensch als Geistwesen existiert nicht in einer austauschbar-uniformen Welt, obwohl er als Weltwesen, Welterschließungswesen prinzipiell in der Gemeinschaft aller Geistwesen lebt. Scheler geht einen mittleren Weg, der den in sich widersprüchlichen Solipsismus und den blanken Transzendentalismus vermeidet. Monadische Abschattung der Welt involviert Welt. Es gibt eine monadisch-regionale Transzendentalität, von der Kants Transzendentalphilosophie nichts weiß. Kant verbannt die Erfahrung monadischer Weltsichtung in die *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* (1798–1800/1968: 117–333) und in anthro-

pologisch-geographische Vorlesungen. Scheler differenziert den Begriff der Transzendentalität. Es gibt ein monadisches Apriori, in dessen Horizont einzigartig Welt erschlossen und jemeinige Schicksalhaftigkeit teleologisch strukturiert wird. Die Person nimmt sich in diesem Horizont in ihrer Eigentümlichkeit wahr. Es gibt für Scheler keine neutrale Erkenntnis der Welt und der Person. Dennoch verrennt er sich nicht in den seicht-resignativen Subjektivismus. Objektivität erscheint in monadischer Gestaltung. Die Monas ist kein hermetisches Subjekt. Ihre Bestimmtheit ist ein Modus der Welt-Bestimmtheit.

Im Zentrum eines jeden Menschen sieht Scheler ein monadisches Prinzip, eine Welt- und Personformel, die sich durch nichts und niemanden geschichtlich wandeln kann. Die Wissenschaften vom Menschen werden zu spezifischen Formelwissenschaften. Ihre Formeln haben – anders als mathematische Formeln – wertend-erschließende Valenz. Es sind Wert-Strukturformeln, ein rudimentärer monadischer Prinzipien- und Präferenz-Kosmos. Der Mensch ist keine Substanz, er ist keine schlichte Funktion, kein abstraktes *animal rationale*, sondern er ist Person, die in monadischer Ausformung sich selbst und die Welt erkennt. Das Prinzip dieser Ausformung ist ein einzigartiges Gefüge von Prinzipien, das auf ein axiologisches An-sich entsprechend-verzerrend verweist.

Der Mensch lebt in einem monadischen „Gehäuse“ (Scheler 1957: 348), in einem unveränderlichen Spektrum von Perspektivitäten. Dieses Spektrum ist nicht transzendierbar. Es wirkt im Rücken der Person. Der Mensch kann seine spezifische monadische Transzendentalität nicht erfassen. Es gibt keinen Standpunkt außerhalb seiner monadischen Prinzipienstruktur. Alle Vergegenständlichungen verlaufen im monadischen Urhorizont. Er bestimmt die Sinnstruktur unseres Lebens in der Geschichte. Er meißelt unentrinnbar unser Schicksal, selektiert und durchtränkt alle Erfahrungen und ist noch im Aufbäumen gegen die eigene Monadizität präsent. Was der monadischen Strukturformel des Sehens und Wertens widerspricht, wird niemals gesehen. Der Mensch als Person versteht demgemäß nur das ihm strukturell Affine. Aus der Fülle der gedeckten Tafel fischt er sich von seinem monadischen Prinzip gezwungen nur das seiner Wertungsgesetzlichkeit Konforme. Nichts strukturell Fremdes vermag er zu verstehen, mag er auch noch so gekonnt Wörter und Theorien nachplappern und zwischen den Kulturen migrieren.

Schellers Phänomenologie der monadischen Transzendentalität, deren Herzstück der *ordo amoris* bildet, ist eine Provokation für die Hermeneutik. Verstehen von Menschen und Kulturen, von Philosophien und Weltanschauungen kann nur in dem schmalen Bereich struktureller Affinität gelingen. Im aufwendigen Betrieb der Kulturwissenschaften wird nur wenig verstanden. Sie sind Instru-

mentarien einer unbewussten Selektion. Ganze Welten bleiben unverstanden.⁵ Die mechanische Metapher des Lichtkegels täuscht Erhellungsmöglichkeiten vor, die nicht gegeben sind. Das Andere und der Andere werden nicht belichtet, sondern einem nicht suspendierbaren Wertungs-Raster unterworfen. Der Andere kann, wenn überhaupt, nur partiell verstanden werden. Als Ganzes bleibt er uns fremd. Scheler verarbeitet tiefste Erfahrungen des Nichtverstanden-Werdens, der unaufhebbaren, willensunabhängigen Entfremdung zwischen Menschen und Kulturen. Er weiß aber auch, dass der Mensch sich selbst ein ewiges Rätsel bleibt, dass die Selbsterkenntnis eine lebensdienliche Illusion ist, die im (cartesischen) Rationalismus zu einem unerschütterlichen Fundament avancierte. Es gibt unübersteigbare Grenzen der Reflexion. Eine Selbstkritik der Vernunft bleibt im hermetischen Horizont der eigenen Monadizität. Die monadische Vernunft – und wir kennen nur eine solche – bleibt sich als alle Denkvollzüge leitendes Prinzipienzentrum immer ein Rätsel. Wir können die Monadizität unseres Denkens ebenso wenig verlassen wie unsere Sprachlichkeit und Geschichtlichkeit.

Man kann Schelers Phänomenologie der monadischen Transzendentalität nicht wissenschaftlich falsifizieren. Die Kriterien der einzelwissenschaftlichen Überprüfung sind wie bei allen grundsätzlichen philosophischen Aussagen außer Kraft gesetzt. Scheler postuliert Allgemeingültigkeit für seine Einsicht in den *ordo amoris*. Begeht er damit einen Selbstwiderspruch? Verlässt der metaphysische Phänomenologe wirklich sein monadisches Gehäuse?

Mein *ordo amoris* ist mein vorwahrnehmungshaftes Präferenz-Apriori, also der Horizont all dessen, was mich fasziniert, anzieht oder abstößt. Der *ordo amoris* vermittelt zwischen mir und der Welt der Dinge und Menschen. Genauer: er *ist* diese monadisch-welthafte Struktur der Vermittlung. Die Welt der Wahrnehmung ist solchem transzendentalen Entwurf und faktischer Ding-Wert-Sichtung nachgeordnet. Wahrnehmungsbestimmtheiten sind von Attraktionen und Repulsionen und Interessen gereinigte Derivate. Unser primärer Weltzugang ist emotional, wertend, voluntativ, teleologisch. Aus der strukturell fixierten Welt des Liebens und Hassens kann eine Wahrnehmungswelt hervorgehen. Im geschichtlichen Prozess des Verstehens stoßen heterogene Strukturen aufeinander. Deshalb ist die Geschichte essentiell eine Sphäre des Konflikts.

Der *ordo amoris* ist als Prinzipiengefüge des Liebens und Hassens teleologisch bestimmt. Er nimmt strukturell Geschichte in Form meiner Lebensgeschichte vorweg. Der *ordo amoris* trägt prinzipiell Geschichte und Welt, in ihm liegt die Welt als Geschichte. Er ist die kleinste Einheit des Sinnes. Er ist kein Atom, kein Ur-Gegenstand, sondern das letztrangige, nicht-transzendierbare

5 Gehlens Kritik am hermeneutischen Optimismus im geschichtlichen Denken (vgl. Gehlen 1986) wird von Scheler prinzipientheoretisch radikalisiert.

Prinzipiengefüge, in dem Geschichtlichkeit entworfen ist. Geschichte beginnt nicht als abstrakter Zeitpunkt.

Scheler rehabilitiert das teleologische Denken, indem er die Abkünftigkeit der kausalanalytischen Weltkonstruktion in Erinnerung ruft.⁶ Er expliziert einen monadischen axiologischen Teleologismus. Der Mensch ist für ihn ein wertbezogen und wertbestimmt handelndes Wesen. Als Geistwesen weiß er in unterschiedlichen reflexiven Modi um Werte und in eins damit um Welt in regional-monadischer Abschattung. Scheler verschränkt Axiologie und Epistemologie. Dabei operiert er mit verschiedenen teleologischen Horizonten respektive Reichweiten. Sein Begriff des Schicksals ist ein bestimmter teleologischer Kontext. Nicht alles, was der einzelne Mensch im Hinblick auf die Welt und auf sich selbst will und leistet, gehört zu seinem Schicksal. Ichbestimmtheit koinzidiert nicht mit Schicksalhaftigkeit. Das Lebenswerk und die Sozialisations- und Bildungsgeschichte eines Menschen sind nicht einfach sein Schicksal, selbst wenn er die heiter-tragischen Jahre in der Familie, in der Schule und im Beruf dunkel und emotional gefärbt damit verweben will. Im Gegensatz zur Vernunft der natürlichen Sprache bezieht Scheler diese (partiell) voluntativ-biographische Dimension in seine Phänomenologie des Schicksals ein. Sein Schicksalsbegriff enthält auch ein aktivisches, Welt und Selbst gestaltendes Moment. Letztlich geht es ihm um einen monadisch-korrelativ strukturierten Begriff.

Selbst folgenreiche Ereignisse von innen und außen, die mich beglückend oder zerschmetternd treffen, subsumiert Scheler nicht unbesehen seinem Begriff des Schicksals. Hier rückt er weit von den alltäglichen Begriffsbestimmungen ab. Eine Krebserkrankung oder ein Lottogewinn als objektive Faktoren meines Lebens haben nach Schelers Überzeugung nicht zwangsläufig etwas mit meinem Schicksal zu tun. Es gibt für Scheler reine Zufälle, die mit der monadischen Sinnstruktur eines Menschen nichts gemein haben. Darüber hinaus gibt es einen Horizont von Zufällen, die auf der Ereignisseite die monadische Struktur einlösen respektive zur Erscheinung bringen. Die von dieser monadischen Struktur unabhängigen (objektiven) Ereignisse, die ein Betrachter beobachten und sammeln mag, gehören nicht zum Schicksal dieser Person. (Auto)biographischer Positivismus sagt gar nichts über deren Schicksal. Scheler sinnt gegen allen Wahrnehmungs-Objektivismus, der als solcher eine Illusion ist und über interimsistische Regulativität nicht hinauskommt, einem monadisch-axiologischen Welt-Sichtungsgefüge nach, das vorentscheidet, was mir zum Schicksal wird.

Im Schicksal vermählen sich Mensch und Welt. Mit dem Begriff des Schicksals will Scheler die Nachgeordnetheit der Subjekt-Objekt-Spaltung, die

6 Im Grunde denkt Kant nicht anders. Seine ethisch-anthropologischen Schriften fungieren als Fundament der naturwissenschaftlichen Vergegenständlichungen. Auch die naturwissenschaftliche Erkenntnis und Gegenständlichkeit gründen in der transzendentalen Freiheit des Menschen.

dem Rationalismus als unumstößlich originär gilt, demonstrieren.⁷ Die primäre Welterfahrung gründet in einer axiologischen Teleologie. Wir wissen um uns in einem originären Wissen um eine Wertordnung. Als Ethos-Wesen sind wir Welt-Wesen. Unser Ethos-Wissen hat nicht die Bestimmtheit des Ethik-Wissens. Offensichtlich gibt es Grade der Reflexivität, diverse Mischungen von Ekstasis und Reflexion. Die begrifflich-systematische Reflexion des Menschen ist nicht identisch mit der axiologischen Reflexivität des teleologisch die Welt und sich selbst sichtenden Menschen. Am Rande des Ethos erscheint die kausalanalytische, wertneutrale Welt der Dinge, der naturalen Ereignisse, des physikalischen Raumes und der physikalischen Zeit. Man könnte eine differenzierte Theorie des Übergangs von der Welt des Ethos zur Welt der Objektivität entwerfen. Scheler konzentriert sich in diesem Fragment auf die Skizzierung vorwissenschaftlicher Welterschließungsdynamik. Diese Skizzierung kann nur die Phänomenologie leisten, da sie radikale Distanz zur wissenschaftlichen Kategorialität einzunehmen vermag. Schelers Phänomenologie ist radikale Kategorialanalyse und das Instrumentarium zur Entdeckung geschichtlich-kollektiv vergessener und verdrängter originärer Formen der Welterschließung und Selbstsichtung.

Scheler entwirft keine Charakterologie, weil deren Voraussetzungen im Mensch-Welt-Dualismus gründen. Er entwickelt – solche Vorurteile suspendierend – eine Phänomenologie der Person.⁸ Als Ethos-Wesen steht sie in der Welt im Medium ihrer monadischen Welt. Sie hat zugleich Welt und monadisch-axiologische Umwelt. Der begriffliche Gegensatz von Welt und Umwelt vermag diese monadisch-mundane Verschränkung – das Wort „Verschränkung“ klingt noch allzu mechanistisch – nicht zu fassen. In der monadisch-axiologischen Umwelt ist die axiologische Welt als Ordnungszusammenhang präsent. Und die axiologische Welt involviert die ontische Welt. Im Ethos der Person ist im Grunde alles in monadischer Abschattung präsent. Monadizität und Welt fügen sich ineinander. Alle Rede vom „und“ ist uneigentlich.

Das Ethos bestimmt, was mir zum Schicksal werden kann. Es entscheidet, was in seinen teleologischen Zusammenhang integriert wird. Es fungiert als Selektionsgefüge den raumzeitlichen Ereignissen und Zufällen gegenüber. Nur Ereignisse und Menschen, die ich monadisiere, gehören zu meinem Schicksal. Das Ethos ist gleichsam auf der Suche nach Menschen und Ereignissen, die in mein fundamentales Schema der Weltsichtung fallen. Das Ethos will sich an Menschen und Widerfahrnissen bewähren und erfüllen. Ich suche mein Schicksal und bestimme im Ethos und durch das vorgegenständliche, transzendental-

7 Karl Jaspers geht in seiner Philosophie des Umgreifenden einen ähnlichen Weg (vgl. Jaspers 1983: 24ff.).

8 Gleichsinnige Überlegungen stellt Philipp Lersch seinem *Aufbau der Person* (1970) voran.

monadische funktionale Schema des *ordo amoris* das, was mir zum Schicksal werden kann und soll.

Zahllose Menschen begegnen mir in Raum und Zeit. Vielleicht beschenken einige mich. Ich rede mit ihnen; ich verweigere mich ihnen trotz institutionalisierter Kommunikation. Ich wünsche ihnen im Allgemeinen von Herzen das kleine und das große Glück. Als Pädagoge oder Therapeut fühle ich mich für ihr Lebensglück verantwortlich. Ich achte ihre Würde und ihre Tragik als Mensch. Sie sind mir nicht gleichgültig. Aber sie gelangen nicht in mein monadisch-teleologisches Gefüge, das Scheler Ethos nennt. Sie werden mir nicht zum Schicksal. Offenbar gibt es eine monadisch-teleologische Auswahl aus den zufällig-objektiven, ich-unabhängigen Objekthorizonten, aus dem, was mir begegnet und dem, was mir passiert oder mich bis an den Rand der Existenz heimsucht.

Scheler bestreitet nicht, dass es den eigenlogischen Welthorizont der naturalen Prozesse und Ereignisse gibt. Aber er verweist darauf, welche Genese dieser Horizont hat. Scheler entwirft eine Genealogie von Weltsichtungshorizonten. Im Schicksal werden Horizonte verschmolzen, nämlich der des monadischen Ethos und der Objektivität. Diese Verschmelzung geschieht durch den *ordo amoris*, dessen ich nicht ansichtig werden kann. Weil der *ordo amoris* übergegenständlich ist, bin ich nicht Herr meines Schicksals.

Im Grunde der Person – nicht durch zeit-räumliche Ereignisse – wird in transzendentelem Entwurf über deren Schicksal entschieden. Die Parzen spinnen ihren Faden in uns. Wir werfen zwangsläufig deren Netze aus. Unser Ethos drängt uns nach bestimmten Menschen und Widerfahrnissen. Hinter unserem bewussten Wollen und Vermeiden, hinter allem rationalen Kalkül agiert unerkannt und unerkennbar eine fundamentale monadische Intentionalität. Sie sucht über unseren Kopf hinweg ihre Erfüllung. Das Fatum wird im *ordo amoris* als monadische Ordnungsgeschichte gesprochen. Die Geburt der Tragödie geschieht aus der Geistigkeit unserer selbst. In uns waltet ein Geist, dem wir nie ins Angesicht schauen können und der in all unserem Planen virulent und übermächtig ist. Die übermächtige innere Ordnung – nicht die in einem Außenreich den Faden spinnenden und zerschneidenden Parzen – ist unser Schicksal, bestimmt darüber, was und wer in welcher Weise für uns schicksalhaft wird.

Wie naiv erscheint auf solchem Hintergrund die schon in der Antike kurrente Vermögenspsychologie. Wir sind primär kein Wesen des Denkens, Wollens, Fühlens oder irgendwelcher Mischungen, wie sie im Pragmatismus und in der Lebensphilosophie favorisiert werden. All diese Konzeptionen kranken an einem logizistischen Vorurteil, auch wenn sie die Dimension des Emotionalen und Voluntativen integrieren. Die Selbstmächtigkeit des Menschen stellen sie nicht in Frage. Er bleibt – wenn man von den inneren und äußeren Zufällen seines Lebens absieht – Herr seines Schicksals. Wir alle sind von dieser Denktradition

infiziert. Scheler hingegen verfißt in seiner Phänomenologie des monadischen Ethos eine Theorie der werthhaft-wesentlichen Selektion, des monadischen Horizontes von Menschen, Gruppen und Völkern, der unser Denken, Fühlen und Wollen spezifisch begrenzt, im hegelschen Sinne gar beschränkt. Für Scheler gibt es die Welt des Seins und der Geschichte nur in monadisch-teleologischen Perzeptionen und Apperzeptionen. Offensichtlich ist dies eine axiologische Transformation der leibnizschen Monadologie, in die Pascals „Logik des Herzens“ eingefügt wird.

Man kann diese Konzeption als Entthronung des Menschen lesen. Jedenfalls hält Scheler die Aufteilung des menschlichen Lebens und Handelns in humane Gestaltungsmacht und inhumanes „blindes“ Fatum für unzulänglich. Er gibt dem Schicksal die Qualität des Sehens, der Erfüllung einer originären Intuition, die im *ordo amoris* monadisch vollzogen wird. Das Wissen der Intuition ist nicht das Wissen der Reflexion und auch nicht das alltägliche Wissen des Umgehens-mit. Scheler nennt es ein wenig missverständlich „normativ“ (1957: 347). Die letzte Dimension, in die seine Phänomenologie vorzustößen vermag, ist das monadische Intuieren einer Wertstruktur, einer allgemein gültigen Wertordnung. Sie ist typologischer Deskription zugänglich. Es gibt auch eine Deskription der Pathologien des axiologischen Intuierens. In den Wissenschaften vom Menschen ist phänomenologische Deskription vorrangig. Die hermeneutischen Aufgaben und Leistungen gründen in dieser phänomenologischen Deskription. Phänomenologie und Hermeneutik bilden einen hierarchischen Zusammenhang. Die Typologie erfüllt systematisch-orientierende Funktionen. Es gibt auch die rein monadische Deskription als Grenzfall. Die Phänomenologie beschreibt die monadischen Intuitions- und Intentionshorizonte; die Hermeneutik rekonstruiert das Geschehen und dessen kulturelle Sedimentierungen in diesen monadischen Horizonten. Die Typologie der Horizonte ist Aufgabe der Phänomenologie. Die typologische Strukturierung in den Horizonten obliegt der Hermeneutik respektive den Wissenschaften vom Menschen.

Als Wesen eines schicksalhaften monadischen Horizontes ist der Mensch ein tragisch-beschränktes Wesen. Das An-sich kennt und liebt er nur in der Form der Abschattung. Den monadischen Horizont kann er nicht abwerfen wie einen lästigen Panzer. Der Horizont des Liebens und Hassens ist sein Schicksal. Der Horizont ist transzendental und ebendeshalb nicht transzendierbar. Dennoch landet Scheler nicht in einem larmoyanten Solipsismus. Der schelersche monadische Transzendentalismus impliziert Momente des allgemein Gültigen. Die Monas erhält ihre Bestimmtheit im Totum aller Monaden. In der Monas ist die Gemeinschaft aller Monaden präsent. Im Menschen ist die Menschheit gegenwärtig. Insofern überschreitet sich jede Monade. Transzendierbarkeit und Nicht-Transzendierbarkeit werden von Scheler im Begriff der Monade zusammenge-

dacht. Die Monade hat ihre eigentümliche Hermetik und ihre eigentümliche Offenheit, die wiederum ihre Schranken hat. In der Monadologie lässt sich diese Dialektik von Begrenztheit und Offenheit durchspielen, in der Subjektsphilosophie wird ihr der Boden entzogen. Man könnte Scheler vorwerfen, dass er seine Phänomenologie mit dieser Dialektik belaste. Es wäre indes auch möglich, in ihr ein theoretisches Glanzstück zu erblicken, in dem die originäre Gebrochenheit des Menschen als monadisch-universales Geistwesen auf den Begriff gebracht wird. Dass die Universalität monadisch bestimmt bleibt, ist ein besonders provozierender Gedanke. Alles Verstehen, alles Mit-lieben, Mit-leiden und Mit-gestalten bewegt sich in einem schicksalhaft vorgegeben monadischen Horizont. Die universalistische Größe des Menschen hebt seine tragische Begrenztheit nicht auf. Schelers Phänomenologie der Befindlichkeit umkreist dessen Prinzipienvalenz und Faktizität. Alle gängigen anthropologischen Formeln zerschellen in ihrer Simplität.

Literatur

- Bollnow, Otto Friedrich: Die anthropologische Betrachtungsweise in der Pädagogik, Essen 1965
- Bollnow, Otto Friedrich: Die anthropologische Betrachtungsweise in der Pädagogik, in: Eckard König/Horst Ramsenthaler (Hg.): Diskussion Pädagogische Anthropologie, München 1980, S. 36–54
- Cassirer, Ernst: Philosophie der symbolischen Formen, Darmstadt 1964
- Dilthey, Wilhelm: Leben und Erkennen. Ein Entwurf zur erkenntnistheoretischen Logik und Kategorienlehre, in: Dilthey, Wilhelm: Grundlegung der Wissenschaften vom Menschen, der Gesellschaft und der Geschichte. Ausarbeitungen und Entwürfe zum zweiten Band der Einleitung in die Geisteswissenschaften, Göttingen 1982, S. 333–388
- Dilthey, Wilhelm: Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie, in: Dilthey, Wilhelm: Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens. Erste Hälfte: Abhandlungen zur Grundlegung der Geisteswissenschaften, Stuttgart/Göttingen 1924a, S. 139–240
- Dilthey, Wilhelm: Beiträge zur Lösung der Frage vom Ursprung unseres Glaubens an die Realität der Außenwelt und seinem Recht; in: Dilthey, Wilhelm: Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens. Erste Hälfte: Abhandlungen zur Grundlegung der Geisteswissenschaften, Göttingen 1924b, S. 90–138
- Gehlen, Arnold: Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt, Wiesbaden 1986a
- Gehlen, Arnold: Urmensch und Spätkultur, Wiesbaden 1986b
- Goethe, Johann Wolfgang: Faust. Der Tragödie erster und zweiter Teil/Urfaust, München 1991

- Hönigswald, Richard: Philosophie und Sprache. Problemkritik und System, Darmstadt 1970
- Jaspers, Karl: Einführung in die Philosophie, München/Zürich 1983
- Kant, Immanuel: Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, in: Kant, Immanuel: Akademie-Textausgabe. Band 7, Berlin 1968, S.117–333
- Lersch, Philipp: Aufbau der Person, München 1970
- Luhmann, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft. 2 Bände, Frankfurt am Main 1999
- Mead, George Herbert: Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus, Frankfurt am Main 1975
- Paton, Herbert: Der Kategorische Imperativ. Eine Untersuchung über Kants Moralphilosophie, Berlin 1962
- Paul, Hermann: Deutsches Wörterbuch. Bedeutungsgeschichte und Aufbau unseres Wortschatzes, Tübingen 2002
- le Rond d'Alembert, Jean-Baptiste/Diderot, Denis: Enzyklopädie. Eine Auswahl, Frankfurt am Main 1989
- Scheler, Max: Die Formen des Wissens und die Bildung, in: Scheler, Max: Gesammelte Werke. Band 9, Bern/München 1976a, S. 85–119
- Scheler, Max: Die Stellung des Menschen im Kosmos, in: Scheler, Max: Gesammelte Werke. Band 9, Bern/München 1976b, S. 7–71
- Scheler, Max: Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik. Neuer Versuch der Grundlegung eines ethischen Personalismus, in: Scheler, Max: Gesammelte Werke. Band 2, Bern/München 1966
- Scheler, Max: Über die positivistische Geschichtsphilosophie des Wissens (Dreistadiengesetz); in: Scheler, Max: Gesammelte Werke. Band 6, Bern/München 1963
- Scheler, Max: Ordo amoris; in: Scheler, Max: Gesammelte Werke. Band 10, Bern 1957, S. 345–376

Die Kontinuität des bewussten Diskurses – biographisches Interview und psychoanalytisches Gespräch

Klaus-Jürgen Bruder

Die Psychoanalyse unterscheidet sich von der Psychologie durch das Unbewusste. Das Unbewusste – wie es die Psychoanalyse definiert – nimmt die Erfahrung ernst, dass wir (das Ich) „nicht Herr im Hause“ sind, d. h. bestimmt werden von etwas, was wir (das Ich) nicht (vollständig) im Griff haben, wovon das Ich nichts weiß, worüber es nicht vollständig informiert ist und wovon es trotzdem – gegen seinen Willen und sein Bewusstsein – bestimmt wird. Deshalb ist – für die Psychoanalyse – die Vorstellung der „Identität“ eine Schimäre. Die Psychoanalyse rechnet die „Identitätstheorie“ dem Arsenal der Verkennungen zu, den Wünschen oder (An-)Forderungen des (an das) Ich, der Bewusstseinsphilosophie, dem Versuch, „mit dem Rücken zum Unbewussten“ voranzuschreiten (Foucault 1966/1971: 447). Das Subjekt ist aufgrund seiner Konstitution durch den Eintritt in das symbolische Universum der Sprache und des Sprechens „gespalten“ (Lacan), deshalb die Problematik der „Identität“. Diese Dimension des Unbewussten lässt die Psychoanalyse ebenso in der Traditionslinie der Romantik wie der Aufklärung stehen. Sie ist „jenseits“ der Erfahrung der Dyade, des Imaginären situiert.

Zugleich fasst die Psychoanalyse dieses Unbewusste als Entität „innerhalb“ des Individuums. Die Macht, die unser Denken und Handeln bestimmt, wird nach „Innen“ verschoben, ins Subjekt, statt als Konstitutionsbedingung des Subjekts anerkannt zu werden. Das macht Psychoanalyse für den Diskurs der Macht so brauchbar. Sie füllt dieses Innen, das Unbewusste, mit den Geschichten von Inzest, vom Begehren der Mutter. Das macht sie für uns so faszinierend, überzeugend. Diese Geschichten (von Ödipus usw.) sind die Narrationen unserer abendländischen, der griechischen Tradition der Erzählung – auch das gibt ihnen zusätzliche Überzeugungskraft. Sie gehören aber (zugleich) dem symbolischen Register an, sind also Diskurse, deren Funktion schon immer die der Verleugnung der Macht gewesen ist – indem sie diese auf die Ebene des Imaginären, der Dyade zurückführen.

1. Das weiß gebliebene Kapitel

Lassen Sie mich nach dieser kurzen Vorbemerkung beginnen mit der Feststellung (oder Behauptung) Lacans: „Das Unbewusste ist das Kapitel meiner Geschichte, das weiß geblieben ist oder besetzt gehalten wird von einer Lüge. Das zensierte Kapitel.“ (Lacan 1953/1986: 98) Das Wort, geschweige denn der Begriff Biographie kommt an dieser Stelle nicht vor. Trotzdem scheint mir das ein brauchbarer Einstieg. Wir bewegen uns damit zugleich in dem allgemeinen Konsens, die „Geschichte“ des Subjekts als Grundlage, Gegenstand und Rahmen der Biographie anzunehmen. Niemand wird die „Geschichte des Subjekts“ mit seiner „Biographie“ gleichsetzen. Es ist allgemein anerkannt, dass Biographie ein eigenständiges Produkt der Bemühung des Subjekts ist, seine Biographie zu schreiben: das Schreiben ist Teil des Wortes „Biographie“. Aber: das Schreiben (der Biographie) wird behindert sein, wenn ein Kapitel meiner Geschichte weiß geblieben ist. Wir können darin die skeptische Haltung Freuds (und damit der Psychoanalyse) gegenüber der Biographie wieder finden: „Die biographische Wahrheit ist nicht zu haben.“ (Freud 1936: 423) Wir denken dabei allerdings zunächst vor allem an die Bemühungen des Subjekts, sich seine Biographie so zu gestalten, dass sie seinen Ansprüchen und Wunschvorstellungen entspricht und darin (vor allem) den Vorstellungen, Phantasien über die Erwartungen und Ansprüche der anderen, der Leser, für die das Subjekt schreibt – also: die „Lüge“. Die Lüge tritt hier jedoch mit einem anderen Status auf, als demjenigen, den wir ihr gewöhnlich zuschreiben. Sie tritt hier als dasjenige auf, was die weiß gebliebene Kapitel besetzt hält. Es handelt sich also hier nicht darum, „bewusst die Unwahrheit zu sagen“ – dies können wir in diesem Fall, in dem es um die Definition des Unbewussten geht, gar nicht, weil wir die Wahrheit selbst nicht kennen. Wir haben stattdessen nur eine weiß gebliebene Stelle. Die Lüge besteht hier darin, so zu tun, als wüssten wir die Wahrheit, darin, etwas für die Wahrheit auszugeben (nicht: die Wahrheit verschweigen). Die Lüge besteht nicht im *Inhalt* der Äußerung, den sie behauptet, sondern in der *Form* – der Form der Besetzung eines weiß gebliebenen Kapitels meiner Geschichte, d. h. eines mir selbst nicht zugänglichen Kapitels. Auf diese Weise bestimmt Lacan das „Unbewusste“.

Eine zweite Bestimmung des Unbewussten gibt Lacan, indem er das Unbewusste als den „Teil des konkreten Diskurses (als eines überindividuellen) bestimmt, der dem Subjekt nicht zur Verfügung steht“. Wobei steht dieser Teil nicht zur Verfügung? – „bei der Wiederherstellung der Kontinuität seines [des Subjektes, K.-J.B.] bewussten Diskurses“ (Lacan 1953/1986: 97). Hier können wir problemlos das Schreiben der Biographie einordnen – Biographie als Versuch der Wiederherstellung der Kontinuität des bewussten Diskurses des Subjekts. Dieses Schreiben oder Erzählen der Biographie wird behindert durch die

Tatsache, dass dem Individuum ein Teil seiner Geschichte nicht zur Verfügung steht: der „unbewusste“ Teil. Das Schreiben oder Erzählen seiner Biographie wird also nicht durch die Lüge behindert – diese ist es vielmehr, die das weiß gebliebene Kapitel besetzt, die das Individuum darüber täuscht, dass dieses Kapitel weiß geblieben ist und ihm nicht zur Verfügung steht. Ob die Lüge selbst bewusst ist, absichtsvoll oder nicht, spielt hier keine Rolle (ich komme auf die Einschränkung: durch die Befolgung der „Grundregel“). Deshalb könnte man sagen, muss das Subjekt – soll sein Versuch, die Kontinuität seines bewussten Diskurses wieder herzustellen, nicht scheitern – auf die Lüge zurückgreifen, als Ersatz, als Strohalm bzw. präziser: es wird von der Lüge gefoppt, abgespeist. Nicht Täuschung – des anderen –, sondern Selbsttäuschung ist es, was das Schreiben (oder Erzählen) der Biographie behindert.

Allerdings könnte man einwenden, dass der intersubjektiven Dimension, in der die Täuschung (des anderen) angesiedelt ist, und welche in der Biographie-Forschung (heute) ja eine wichtige Rolle spielt, der man in der Reflexion auf die Rolle des Interviewers gerecht zu werden versucht, in der Psychoanalyse ohnehin keine besondere Bedeutung beigemessen wird. Freud hat die Psychoanalyse als „nichts anderes“ definiert, „als daß zwei miteinander reden“ (Freud 1926/1968: 213) – mit dem Vorbehalt der Übertragung. Und d. h.: mit der Einschränkung, dass der – anwesende – andere nicht „gemeint“ ist, sondern ein anderer aus einer früheren Zeit. Was hat es mit der Übertragung auf sich? Ich muss die weit verbreitete Vorstellung provozieren mit der Feststellung Lacans: „Das hauptsächlichste Phänomen der Übertragung geht vom „Widerstand“ aus, genauer, vom „Grund der Bewegung des Widerstands“ (1953–54/1990: 70). Was aber ist der „Widerstand“? Die erste Definition des Widerstands (durch Freud) im Zusammenhang mit der Analyse finden wir in der *Traumdeutung*: „Was immer die Fortsetzung der Arbeit stört, ist ein Widerstand“ (Freud 1900: 521). Mit „Arbeit“ ist natürlich diejenige Arbeit gemeint, die in der Analyse zu leisten ist.

Übertragung ist also etwas, was diese Arbeit der Analyse behindert, nicht fördert (wie viele meinen), genauer: was aus der Behinderung der Arbeit hervorgeht. Die hier gemeinte „Arbeit“ – „Forschungsarbeit“ nennt Freud sie im Zusammenhang der Traumdeutung: also die Analyse von Träumen – ist die analytische Arbeit par excellence, sie wird durch ihre Form definiert als Wortassoziation (vgl. Lacan 1953–54/1990: 48), die besondere Form des „Sprechens“, des „Gesprächs“. Also: von dem Grund dessen, was das Sprechen (das ist die Arbeit in der Analyse) behindert, geht die Übertragung aus – „die hauptsächlichsten Phänomene der Übertragung“ (ebd.: 70). Man macht keinen Fehler, wenn man sagt: statt zu sprechen, stellt sich Übertragung ein: nämlich die Hinwendung zum anderen, zum Analytiker. „Schweigt der Patient, so deutet alles darauf hin, dass dieses Versiegen seines Redeflusses einem Gedanken gilt, der sich auf den Ana-

lytiker bezieht.“ (ebd.: 55) „Übertragung“ ist also ein Herausspringen aus dem Diskurs – ein „Agieren“: Der Patient „klammert sich an den Analytiker“ (ebd.: 66). „Übertragung“ ist also nicht etwas, was die „intersubjektive“ Dimension des Diskurses kennzeichnet. Der psychoanalytische „Diskurs“ ist der Diskurs des Subjekts, das „Gespräch“ ist: das Selbstgespräch – allerdings: zu zweien, das bedeutet: in Anwesenheit eines anderen. Aber die Hinwendung zu diesem anderen ist ein Herausspringen aus diesem (Selbst-)Gespräch. Was ist der Grund für dieses Herausspringen aus dem Diskurs, der „Grund der Bewegung des Widerstands“? In *Zur Dynamik der Übertragung* (1912: 369) schreibt Freud:¹

„Verfolgt man nun einen pathogenen Komplex von seiner (entweder als Symptom auffälligen oder auch ganz unscheinbaren) Vertretung im Bewußtsein gegen seine Wurzel im Unbewußten hin, so wird man bald in eine Region kommen, wo der Widerstand sich so deutlich geltend macht, daß der nächste Einfall ihm Rechnung tragen und als Kompromiß zwischen seinen Anforderungen und denen der Forschungsarbeit erscheinen muß.“

Hier tritt nun nach dem Zeugnis der Erfahrung die Übertragung ein. Wenn irgendetwas aus dem Komplexstoff (dem Inhalt des Komplexes) sich eignet, auf die Person des Arztes übertragen zu werden, so stellt sich diese Übertragung her, ergibt den nächsten Einfall und kündigt sich durch die Anzeichen des Widerstands, etwa durch eine Stockung, an.

„Wir schließen aus dieser Erfahrung, daß diese Übertragungsidee darum vor allen anderen Einfallsmöglichkeiten zum Bewußtsein durchgedrungen ist, weil sie auch dem Widerstand Genüge tut. Ein solcher Vorgang wiederholt sich im Verlauf einer Analyse ungezählte Male. Immer wieder wird [...] zuerst der zur Übertragung befähigte Anteil des Komplexes ins Bewußtsein vorgeschoben und mit der größten Hartnäckigkeit verteidigt.“ (1912: 369)

Diese Stelle in Freuds Text von 1912 scheint, so Lacan (1953–54/1990: 53), darauf hinzudeuten, dass der Widerstand von dem ausgeht, was zu enthüllen ist, d. h. vom Verdrängten oder Unterdrückten (ebd.). Man müsse sich allerdings, so Lacan (ebd.: 56) weiter, für einen Augenblick von der Vorstellung trennen, dass der Widerstand mit jener Konstruktion zusammenhängt, derzufolge das Unbewusste in einem gegebenen Subjekt, zu einem gegebenen Augenblick, enthalten ist und, wie man sagt, verdrängt ist. Der Widerstand ist ein Phänomen, das Freud in der analytischen Erfahrung lokalisiert. Das sei der Grund, weshalb Freud

1 Die Ausführungen schließen an jene Passage der Studien (1895) an, in denen es um den Widerstand geht, auf den man bei der Annäherung in radialer Richtung stößt, um den Diskurs des Subjekts, wenn es sich der tiefen Schicht nähert, die Freud pathogenen Kern nennt.

(1912: 369, Anm.) festhält: Man dürfe nicht auf „eine besondere pathogene Bedeutsamkeit des zum Übertragungswiderstand gewählten Elementes schließen“. Der Wert des Elementes könne „ein bloß taktischer sein“. Der Widerstand darf also nicht auf das Verdrängte zurückgeführt werden, sondern auf die analytische Erfahrung, in der Freud ihn lokalisiert. Er ist als ein Diskursphänomen zu verstehen. Er „materialisiert“ sich im Diskurs des Subjekts (Lacan 1953–54/1990: 32), in der Arbeit der Analyse. Wenn diese Arbeit der Analyse formal definiert ist als Sprechen bzw. als Wortassoziation als dessen besondere Form, wie ist diese Arbeit inhaltlich definiert? Der Diskurs des Subjekts, so haben wir gesehen, ist dadurch charakterisiert, dass ihm ein Teil nicht zur Verfügung steht: das weiß gebliebene Kapitel seiner Geschichte, der von einer Lüge besetzte Teil. Die Aufgabe der Analyse, nämlich die Wiederherstellung – der Kontinuität – seines bewussten Diskurses, gelingt nicht. Und zwar gelingt nicht die Annäherung an den konkreten Diskurs als eines überindividuellen. Deshalb klammert das Subjekt sich an den anwesenden anderen, Hilfe, Unterstützung suchend: die „Übertragung“.

„In dem Augenblick, wo es [das Subjekt, K.-J.B.] bereit scheint, etwas Authentisches, als es bis dahin je hat erreichen können, zu formulieren, unterbricht es sich und macht eine Aussage wie diese – ‚Ich realisiere plötzlich, dass Sie anwesend sind‘.“ (Lacan 1953–54/1990: 55)

Diese „jähle Wahrnehmung“ (ebd.: 58) der Anwesenheit des anderen (der Person des Analytikers) stellt sich her an dem Punkt, an dem das Subjekt selbst den Widerstand als „einen plötzlichen Wirbel verspürt, der es von einer Strömung des Diskurses zu einer anderen treibt“ (ebd.: 56). Deshalb bezeichnet was Freud die „Übertragung“ nennt – „die Aktualisierung der Person des Analytikers“ (ebd.: 57) – eine „scharfe Wendung“ „von einem Akzent der Funktion des Sprechens zu einer anderen“ (ebd.). Das Sprechen bezieht sich vollständig auf diejenige Seite, wo es sich an den anderen klammert (ebd.: 65), es reduziert sich auf seine Funktion der Beziehung zum anderen (ebd.: 66). Dieses Sich-an-den-anderen-klammern ist dem Wesen des Sprechens nicht fremd. Das Sprechen ist Vermittlung zwischen dem Subjekt und dem anderen: die Dimension, in der wir uns unablässig bewegen (ebd.). Doch es gibt eine andere Seite: Wenn das Sprechen als *Vermittlung* fungiert, so deshalb, weil es sich nicht als *Enthüllung* erfüllt hat, weil es das, was zum Sprechen drängte, nicht erreicht hat, weil die Bekundung des Seins ihr Ziel nicht erreicht hat (ebd.). Zwischen diesen beiden Extremen entfaltet sich die Skala der Realisierung des Sprechens (ebd.: 68). Lacan bezeichnet sie als Opposition von „leerem“ und „vollem“ Sprechen. „Voll“ sei das Sprechen, sofern es die Wahrheit des Subjekts realisiert, „leer“ sei das Sprechen in Bezug auf das, was es hic et nunc mit seinem Analytiker zu tun gibt, wo

sich das Subjekt in den Machinationen des Sprachsystems verirrt, im Labyrinth der Referenzsysteme, die ihm die kulturelle Verfassung gibt, an der es teilhat (ebd.).

Der „Widerstand“ ist also das Phänomen, das in derjenigen Bewegung auftritt, „in der sich das Subjekt einbekennt“ (Lacan 1953–54/1990: 56). Allerdings „projiziert“ der Widerstand „seine Resultate“ auf „das System des Ich und des anderen“, er tritt „im Gewebe unserer Erfahrung als Funktion der Übertragung auf“ (ebd.) – sofern dieses System des Ich ohne das System des anderen nicht einmal denkbar ist. Das Ich ist referentiell auf den anderen bezogen. Das Ich konstituiert sich in seiner Beziehung auf den anderen. Dort – im System des Ich und des anderen – inkarniert sich der Widerstand tatsächlich. Er realisiert sich darin in diesem oder jenem Augenblick der Analyse. Aber er geht von woanders aus: „von der Ohnmacht des Subjekts, den Bereich der Realisierung seiner Wahrheit zu betreten“ (Lacan 1953–54/1990: 68). Freud würde heute sagen, meint Lacan, dass man auf einen umso stärkeren Widerstand stößt, je näher das Subjekt einem Diskurs kommt, welcher der letzte und der gute wäre, den das Subjekt aber absolut ablehnt (ebd.: 32). Die „Übertragung“ zeigt also in ihrer Qualität des „an Stelle von“, dass das Subjekt nicht kann, was es von sich verlangt. Und sie zeigt – in der hilfeschenden Wendung an den anderen, im „Statt dessen“, dass das Subjekt auf der Ebene der Dyade, des Imaginären bleibt, weil es die symbolische Ebene jenseits der Dyade nicht erreicht. Nicht in der Täuschung des anderen, sondern in der Selbsttäuschung liegt die wesentliche Beschränkung, denn: Psychoanalyse ist ein Projekt der Selbsterkenntnis – nicht der Fremderkenntnis oder „Entlarvung“, als welche sie nicht nur in der Öffentlichkeit missverstanden wird. Die Wahrheit des Subjekts war Freuds Forschungsgebiet – eine Wahrheit, die ihn, Freud, selbst vollkommen bis in seine eigene Person anging (ebd.: 30). Die Analyse ist eine Erfahrung des Besonderen (ebd.: 31).

Das Subjekt der Psychoanalyse ist sozusagen ein gutwilliges, das die Aufforderung, „Sagen Sie alles, was Ihnen durch den Kopf geht“, erfüllt (sich zu erfüllen bemüht) – und es ist ein mühevolleres Unternehmen. Dass die Patienten nicht mit der Haltung in die Therapie kommen, die die Psychoanalyse voraussetzt, nicht von Anfang an zur „freien Assoziation“ in der Lage sind, dass das nicht den Ausgangspunkt der Psychoanalyse als Therapie darstellt, ist ein weiterer Grund für viele Missverständnisse. Und die Klärung dieser Missverständnisse ist ein Motor der ständigen Auseinandersetzung innerhalb der Psychoanalyse um die Begriffe Verstehen und Empathie – das „Halten des empathischen Bandes“ ist es, nicht das „Verstehen“, was die Psychoanalyse vom Analytiker verlangt. Die Befolgung der Grundregel: „Sagen Sie alles, was Ihnen durch den Kopf geht“, kann nur das Ergebnis eines langen Prozesses sein, in dem das Subjekt sich auf die Psychoanalyse einlässt.

2. Der überindividuelle Diskurs

Dieser (aufwendige, auch zeitaufwendige) Prozess der Einübung in das psychoanalytische Gespräch, in die, wie Lacan sich ausdrückt, „harte Arbeit eines Diskurses ohne Ausflüchte“ (1953/1986: 86), der vor allem ein Prozess der Entwicklung von Zutrauen ist und von Mut, sich einem Sprechen anzuvertrauen, ohne die Absicherung durch die „Vertäuerungen der gesprochenen Beziehung“, ein Gespräch, das mit den Verhältnissen „der Höflichkeit, des Respekts, des Gehorsams zum anderen bricht“ (Lacan 1953–54/1990: 224), fällt naturgemäß im biographischen Interview weg. Das Interview erreicht nie diese Form, diese Ebene des psychoanalytischen Gesprächs. Das soll keine Entwertung des Interviews sein, sondern eine Kennzeichnung des anderen Charakters und deshalb der anderen Ergebnisse, wenn nicht bereits der anderen Ziele:

- Ein Unterschied liegt in der Aufgabenstellung an den Befragten/Sich-selbst-Befragenden: „Erzählen Sie ihre Biographie (Geschichte)“ versus „Sagen Sie alles was Ihnen durch den Kopf geht“;
- ein anderer betrifft die Gesprächsführung (Interviewer/Psychoanalytiker): der Interviewer fragt nach, der Analytiker „spiegelt“ (wie das Echo in der Geschichte von Narziß und Echo) oder lockt, verführt, „zieht das Subjekt in das Unwissen“ (Lacan 1953–54/1990: 214), in einen „Wechselgesang“: das wahre Sprechen enthält seine Antwort bereits. „Wir verdoppeln sie nur wie in einer Antiphon“ (Lacan 1953/1986: 155);
- dieser Unterschied wird unterstützt durch den Unterschied im setting (Liegen/Sitzen).

Von daher ergibt sich, dass die Hilfe, die die Psychoanalyse der empirischen Sozialforschung geben kann, nur eine sehr spezifische sein kann. Zugespißt formuliert könnte man sie darin sehen, dass sie die Unterscheidung zwischen psychoanalytischem Gespräch bzw. Sprechen und biographischem Interview ermöglicht, die Differenz sichtbar zu machen gestattet.

Das Interview bewegt sich in der Zeit und in der Ordnung des „bewussten“ Diskurses, aber: die Wiederherstellung des bewussten Diskurses (über die Geschichte des Subjekts) stößt an die Grenze des leer gebliebenen Kapitels der Geschichte des Subjekts, an die Grenze des „Unbewussten“ – besetzt von einer Lüge, haben wir gehört – aber einer Lüge, die das Subjekt selbst täuscht. Nicht alle Fehler, mit denen das biographische Interview sich herumschlagen muss, kommen aus der bewussten Täuschung (des Interviewers), können wir festhalten, sondern aus dem Nicht-Erreichen des „vollen“ Sprechens. Und dieses ist definiert in Bezug auf die Wahrheit des Subjekts, seine „Anerkennung“ – durch den anderen. Aber: der andere ist der abwesende andere, es ist nicht der anwesende andere, an den das Subjekt sich Hilfe suchend wendet (der anwesende Analytiker

besetzt lediglich dessen Platz). Zugleich aber ist die Anwesenheit des anderen nötig: als Instanz der Anerkennung der (Bemühungen des Subjekt um seine) Wahrheit, als Spiegel, in dem das Subjekt sich erblicken kann, in dem das – wahre – Sprechen des Subjekts sich verdoppelt.

„Als Zeuge aufgerufen für die Ehrlichkeit des Subjekts, als Verwahrer der Prozeßakten seines Diskurses, als Referenz für die Genauigkeit, als Garant seiner Aufrichtigkeit, als Hüter des Testaments, als Geschichtsschreiber seines jeweils letzten Willens hat der Analytiker etwas von einem Kopisten.“ (Lacan 1953/1986: 159)

Also die Wahrheit des Subjekts ist keine intrapsychische, sondern eine intersubjektive, aber: nicht die Intersubjektivität der Dyade, sondern die „überindividuelle“ der Sprache (vgl. ebd.: 97),² genauer: des konkreten Diskurses (im Unterschied zum bewussten). Mit der Bestimmung des konkreten als eines überindividuellen Diskurses – die entscheidende Perspektive, die Lacan für die Psychoanalyse reklamiert – wird auch die Vorstellung von einem Unbewussten als Teil des Subjekts, „im“ Subjekt, als eine innere (intrapsychische) Angelegenheit oder gar Entität zurückgewiesen. „Damit verschwindet das Paradox, das der Begriff des Unbewussten darstellt, solange man ihn auf eine individuelle Realität bezieht.“ (ebd.: 97) Deshalb ist jede Suche nach dem Unbewussten „im“ Subjekt unfruchtbar. Das Unbewusste ist längst außerhalb des Subjekts – beim anderen – bevor es beim Subjekt ist (vgl. Laplanche 1992: 489). Das Unbewusste als die Macht, die unser Handeln und Denken, Wahrnehmen und Fühlen bestimmt, ist „außerhalb“ (des Individuum), und „Jenseits“ der Dyade situiert: der „Diskurs des Anderen“ (Lacans berühmte Formel). Die ungeheure, weit reichende Konsequenz dieser Formel – „das Unbewusste ist der Diskurs des Anderen“ – in seiner Bedeutung für das so genannte Medienzeitalter ist noch überhaupt nicht erfasst, wurde nicht einmal aufgegriffen (trotz Foucault).

Wenn dieser andere, dessen Diskurs das Unbewusste ist, weder der konkrete, anwesende andere (in der Dyade, der Beziehung) ist noch der „andere in mir“, sondern vielmehr eine „dritte“ Position einnimmt, in einer 3. Position präsent ist, dann ist der Diskurs des Anderen, der „überindividuelle Diskurs“, durchaus etwas anderes als das Selbstgespräch oder das Gespräch mit dem anderen. Es ist

2 Anmerkung zur Methodologie: der – überindividuelle – Diskurs steht dem Subjekt nicht (vollständig) zur Verfügung, weist leere Stellen auf, besetzt von der Lüge, wird phantasmatisch aufgefüllt. Die Konstruktion der Bedeutung von Handlungen und Aussagen verbleibt in dieser Beschränkung. Auch wenn Untersucher und Untersuchungssubjekt gemeinsam diese Bedeutung konstruieren, bleiben sie im Imaginären. Das Jenseits des Imaginären ist dasjenige, was die Bedeutungskonstruktionen bestimmt und gleichzeitig dem Bewusstsein der Beteiligten nicht vollkommen zugänglich ist. Die „Methode“ der Erfassung des überindividuellen Diskurses kann sich also nicht auf die Arbeit auf der Ebene der Dyade beschränken.

der Diskurs, wie ihn Foucault vielfältig untersucht hat, in den die einzelnen eintreten, vorgesehene Positionen einnehmen, der seine eigenen Strukturen, Mechanismen und Gesetze hat, ein Diskurs, der „von Machtstrukturen durchzogen“ ist, wie Foucault (vgl. z. B. Foucault 1971, 1978, 1982) sagt, der bis in die Selbstgespräche hineinwirkt, bis in die Gespräche mit dem (anwesenden) anderen. Wird damit der „Außengesteuerte“ in die Psychoanalyse eingeführt? Aber natürlich: Ist denn die berühmte „innen gesteuerte Persönlichkeit“ etwas anderes als ein Euphemismus, Fiktion, Selbsttäuschung? Machen die Medien diese „Außensteuerung“ denn nicht offensichtlich genug? Machen wir im „Inneren“ etwas anderes, als uns mit den Erwartungen, Forderungen des Außen herumzuschlagen und geben wir uns hinsichtlich ihrer Erfüllung nicht Rationalisierungen unserer Einbildungen hin? – All dies wusste Freud auch: Aber, was er vielleicht auch wusste, allerdings nicht sagen wollte – weil es die Menschen nicht verdienen, wie er gegenüber Arnold Zweigs Ersuchen, eine Biographie über ihn zu schreiben eingewandt hatte³ – ist, dass er diese Außensteuerung ins Innere verlagert bzw. diese Verlagerung festgeschrieben hat.⁴ Die Biographie selbst, die Fähigkeit bzw. Praxis, seine Biographie zu schreiben/zu erzählen, ist ebenfalls das Produkt einer Einübung, eines langen Trainings, das spätestens mit der Romantik (in England, Deutschland usw.) begann. Die Erfindung bzw. Entdeckung des Unbewussten aber war bereits eine Verschiebung ins Innere, eine Unbewusst-Machung dessen, was uns von außen, im Außen „steuert“, der „Macht“, die unser Sprechen, Denken und Handeln bestimmt.

Mario Erdheim (1982) hat den Begriff der Unbewusstmachung wieder in die Psychoanalyse eingeführt – ursprünglich stammt er von Adler, jenem verfeimten und verheimlichten Ideengeber der Psychoanalyse von Freud an.⁵ Erdheim verwendet diesen Begriff für die „Verleugnung der Realität der (äußeren) Macht, der gesellschaftlichen Herrschaft „durch die Beherrschten“ selbst (1982: 433). Diese Verleugnung der Realität der Herrschaft geschieht nach Erdheim mit Hilfe des Phantasmas (der Herrschaft). Damit meint er jene Bilder, durch die die gesellschaftliche Macht in die Vorstellungswelt der Kindheit geholt wird: Die Mächtigen, die Macht(-in-)haber werden nicht als das wahrgenommen und be-

3 „Die Wahrheit ist nicht gangbar, die Menschen verdienen sie nicht.“ (Freud 1936: 423)

4 ... und deshalb die Begeisterung der heutigen Psychoanalyse über die Entdeckung des Unbewussten – im Inneren – in der Hirnrinde (vgl. Bruder 2007).

5 Die Verdrängung von Adler, jenes ersten Dissidenten der Psychoanalyse, aus dem psychoanalytischen Diskurs ist die Urverdrängung der Psychoanalyse. Aber auch für die Psychoanalyse gilt: Das Verdrängte kehrt wieder, so dass man darin schon ein Kennzeichen gerade der selbstständigen Teilnehmer am psychoanalytischen Diskurs sehen kann, dass sie – wie Lacan und Kohut oder auch Erdheim – in der Lage sind, einige der Ideen Adlers wieder in den psychoanalytischen Diskurs zurückholen – natürlich ohne den „Namen des Vaters“ der Ideen zu nennen. Vielleicht wissen sie gar nicht, was sie tun: eine Wirkung der Verdrängung.

handelt, was sie sind, sondern so, als wären sie etwas anderes, nämlich Familienmitglieder, (gute) Väter (und Mütter), die manchmal auch „böse“ werden können, die auch ihre „menschliche Seite“ haben, ihre Schwächen, Vorlieben, ihren „Narzissmus“, die auch kämpfen müssen, die nicht immer bekommen, was sie wollen, die auch scheitern können etc. – kurz: „Menschen wie Du und Ich“. Wir sehen die Herrschenden in den Gestalten unserer Kindheit, in den Figuren der familiären Vorstellungswelt. Wir schneiden die Macht auf das Format unseres Familiendramas zurecht, bringen sie auf das Register des Imaginären der Dyade (der Beziehung), phantasmatisch. Das familiale Vorbildungsmodell der Macht ist für die Beherrschten eine Möglichkeit, sich mit der Realität der (Über-)Macht abzufinden, mit ihrer Realität der Ohnmacht. Auf diese Weise machen sie sich ihre Situation erträglich: Die „kränkende[n] und erniedrigende[n] Aspekte des Lebens der Beherrschten“ (ebd.: 376) werden mit Hilfe der phantasmatischen Bilder unbewusst gemacht. Diese Bilder sind zwar unsere, aber nicht nur. Sie werden uns vielmehr gleichzeitig tagtäglich von außen angeboten, an uns herangetragen, durch die Medien. Sie sind nicht (einfach bloß) unsere Einbildungen. Die Medien sind voll von diesen Bildern und Metaphern des Kindheitsphantasmas, den Dramen des Imaginären. Sie drängen uns diese Bilder förmlich auf. Die Medien „übernehmen“ nicht nur bzw. nicht einfach die Vorstellungen der Bevölkerung, die „Phantasmen“ der Subjekte, sie bilden sie auch oder vielmehr zuerst.

In ihrer Untersuchung der „Inszenierungsweisen politischer Ereignisse“ in den Medien unterscheiden Meyer und Kampmann (1998) neun „Grundmodelle“, die, wie sie feststellen, „meist dem Fundus des Bühnentheaters entnommen“ seien: u. a. die Inszenierung politischer Konflikte als mythischer Heldenkonflikt, die Inszenierung von Personen als Verkörperungen von Eigenschaften, Kräften, Tendenzen, Tugenden, Programmen oder Mächten oder als Verkörperungen archetypischer Figuren (der Vater, die Mutter, der Freund, der Feind, der Gute, der Böse, der Verräter, der Unschuldige, der Weise, der Streber, der Intrigant, der Mächtige oder der Ohnmächtige usw.). Die Medien arbeiten in ihren „Inszenierungen“ politischer Ereignisse mit den Bildern, Vorstellungen, Phantasmen, die der konkreten Erfahrungswelt des Individuums zugänglich sind, anschlussfähig dem Imaginären. Das Phantasma des „Landes-Vaters“ (der „Landes-Mutter“) gehört zu ihrem Standardrepertoire, auch wenn dieses noch andere Bilder umfasst. Die Herrschenden lassen sich selbst gern als der gute Vater darstellen, sie selbst bringen die „Phantasmen“ der Herrschaft – des guten Vaters – in Umlauf, die Phantasmen vom „guten Herrscher“, der alles für seine Untergebenen richtet, der schon weiß, warum er von uns etwas fordert, auch wenn wir es nicht einsehen. „Alles was im privaten Leben richtig ist, ist in der Politik richtig, und alles was im privaten Leben nichts taugt, taugt auch in der Politik nicht.“ (Exkanzler

Kohl in der ARD-Dokumentation „Im Rausch der Macht – die süße Droge Politik“ vom 16.2.2005) „Das Politische ist persönlich“ – das wiederholen die Medien tagtäglich, es ist die wichtigste Botschaft der Inszenierungen der Beckmanns, Kerners, Maischbergers.

Durch die „Phantasmen“ des „Persönlichen“ verstecken die Medien die nicht-phantastische Realität der Macht – und gleichzeitig zeigen sie uns andere Bilder nicht, die nicht „phantastisch“ wären, sondern „realistisch“. Sie zeigen uns nicht die Gespräche in den Verhandlungsrunden, sie zeigen uns nicht, wie die Beraterhonorare die Hände wechseln, sie zeigen uns nicht die Aktivitäten „im Hintergrund“, in den Hinterzimmern der Macht, und sie zeigen uns nicht die Folgen der Politik weit weg vom Ort der Handlung, wenn sie von den Erfolgen an der Börse berichten, berichten sie nicht, dass jeden Tag 100.000 Menschen an Hunger oder seinen Folgen sterben (vgl. Ziegler 2005).⁶ „Noch nie in der Geschichte haben Gewalt, Ungleichheit, Ausschluss, Hunger und damit wirtschaftliche Unterdrückung so viele menschliche Wesen betroffen“ (Derrida 1953/1995: 139), und das „genau in dem Moment, wo die Menschheit zum ersten Mal in ihrer Geschichte die materiellen Mittel hätte, ihr gemeinsames Glück zu verwirklichen“ (Ziegler 2005). Allein in der ersten Dekade nach dem Zusammenbruch der Sowjet-Union (August 1991) ist das Welt-Brutto-Sozialprodukt um mehr als das doppelte gestiegen (Globalisierungsgewinne). Unermessliche Reichtümer bündeln sich in den Händen weniger. 500 transkontinentale Konzerne kontrollieren die Hälfte des Welt-Brutto-Sozialprodukts (vgl. ebd.: 213) – sie beschäftigen – nebenbei bemerkt – ganze 1,8 Prozent der Arbeitskräfte der Welt. Die „Kerne“ dieser Konzerne wiederum werden von einzelnen reichen Familien kontrolliert („Kosmokraten“ nennt Ziegler sie). Das Gesamtvermögen der (laut „Forbes“) genau 793 Dollarmilliardäre (102 mehr als 2005, vgl. Taz vom 11./12.3.2006: 8) beträgt 2,6 Billionen US-Dollar. Das ist beinahe soviel wie das deutsche Brutto-sozialprodukt. Das Vermögen des reichsten Mannes, Bill Gates, beträgt 50 Milliarden, was dem Bruttosozialprodukt von Marokko entspricht. Unter den Top 25 befinden sich z. B. die Ikea-Gründer und die Aldi-Brüder. Jean Ziegler sieht darin eine „Refeudalisierung“ der Welt. Gleichzeitig mit dem Wachsen des Reichtums auf der Welt, schreibt er, wachsen die Leichenberge ihrer Opfer, weil der Reichtum mit denselben Mitteln produziert werde, die zugleich die Armut wachsen lassen. Ziegler nennt als entscheidende Faktoren: die absurde Landwirtschafts- und Dumpingpolitik der Industrieländer – 349 Milliarden Dollar für Produktions- und Exportsubventionen. Sie zerstört die Landwirtschaften der afrikanischen Agrarstaaten. Die Auslandsverschuldung der 122 Entwicklungs-

6 „Im Jahr 2000 sind 36 Millionen [Menschen, K.-J.B.] an Hunger gestorben oder an Krankheiten, die durch den Mangel an Mikronutrimenten (Vitamine, Mineralstoffe, Spurenelemente) verursacht sind.“ (Ziegler 2005: 101)

länder, wo mehr als 4,8 der 6,2 Milliarden der Weltbevölkerung leben, überstieg 2004/05 die 2.100 Milliarden Dollar Grenze. Sie macht soziale Investitionen unmöglich. Die(se) Gründe werden nicht genannt, verschwiegen – wenn in den Medien das Elend gezeigt wird bzw. es werden andere Begründungen gegeben, ebenso wie die Folgen verschwiegen werden, wenn über die erfolgreichen Transaktionen berichtet wird.

Wenn die Medien uns die Erfolge „unserer Lebensform“ zeigen, verstecken sie meist gleichzeitig das Elend der anderen. Zeigen sie uns dagegen die Armut, den Hunger, die Krankheiten der Elenden, dann ohne uns gleichzeitig den Reichtum zu zeigen, der im Überfluss vorhanden ist. Damit verschweigen sie den offensichtlichen Zusammenhang zwischen Reichtum, der die Armut nicht lindert und der auf Kosten der Armut aufgehäuft worden ist. „Verstecken durch Zeigen“ nannte Bourdieu (1998) dieses Muster der Berichterstattung der Medien, ihre Strategie. „Verstecken durch Zeigen“ ist die Methode, das Mittel ihrer Unbewusstmachung, Desinformation. Nicht nur durch Zeigen von Phantasmen, sondern durchaus durch Zeigen von Realität, von Ausschnitten aus der „Realität“ – die allerdings aus ihrem Kontext herausgelöst sind, dem Kontext der Herstellung, der Verursachung. „Verstecken durch Zeigen“ bedeutet: Wir werden von den Medien nicht nur informiert darüber, was läuft, sondern zugleich auch desinformiert, indem sie uns nicht alles zeigen bzw. nicht sagen was läuft. Dadurch zeigen sie uns nicht nur die Welt, wie sie ist, sondern sie stellen sie zugleich auch so her, wie sie sein soll (indem sie behaupten, sie sei bereits so) – die von Hannah Arendt (1971/2000) geschilderte Figur des Lügners als des Politikers par excellence, insofern er mit der bewussten Verdrehung der Tatsachen die Welt verändert (Derrida 1996). Wie sehr Lüge, Täuschung, Irreführung, Manipulation unserer Zustimmung unser täglich Brot sind, bekommen wir gerade jetzt wieder drastisch vorgeführt, seitdem mit der allgemeinen Wirtschaftskrise die Lügen der „Globalisierung“ und der „neoliberalen“ Hochstapelei aufgefliegen sind, wenn nicht bereits seit dem Krieg gegen den Irak, als sich die Lügen über die Massenvernichtungswaffen als Grund für die militärische Intervention in Luft auflösten. Und noch im gegenwärtigen Augenblick werden die neoliberalen Lügen und Täuschungen nicht von denen, die sie in die Welt gesetzt hatten, als das was sie sind eingestanden, zurückgenommen, sondern als „Irrtum“ – mit dem Blinzeln „konnte jedem passieren“ – fallen gelassen, wenn sie überhaupt der Erwähnung für wert gehalten werden.

Die Medien verändern die Welt, indem sie unsere Bilder, Vorstellungen, unser Wissen über die Welt verändern und zugleich unsere Sichtweisen, unser Denken, und zwar nicht (primär) in der Form des Befehls, sondern mittels des Zwangs der Bilder, des erdrückenden Materials, der schlagenden Argumente, denen wir uns nicht entziehen können, denen wir unsere Zustimmung nicht ver-

weigern können, weil wir keine anderen haben, als die von den Medien uns zugänglich gemachten, angebotenen. Diese Zustimmung herzustellen – nichts anderes – sei die Aufgabe, die Funktion der Medien, behauptet Noam Chomsky (2002) – „manufacturing consent“: der Sinn des Versteckens durch Zeigen. Gezeigt wird, was Zustimmung ermöglicht, was diese verhindert, wird nicht gezeigt, sondern versteckt. Zustimmung zu dem, was gezeigt wird, zur so genannten Realität, die durch dieses Zeigen hergestellt wird durch die Medien bzw. durch den Diskurs der Medien: Zustimmung also zum Diskurs der Medien. Und noch im gegenwärtigen Augenblick, in dem Zustimmung zu den überführten Lügen und Täuschungen nicht mehr zu halten ist, setzen diejenigen, die sie in die Welt gesetzt hatten, neue Lügen an die Stelle der alten, wenn sie die alten als „Irrtum“ verharmlosen, dem „jeder“ zumindest hätte verfallen können, oder als der allgemeinen menschlichen Schwäche – „Gier“ – geschuldet, dass die Betrogenen sich hatten belügen lassen. Zustimmung zum Diskurs der Medien bedeutet: Zustimmung zum Diskurs der Macht, denn es ist der Diskurs der Macht, den die Medien vermitteln. Durch ihn, durch den Diskurs der Medien, werden „die Diskurse der politischen Klasse, der massenmedialen Kultur und der akademischen Kultur verschmolzen“. „Dank der Vermittlung der Medien [...] organisiert und beherrscht“ dieser Diskurs, beherrschen diese miteinander verschmolzenen Diskurse „überall die öffentliche Kundgebung, die Zeugenschaft im öffentlichen Raum.“ (Derrida 1993/1995: 90) „Sie kommunizieren und zielen auf den Punkt der größten Kraft hin, um die Hegemonie und den Imperialismus zu sichern.“ (ebd.: 91). „Dieser herrschsüchtige Diskurs“, den Derrida als „Triumphgesang des liberalen Kapitalismus und seiner vorherbestimmten Allianz mit der Demokratie“ bezeichnet (ebd.: 114), „trachtet zu verleugnen, dass noch niemals zuvor in der Geschichte der Horizont über den Modellen, deren Überleben man feiert (der kapitalistischen und liberalen Welt), so dunkel, bedroht war“ (89) – verleugnen (des dunklen Horizonts) durch Behauptung des Gegenteils: Verstecken (der Bedrohung) durch Zeigen (der Feier ihres Triumphs).

Die „Macht der Medien“ wird von kaum jemandem bestritten. Als „Vierte Macht“ oder „Vierte Gewalt“ wird sie beschönigend in die Demokratie eingebaut, obwohl sie weder in der Verfassung vorgesehen noch demokratisch legitimiert ist. Die Medien sind nicht selbst „die Macht“, sie sind nicht unabhängig von den gesellschaftlichen Mächten, deren Sprachrohr sie sind. Sie sind nur die Macher, die die Zustimmung herstellen. Sie sind der Verstärker des Diskurses der Macht. Sie sind die „Medien“ im wortwörtlichen Sinne: Medium zwischen uns und der Macht. Wir erfahren von der Macht nur, was wir von ihr zu sehen (und zu hören) bekommen. Wir kommen mit der Macht nur über ihre Wirkungen in Kontakt. Ihre über die Medien vermittelten Wirkungen, die Wirkungen der Macht beruhen, wie jede Macht, auf unserer Zustimmung. Und keine andere

Aufgabe haben die Medien, als diese unsere Zustimmung herzustellen, zu erhalten, zu bündeln, auszurichten – vermittelt des Diskurses. Die Medien sind die entscheidende Diskurs-Macht, die Macht, die vermittelt des Diskurses wirkt, den sie organisiert und beherrscht. Ihr Diskurs bestimmt unser Denken, und Reden – auch gegen unseren Willen, und hinter dem Rücken unseres Bewusstseins: das „Unbewusste“ als der Diskurs des Anderen, der „überindividuelle“ Diskurs hat in ihnen (den Medien) seinen Ort, seine Residenz – nicht „in“ uns.

Herstellung der Zustimmung, „Manufacturing consent“ (Chomsky) ist immer auch dessen Re-Produktion, damit zugleich die ständige Reproduktion dessen, was man die „magined community“ (Anderson 1991) nennt. Die Medien stellen diese her, als die Gemeinschaft der von den berichteten Ereignissen zugleich Betroffenen. Und je mehr die Medien in die Sphäre des Privaten eindringen, sich in unserem Wohnzimmer einrichten, umso unmittelbarer, unvermittelter entfalten sie ihre Wirkung. Die Übermittler der Bilder und Diskurse, die sich bei uns mit an den Tisch gesetzt haben, werden zum Familienmitglied, zum „Quasi-Freund“ (Bühl 2000: 219). Aber: Der durch die Medien vermittelte Diskurs der Macht stellt Zustimmung, Consent als Diskurs her, indem er uns einlädt, in ihn eintreten, seine Bilder, Argumente, Erklärungen zu übernehmen, und dies, weil er das Individuum als „Subjekt“ anspricht (Foucault 1982: 255).

Allein weil der Mensch das sprechende Wesen ist, weil sich das Subjekt erst konstituiert mit seinem Eintritt in den Diskurs (des Anderen) – es ist die Wirkung seines Sprechens – deshalb kann die Macht sich dieses „Mediums bedienen“, indem sie dem Subjekt die notwendigen Begründungen für sein Tun anbietet, die es überzeugen, die es zur Zustimmung zu bringen vermögen – Präsenz des Diskurses der Macht im Diskurs des Anderen. Wir „übersetzen“ seine Bilder und Parolen in Vorstellungen, Begründungen, die wir unserer Erfahrungswelt entnehmen und die uns der Diskurs zugleich aber auch anbietet, aufdrängt, mit denen er sich an unsere Erfahrungswelt anlehnt. Dadurch bestimmt er uns, weil wir seine Parolen als unsere eigenen ausgeben, verstehen. Und als solche eigenen geben wir sie weiter. Auch dadurch bestimmt er uns, tragen wir sie in die Gespräche mit anderen, Kollegen, Freunden, Familienmitgliedern. Auf diese Weise ist der Diskurs der Macht überall gegenwärtig, nicht nur in den Medien, die von den Politikern und Mächtigen beeinflusst werden, sondern er wird von den vielen weitergeführt, aufgenommen, wiederholt, „übersetzt“, als eigener ausgegeben, zu Hause, auf der Arbeit, in der Freizeit ebenso wie in der Schule. Er ist wie eine Einfärbung unseres Sprechens, ein Schleier, der sich über unsere Aussagen legt. Er besetzt unser Sprechen, Denken, er kolonisiert es. Aber weil wir ihn selber sprechen, erleben wir dies nicht als Besetzung. Er unterdrückt nicht, er „stachelt an“, „gibt ein“, „lenkt ab“, verführt zur Zustimmung. Indem wir in den Diskurs eintreten, haben wir das Gefühl, wir selber wären das Subjekt des Dis-

kurses. Dass es der Diskurs ist, der uns trägt, unser Sprechen, dass es die „Wahrheit“ des Diskurses ist, von der wir überzeugt sind, die wir vertreten, merken wir nicht, erleben wir nicht bewusst, wenn und solange wir begeistert in ihm schwimmen, von ihm getragen werden. Wir machen uns unbewusst, dass wir lediglich die Behauptungen übernehmen, die Parolen weitergeben. Wir verleugnen, dass wir (nur) nachplappern, verleugnen unsere Zustimmung: „Sklassen, die sich für Herren halten“ (Lacan 1953/1986: 136). Diese Verfasstheit der alltäglichen „Kommunikation“ ist genau das, was wir auch in die Analyse mitbringen, womit, worin wir dort zu sprechen beginnen: das „leere“ Sprechen. Das „leere Sprechen“: wir kommen selbst nicht darin vor, wir als Subjekt unseres Sprechens, wenngleich wir uns so fühlen: als Subjekt. Wir besetzen lediglich eine Position im Satz (Lyotard 1983/1987: 121), wir „werden gesprochen“ in der Sprechmaschine. Damit beginnen wir in der Analyse zu sprechen – mit nichts anderem, als wir auch im biographischen Interview beginnen.

Das biographische Interview greift das leere Sprechen ab, das Klappern und Scheppern der Sprechmaschine. Das biographische Interview hat auch nicht die Rekonstruktion der Biographie zum Ziel, sondern dies ist lediglich der „Gesprächsimpuls“, ein affirmativer (im Unterschied zur Dekonstruktion), denn die Konstruktion einer Biographie ist die gesellschaftlich geforderte Aufgabe. Was bringt dann die (Re-)Konstruktion der Biographie? Zunächst die Feststellung der Wiederholung des überindividuellen Diskurses, der das Handeln und Denken des Subjekts bestimmt. Man könnte das biographische Interview also als Messgerät dafür verwenden, was das Subjekt von den Parolen des überindividuellen Diskurses übernommen hat. Was bietet es uns davon an? Wie weit sind die Parolen des Diskurs der Macht eingegangen, in seine Selbst-Reflexion, Selbst-Darstellung, Selbst-Thematisierung, Selbst-Täuschung – sozusagen eine Qualitätssicherung der Arbeit der Medien, der medialen Beeinflussung. Die Aufgabe selbst, meine eigene Biographie zu erzählen, zu erfinden ist eine, die der Diskurs der Macht mir stellt. Alois Hahn (1987) spricht deshalb von Biographie-Generatoren. Die Rekonstruktion der Biographie orientiert sich an, bezieht sich auf vorgegebene Schemata, ist ja schon eine Übernahme der durch den Diskurs der Macht vorgegebenen Folien.

3. Volles Sprechen

Das gerade sei nicht ihr Ziel – behauptet die Psychoanalyse. Im Gegenteil: Sie stellt es als ihre Aufgabe dar, das Individuum von den vorgegebenen Mustern zu befreien, die Fesseln des Sprechens zu lösen, das Subjekt zum „vollen Sprechen“ zu befreien, zu seiner Wahrheit. Doch dieser Begriff der „Wahrheit“ verführt zu

essentialistischem Denken, als läge die Wahrheit des Subjekts bereit, legt nahe zuzugreifen, erscheint „wie ein Kristall, den man in die Tasche stecken kann“ (Musil 1930–42/1978: 533). Gehen wir stattdessen von dem aus, was das Individuum bewusst mit in die Psychoanalyse bringt, von seinem Erleben, seiner Unfähigkeit, mit seinem Alltag, seinem Leben zu recht zu kommen. Auch das ist ein wichtiger Unterschied zum biographischen Interview, in dem das Subjekt meist nicht in diesen Status des Nicht-mehr-weiter-Wissens kommt, sondern umgekehrt, der Interviewer war es, der sich an den Befragten gewandt hatte, der von diesem etwas wissen will, der ihn als Experten betrachtet.

Was als Nachplappern (der Parolen) des Diskurs der Macht erscheint, die das Individuum in die Psychoanalyse mit hinein bringt, ist mit dem Versuch verbunden, ein Leiden zu begreifen, begreifbar zu machen, das für das Individuum nicht zu erklären, nicht zu begreifen ist – eher hält es dieses aufrecht, treibt es weiter, lässt das leidende Individuum auf der Stelle treten, im Laufrad des leeren Sprechens, der Wiederholung der Parolen des Diskurs der Macht. Dem Analytiker zeigt sich die Unfähigkeit (des Subjekts) – mit den Parolen des Diskurs der Macht zurecht zu kommen, anders zurecht zu kommen, als sie nachzuplappern, zu wiederholen – als Unfähigkeit im Sprechen, als ein Zurückschrecken vor dem Authentischen, das es sagen könnte. Für Lacan ist dies eine Unfähigkeit des Subjekts, den Bereich seiner Wahrheit zu betreten – wozu es das volle Sprechen führen würde, dessen Horizont es ist – und stattdessen sich Hilfe suchend an den Analytiker zu wenden, im leeren Sprechen festzuhalten, sich zu klammern. Im Sprechen gelingt die Wiederherstellung des bewussten Diskurses des Subjekts nicht, weil ihm der überindividuelle konkrete Diskurs nicht zur Verfügung steht, besetzt ist das Sprechen von weißen Stellen, „unbewusst“. Die „weißen Stellen“ in diesem Nachplappern, die „uns nicht zugänglich sind“ (Lacan 1953/1986: 98), sie liegen der Wiederherstellung des bewussten Diskurses zugrunde. Wir können jetzt sagen: die uns vorenthalten worden sind – nicht nur „verdrängt“. Wir haben gehört: Der Widerstand geht nicht vom Verdrängten aus, sondern von der Unfähigkeit des Subjekts, den Diskurs wiederherzustellen, jenen Bereich zu betreten, in dem Freud die Wahrheit des Subjekts ansiedelt: das Unbewusste – Begehren. Das Unbewusste – Freud hat das auf das persönliche Unbewusste eingeschränkt. Laplanche hält dagegen: Das Unbewusste war vorher da, bei den Eltern, bevor es bei dem Kind vorhanden war. Die Eltern haben bereits die weißen Stellen produziert, für die weißen Stellen gesorgt – im Diskurs mit dem Kind. Die Botschaften, die sie an das Kind richten, sind „rätselhafte“ Botschaften: Der Vater, der das kleine Geschwister schlägt, sagt mehr, als er sagen will, z. B. „Wer fest liebt, züchtigt fest“ und „Lieben, d. h. schlagen, vergewaltigen, vögeln ... nicht nur genital, sondern auch anal, denn wie anders sollte man

ein kleines Geschwisterchen vergewaltigen“ usw. Das Rätsel ist das, was in der Botschaft unbewusst bleibt. Das Kind muss diese erst „übersetzen“.

„Konfrontiert mit diesen rätselhaften Botschaften, [...] übersetzt das Kind vorzugsweise mit der ‚Sprache‘, über die es verfügt: ‚Mein Vater liebt dieses andere Kind nicht, er liebt nur mich.‘ Was in dieser Übersetzung fallengelassen wird, ist der dunkle Aspekt der Botschaft, gemäß dem man, sexuell gesprochen, liebt, indem man schlägt und vergewaltigt. Es ist [...] die unbewusste Phantasie.“ (Laplanche 1991/1992: 489)

Was bei dieser Übersetzung heraus fällt: das Unbewusste – der Eltern (Erwachsenen). Dieses wird vom Kind mit der Botschaft unübersetzt übernommen – in das Unbewusste des Kindes integriert. Laplanche schränkt dieses Unbewusste allerdings wieder auf das Sexuelle ein. Das Unbewusste als der – überindividuelle – Diskurs, der Diskurs der Macht gerät nicht in den Blick. Insofern trägt die Psychoanalyse selbst zur Unbewusstmachung bei. Dagegen zeigen die in letzter Zeit durchgeführten Projekte über die Kindheit der „Kriegskinder“ (vgl. Ermann 2007), dass es das Verschweigen der Eltern – wie das Schweigen der Erwachsenen insgesamt – über den Faschismus ist es, was die Kriegskinder traumatisiert hat: Leiden am Nichtwissen, Nichtgreifenkönnen, Unverfügbarkeit des Nicht-Gewussten. Die Traumatisierung liegt in der Beschädigung, Beschränkung der Souveränität des Subjekts. Der „Diskurs des Anderen“ ist (dann) bestimmt vom Schweigegebot – zugleich ohne zu benennen, worüber geschwiegen werden soll. Das (Ver-)Schweigen halten ist: das Paradigma des (sexuellen) Missbrauchs, in den drei Generationen einbezogen sind, das „Familiengeheimnis“, die „Gruft“ (vgl. Abraham/Torok 1976) – auf das Geheimnis der Familie eingeschränkt. Dabei ist das Schweigegebot des Diskurses des Anderen dasjenige des Diskurses der Macht: der Grund der Unbewusstmachung. Die weißen Stellen, unbewusst gemacht, weiß gehalten durch den Diskurs der Macht selbst – von denen, die ihn führen, indem sie uns das Wissen (der Macht) vorenthalten und an dessen Stelle eine Lüge setzen.

Deshalb können wir sagen: Das Subjekt, das in die Analyse geht, ist eines, das mit dem Diskurs der Macht nicht (mehr) zurecht kommt – mit den Zumutungen, sich mit Lügen abspeisen zu lassen, mit der Beschämung, sich selbst belügen zu sollen. Hier taucht die „Wahrheit“ in einem anderen Register auf: nicht als Gewissheit, sondern als Horizont jenseits der Lüge, als Fluchtpunkt des Wunsches, die Lüge loszuwerden, ihre Fessel abzustreifen, vielleicht als Versprechen, dass dies möglich sei; ein Versprechen, das mit der Psychoanalyse verbunden ist. Die Psychoanalyse kann jedoch nicht die Lüge durch die Wahrheit ersetzen, sondern nur ihre Fesseln auflösen. Sie kann nicht die Wahrheit jenes Kapitels der Geschichte des Subjekt rekonstruieren, das von der Lüge besetzt gehalten wird,

sondern nur die Lüge von diesem Platz vertreiben, dekonstruieren (wie es Laplanche, Bourdieu oder Derrida tun). Was dann an ihrer Stelle auftaucht, ist durchaus offen. Zunächst

- durch das Lösen der Fesseln des Sprechens, dadurch, dass sich das Subjekt seinem Sprechen anvertrauen, überlassen kann, dass es darauf hören, was „es“ spricht, taucht zuerst etwas auf, was dieses zum Stolpern bringt, was das Nachplappern des Diskurs der Macht offenbart: die „Fehlleistung“ – Fehlleistung im bewussten Diskurs;
- dadurch wird der „überindividuelle Diskurs“ – des „Unbewussten“ – offen für die Verfügung durch das Subjekt: für die „Wiederherstellung der Kontinuität seines bewussten Diskurses“. D. h.: Bewusstmachung des Unbewussten – durch Rückgängigmachen der Unbewusstmachung.

Allerdings steht sich die Psychoanalyse bei diesem Projekt der Dekonstruktion meist selbst im Wege, trägt sie selbst zur Unbewusstmachung (der Macht) bei, indem sie die Macht versteckt – im Unbewussten des individuellen Begehrens, „ödpalisiert“ als Kampf gegen den Vater, als Begehren des Begehrens der Mutter, indem sie den – überindividuellen – im intersubjektiven (oder gar intrapsychischen) Diskurs zum Verschwinden bringt, also neue Konstruktionen, Fiktionen in die Welt setzt: Ödpalisierung des Begehrens (vgl. Deleuze/Guattari 1972) statt seiner „Anerkennung“, Ödpalisierung der Macht (vgl. Bruder 2006).

Literatur

- Abraham, Nicolas/Torok, Maria: Kryptonomie. Das Verbarium des Wolfmanns, Frankfurt am Main/Wien 1976
- Anderson, Benedict: Imagined Communities, London 1991
- Arendt, Hannah: Die Lüge in der Politik, in: Arendt, Hannah: In der Gegenwart. Übungen im politischen Denken II, München 2000
- Bourdieu, Pierre: Über das Fernsehen, Frankfurt am Main 1998
- Bruder, Klaus-Jürgen: Psychotherapie im Diskurs der Macht, in: Hein, Jörg/Hentze, Karl (Hg.): Das Unbehagen in der (Psychotherapie-)Kultur. Sinnverstehende Traditionen – Grundlagen und Perspektiven, Bonn 2007, S. 84–96
- Bruder, Klaus-Jürgen: Die Freudsche Erzählung von Ödipus als Mythos der Macht, in: Bruder, Klaus-Jürgen/Bruder-Bezzel, Almuth (Hg.): Individualpsychologische Psychoanalyse, Frankfurt am Main/New York 2006, S. 163–183
- Bruder, Klaus-Jürgen: Annäherung an einen psychoanalytischen Begriff von Macht, in: Springer, Anne/Gerlach, Alf/Schlösser, Anne-Marie (Hg.): Macht und Ohnmacht, Giessen 2005a, S. 27–46

- Bruder, Klaus-Jürgen: Selbstthematisierung, in: *Journal für Psychologie*, 3/2005b, S. 189–211
- Bruder, Klaus-Jürgen: Das Unbewusste, der Diskurs der Macht, in: Buchholz, Michael/Gödde, Günter (Hg.): *Macht und Dynamik des Unbewussten – Auseinandersetzungen in Philosophie, Medizin und Psychoanalyse*. Band II, Giessen 2005c, S. 635–668
- Bruder, Klaus-Jürgen: Zustimmung zum Diskurs der Macht. Prolegomena zu einer Theorie der Subjektivierung, in: *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 111–112/2004, S. 7–37
- Bruder, Klaus-Jürgen: Psychoanalyse und Semiotik, in: Posner, Roland/Robering, Klaus/Sebeok, Thomas (Hg.): *Handbuch Semiotik*, Berlin/New York 2003, S. 2483–2510
- Bühl, Walter: *Das kollektive Unbewußte in der postmodernen Gesellschaft*, Konstanz 2000
- Chomsky, Noam: *Media Control*, New York 2002
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix: *Anti-Ödipus*, Frankfurt am Main 1972
- Derrida, Jaques: Prolegomena zu einer Geschichte der Lüge. Vortrag in der Berliner Staatsbibliothek. Reihe „Erbschaft dieser Zeit“, Berlin 9.6.1996
- Derrida, Jaques: *Marx' Gespenster. Der verschuldete Staat, die Trauerarbeit und die neue Internationale*, Frankfurt am Main 1995
- Ermann, Michael: Kriegskinder im Forschungsinterview, in: *Zeitschrift für Individualpsychologie* 4/2007, 304–311
- Erdheim, Mario: *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit*, Frankfurt am Main 1982
- Foucault, Michel: *Das Subjekt und die Macht*, in: Dreyfus, Hubert/Rabinow, Paul: *Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*, Frankfurt am Main 1982, S. 243–264
- Foucault, Michel: *Dispositive der Macht*, Berlin 1978
- Foucault, Michel: *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt am Main 1971
- Freud, Sigmund: Die Frage der Laienanalyse, in: Freud, Sigmund: *Gesammelte Werke XIV*, Frankfurt am Main 1986
- Freud, Sigmund: Zur Dynamik der Übertragung, in: Freud, Sigmund: *Gesammelte Werke VIII*, Frankfurt am Main 1912, S. 363–374
- Freud, Sigmund: Brief an Arnold Zweig vom 31.5.1936, in: Freud, Sigmund: *Briefe 1873–1939*, Frankfurt am Main 1936, S. 423
- Freud, Sigmund: *Die Traumdeutung*. *Gesammelte Werke 2/3*, Wien 1900
- Hahn, Alois: Identität und Selbstthematisierung, in: Hahn, Alois/Kapp, V. (Hg.): *Selbstthematisierung und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis*, Frankfurt am Main 1987, S. 9–24
- Lacan, Jacques: *Das Seminar. Buch I*, Weinheim 1990
- Lacan, Jacques: Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse. Bericht auf dem Kongreß in Rom am 26. und 27. September 1953, in: Lacan, Jacques: *Schriften I*, Weinheim 1986, S. 71–169
- Laplanche, Jean: Deutung zwischen Determinismus und Hermeneutik. Eine neue Fragestellung, in: *Psyche*, 6/1992, S. 467–498
- Liotard, Jean-Francois: *Der Widerstreit*, München 1987

Meyer, Thomas/Kampmann, Martina: Politik als Theater. Die neue Macht der Darstellungskunst, Berlin 1998

Musil, Robert: Der Mann ohne Eigenschaften, Reinbek bei Hamburg 1978

Ziegler, Jean: Das Imperium der Schande. Der Kampf gegen Armut und Unterdrückung, München 2005

Die inneren Grenzen der Biographieforschung

Matthias Ruppert

Die Absicht, einem blühenden Wissenschaftszweig, einem enorm expandierenden und somit offensichtlich fruchtbaren Forschungsgebiet „von außen“, d. h. von einem entgegen gesetzten Standpunkt aus, kritisch bis ablehnend gegenüberzutreten, muss ihr Ziel verfehlen oder an der eigenen Hybris ersticken. Denn in Zeiten einer immer wieder gerne beschworenen und gleichsam egalitären Pluralität im Feld der Wissenschaft hieße dies, lediglich einen weiteren Standpunkt einzunehmen, wenn nicht gar in postmoderner Beliebigkeit vergeblich um ein wenig Aufmerksamkeit zu haschen.

Viel fruchtbarer erscheint es dagegen, „von innen“ her an das prosperierende Projekt Fragen zu stellen. In transzendentalkritischer Absicht also sind dann wissenschaftstheoretische und forschungspragmatische Theoreme auf ihre Implikationen hin zu befragen, auf das hin, was Bedingung ihrer Möglichkeit ist, was vorausgesetzt werden muss, um ein solches Theorem sinnvoll denken zu können. Nachzuspüren ist insoweit also Setzungen und Vorentscheidungen methodologischer und wissenschaftslogischer Art, die sich einerseits als metaphysische offenbaren, sofern sie den Rahmen des in einem strengen, radikalen Sinn Wissbaren verlassen haben, deren Folge andererseits, wörtlich und damit ernst genommen, zu Widersprüchen und Inkonsistenzen innerhalb eines Wissenschaftsprogramms führen. Unabweisbar scheint dieses kritische Vorhaben, weil es in seinem argumentativen Vollzug unhintergebar ist, soll nicht jede vernunftorientierte Begründung von vornherein obsolet sein. Wie es Wolfgang Fischer für die Pädagogik skizziert hat (vgl. Fischer 1979: 95ff.), soll also im Folgenden in knappen Zügen ein Konzept von Biographieforschung in bestimmter Hinsicht auf seine Implikationen und Konsequenzen hin kritisch befragt werden. Ein auf was immer bezogener Anspruch auf Vollständigkeit oder darauf, „die“ Biographieforschung auch nur annäherungsweise thematisieren zu können, wäre selbstredend so tollkühn bzw. lächerlich, dass wir an dieser Stelle darüber schweigen können.

1. Biographieforschung und Bildungstheorie

In dem Grundsatzartikel *Qualitative Biographieforschung* aus dem Jahr 2000 skizziert Winfried Marotzki den Zusammenhang von Biographieforschung und Bildungstheorie. Vor dem Hintergrund zunehmender Komplexität gesellschaftlicher Strukturen und dementsprechend wachsender Anforderungen an das Individuum installiert Marotzki die qualitative Biographieforschung als den adäquaten Zugang zum Verständnis des Menschen in der Moderne. „Menschliche Entwicklung wird aus der Perspektive dieser Forschungsrichtung als lebenslanger Lern- und Bildungsprozess zugänglich“ (Marotzki 2000: 175). Nur mit den Mitteln des interpretativen bzw. qualitativen Paradigmas nämlich könne sowohl dem Umstand Rechnung getragen werden, dass „gesellschaftliche Tatsachen über die Sinn- und Bedeutungszuschreibung der Handelnden zu erschließen“ (ebd.: 176) sind, als auch die Individualität der Menschen vor der Gefahr bewahrt werden, von der Totalität sozialisatorischer Überformung absorbiert zu werden. Denn die qualitative Biographieforschung richte ihr Augenmerk gerade auf die individuellen Variationen „oder gar die Erzeugung neuer Strukturen der Erfahrungsverarbeitung“ (ebd.), also auf das, was das Individuum nicht aus dem gesellschaftlich immer schon angetragenen Repertoire an Erfahrungsformen übernehme. Marotzki ist es daher eminent wichtig, die Phänomene der Emergenz und der Kontingenz zu exponieren, gerieren diese sich doch als Garanten und Refugien der Individualität in modernen Gesellschaften (vgl. ebd.: 177). In einer Art Zwischenbilanz stellt Marotzki dann auch folgerichtig fest:

„Die Frage nach subjektiven Sinngehalten impliziert, dass damit noch etwas anderes gemeint ist als nur das, was an gesellschaftlichen Sinnvorgaben dem Einzelnen angeboten wird. Subjektivität wird in dieser Perspektive nicht nur als bloßes Resultat gesellschaftlicher Intersubjektivität verstanden, sondern auch als deren Bedingung.“ (Marotzki 2000: 177)

Dies lässt sich, so Marotzki im Folgenden, nachvollziehen wie auch adaptieren im Rekurs auf Wilhelm Diltheys Programm der Grundlegung von Sinnbildungsprozessen, insbesondere unter dem Aspekt des Herstellens von ordnenden Zusammenhängen. Vor diesem Hintergrund stellt Marotzki schließlich summarisch fest, „dass der Begriff Biographisierung jene Form der bedeutungsordnenden, sinnherstellenden Leistung des Subjekts in der Besinnung auf das eigene gelebte Leben bezeichnet“ (Marotzki 2000: 179), die vorausgesetzt werden muss, sollen nicht Diffusion und Inkonsistenz das Leben des Individuums charakterisieren.

Hat aber nun jedes individuelle Leben seinen eigenen Sinn, so liegt es in der Konsequenz des Gedankens, diesem *factum bene fundatum* eine Methode zuzuordnen, deren *Proprium* gerade das Individuelle ist. „Die Perspektive der indivi-

duellen Sinn- und Bedeutungserzeugung führt direkt zu dem Ansatz moderner Biographieforschung.“ (Marotzki 2000: 180) Auch in diesem Zusammenhang argumentiert Marotzki zunächst defensiv, indem er gesellschaftlich vermittelte Intersubjektivität als notwendige, aber nicht „hinreichende Verstehensbedingung von Individualität“ (ebd.) in ihre Schranken verweist. Offensiv gewendet, stellt sich dann auch und gerade die Frage nach den „subjektiven Bedingungen von Intersubjektivität“ (ebd.). Wie schon historische Situation und Individuum sieht Marotzki auch die Kategorien der Subjektivität und der Intersubjektivität in einer Relation gegenseitiger Bedingtheit. Dass an dieser Stelle die Vorstellung eines Aktivitätspotenzials des Subjekts mitschwingt, wird nicht zuletzt daran erkennbar, dass Marotzki Dilthey mit einem Verweis auf Leibniz' Monadologie zitiert (ebd.). So gipfelt denn auch diese Argumentationslinie in einem weiteren Zwischenfazit: „Sinn- und Bedeutungsproduktion stellen das kreative Zentrum menschlicher Existenz dar.“ (ebd.: 181) Von dieser These aus ist es schließlich ein kurzer Weg zu der Explikation eines unmittelbaren Zusammenhangs von Biographieforschung und Bildungstheorie.

„Wir entwerfen in Prozessen der Biographisierung ständig uns selbst und die Welt vom Blickwinkel einer bestimmten uns eigenen Seinsweise. Es ist berechtigt, ein solches Selbst- und Weltverhalten mit dem Begriff der Bildung anzusprechen.“ (Marotzki 2000: 185)

Nicht zufällig weckt die Wortwahl an dieser Stelle Assoziationen einer ganz bestimmten Provenienz. Das Individuum, das den Prozess der Biographisierung initiiert und insoweit zum Zentrum der Biographieforschung avanciert, muss offensichtlich als aktives Subjekt gedacht werden, als Subjekt also, dem ein Potenzial an Spontaneität und Kreativität eignet. Analog zur sozialisationstheoretischen Vorstellung von einem aktiven Subjekt, das zum Zwecke der produktiven Realitätsverarbeitung immer schon mitgedacht werden muss (vgl. Helsper 1995: 72), oder dem Konzept einer Pädagogischen Anthropologie als einer Theorie der Personagenese (vgl. Derbolav 1980: 59ff.) kommt die hier von Marotzki evozierte Theorie der Bildung nicht umhin, ein Subjekt zu supponieren, dessen Aktivitätspotenzial in etwa mit dem Ich korrespondiert, das Wilhelm von Humboldt dem Idealismus Fichtes entlehnt (vgl. Humboldt 1980: 235ff.). Mindestens aber erfordert Marotzkis These von der Wechselwirkung von Subjektivität und Intersubjektivität zwingend als Grundlegung die transzendente Abklärung der Autonomie des Subjekts, wie sie Kant in der Auflösung der dritten Antinomie der reinen Vernunft durchführt (vgl. Kant 1976: 427ff.). Autonomie und Freiheit also, verankert in der Doppelperspektive auf den Menschen als Wesen der Natur und zugleich als Wesen der Vernunft, müssen unweigerlich auch dem Subjekt im

Rahmen der Biographieforschung, wie Marotzki sie konturiert, zugesprochen werden.

2. Bedenken auf drei Ebenen

Die Idee eines spontanen, aktiven Subjekts ist also Kern und Basis einer Bildungstheorie, wie Marotzki sie intendiert, sofern jedenfalls die Unverfügbarkeit des Individuellen thematisch wird. Dieses Individuelle, manifestiert in der je eigenen Art des Selbst- und Weltverhaltens, empirisch aufzuhellen, weist Marotzki der qualitativen Biographieforschung als Aufgabe zu. An dieser Stelle Methodologie und Methodik dieser Forschungsrichtung auch nur in größten Zügen darzustellen, ist so unmöglich, wie der Versuch vermessen wäre. Jedoch muss es erlaubt sein, in eingangs erwähnter kritischer Absicht auf drei Ebenen Grundgedanken dieser Forschungsmethode angesichts der bildungstheoretischen Vorgaben der *quaestio juris* auszusetzen. Zu fragen ist also, ob die qualitative Biographieforschung, bezogen auf ihre Implikationen und Vorannahmen, zu Recht als die Methode anzusehen ist, die der „Perspektive des Individuellen“ (Marotzki 2000: 180) entspricht. Dies soll exemplarisch und umrisshaft geschehen.

2.1 *Die epistemologische Ebene*

Auf einer ersten und allgemeinen Ebene stellt sich die Frage, ob es vom Individuellen im vollen Sinne ein Wissen bzw. eine Wissenschaft geben kann. Ungeachtet aller Skepsis gegenüber den Verfahren der Verallgemeinerung in der qualitativen Sozialforschung überhaupt, ist darauf zu insistieren, dass natürlich auch für diesen Forschungsansatz das generelle Problem der Vermittlung zwischen dem Besonderen, dem Einzelfall, dem letztlich nur das deiktische „dies hier“ gerecht zu werden vermag, und dem Allgemeinen als dem Medium des Gewussten als des Wissbaren virulent bleibt. Es mag ja sein, dass sich die qualitative Biographieforschung „der Komplexität des Einzelfalls“ (Marotzki 2000: 177) stellt; damit ist aber keineswegs schon ausgemacht, was denn nun genau zwischen den Einzelfall und die allgemeine Aussage als vermittelndes Drittes tritt. Eine grundsätzliche Explikation der Frage, wie ein Gegenstand unter einen Begriff subsumiert werden könne, gibt Kant im Schematismuskapitel der Kritik der reinen Vernunft. Auch dort ist die letzte Auskunft über den Prozess dieser Art von Vermittlung eher ernüchternd. Das exakte Wie dieses Vorgangs ist für Kant „eine verborgene Kunst in den Tiefen der menschlichen Seele, deren wahre Handgriffe wir der Natur schwerlich jemals abraten und sie unverdeckt vor Au-

gen legen werden“ (Kant 1976: 190). Auch wenn also eine wirkliche Einsicht in diese Vermittlung nicht möglich ist, so sollte doch einsichtig geworden sein, dass sie gedacht werden muss, sofern Erfahrung und Erkenntnis überhaupt möglich sein sollen, und dass sie sich gleichwohl als in höchstem Maße problematisch darstellt.

2.2 Die methodologische Ebene

Unterhalb der epistemologischen Ebene ist in methodologischer Perspektive zu fragen, ob Kompatibilität besteht zwischen den spezifischen Verfahrensweisen der qualitativen Biographieforschung und den Erfordernissen einer bildungstheoretisch motivierten Orientierung an der Individualität mit ihrem Aktionspotenzial. Rücken die Ausführungen Fritz Schützes zu der Technik des narrativen Interviews als der zentralen Methode der qualitativen Biographieforschung in den Fokus, so ist die eindeutige Präponderanz der *[K]ognitive[n] Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens*, so der Titel eines einschlägigen Aufsatzes aus dem Jahr 1984, weder zu übersehen noch zu leugnen.

„Die Ausgangshypothese dieses Beitrages besteht darin, daß die formale Darstellungsordnung des Stegreiferzählens auf den Umstand zurückzuführen ist, daß autobiographisches wie jedes andere Stegreiferzählen sich an grundlegenden kognitiven Figuren der Erfahrungsrekapitulation ausrichtet.“ (Schütze 1984: 80)

Diese kognitiven Figuren, so führt Schütze weiter aus, strukturieren aber nicht nur das Stegreiferzählen als Form, sondern den gesamten Prozess der „Erfahrungsaufschichtung“, also quasi des Lebens selbst, und erlangen somit eine fast schon transzendente Bedeutung.

„Die kognitiven Figuren des Stegreiferzählens sind die elementarsten Orientierungs- und Darstellungsraster für das, was in der Welt an Ereignissen und entsprechenden Erfahrungen aus der Sicht persönlichen Erlebens der Fall sein kann und was sich die Interaktionspartner als Plattform gemeinsamen Welterlebens wechselseitig als selbstverständlich unterstellen.“ (Schütze 1984: 80)

In der Konsequenz dieser Ausgangsthese liegt es dann freilich, dass Schütze diese Strukturen als Garanten der Zugänglichkeit des Selbst- und Welterlebens der je einzelnen Biographieträger inthronisieren muss.

„Gerade die von Erzähler und Zuhörer selbstverständlich als geteilte unterstellte Orientierung an den kognitiven Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens erzwingt bestimmte formale und inhaltliche Strukturen der Erfahrungsrekapitulation.

Diese stellen einen Schlüssel für das Verständnis der lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtung dar und sind der eigentliche empirische Gegenstand, an dem sich die Wirksamkeit der kognitiven Figuren als abstrakter und z. T. unbewußter Orientierungsprinzipien der Rekapitulation eigenerlebter Erfahrungen nachweisen läßt.“ (Schütze 1984: 81)

Es ist an dieser Stelle nicht notwendig, die Herleitung dieser übermächtigen Strukturen aus genuin linguistischen Kategorien oder ihre Ausdifferenzierung im Detail bzw. ihre Weiterentwicklung zu verfolgen. Deutlich wird jedenfalls eine Art Diktatur der allgemeinen Strukturen, die gelebtes und erlebtes Leben, hier schon fast technokratisch als Erfahrungsaufschichtung apostrophiert, und die Rekapitulation desselben, die wiederum erst die Aneignung des Lebens ermöglicht, in einem strikten Sinne präformieren. Dies ist unumgänglich, soll die individuelle Biographie empirisch erfassbar sein, da ja das Besondere zu diesem Zwecke allgemein daherkommen muss. Allerdings ist nicht recht einzusehen, wie in diesem Kontext die Unverfügbarkeit des Individuellen in einem emphatischen Sinne oder gar das Subjekt der Biographie als aktives bewahrt werden sollen. Es entsteht vielmehr der Eindruck, als verfügten die Strukturen über das Individuelle, als seien sie die eigentlichen Akteure. Insofern exemplifiziert das Dilemma der methodologischen Zwänge die zuvor skizzierte allgemeine Problematik des Verhältnisses von Allgemeinem und Besonderem. Auch dies scheint aporetisch zu sein.

2.3 *Die methodische Ebene*

In methodischer Hinsicht schließlich geraten das Setting des narrativen Interviews und seine Folgen in den Blickpunkt. Was sich auf der epistemologischen und der methodologischen Ebene als Problem herauskristallisiert hat, findet jetzt seine Fortsetzung, der Hiatus nämlich zwischen dem als Ziel postulierten Primat des Individuellen und Subjekthaften und den Zwängen der Verallgemeinerung mittels bevorzugter Methoden, die dieses Ziel zu unterlaufen scheinen. Die Situation des narrativen Interviews mit all den entsprechenden Handlungsanweisungen erfordert es offensichtlich, den Biographieträger in seiner Rolle als Interviewpartner in einer Weise zum Objekt zu degradieren, die für eine individuelle Selbstbestimmung streng genommen keinen Raum lässt. Schon bei Schütze atmet die Beschreibung der Schritte des Interviews den fast schon klinischen Geist des strikten Arrangements, dem sich der Gesprächspartner, immerhin das Subjekt des erzählten Lebens bzw. der Erzählung, unausweichlich zu fügen hat (vgl. Schütze 1983: 285ff.). Dies zieht sich durch all die ähnlichen technischen Anweisungen wie ein roter Faden. Dass der Prozess der Rekonstruktion des gelebten Lebens als „Erfahrungsaufschichtung“, also der Prozess der Interpretation der

protokollierten Interviews, durch und durch – und zwar methodologisch notwendig – zugreifender, verfügbarer Natur ist, wurde schon erwähnt. In der Konsequenz ist es also nicht verwunderlich, dass sogar davon die Rede ist, „aus der lebensgeschichtlichen Erzählung auf grundlegende Persönlichkeitsstrukturen zu schließen“ (Fuchs-Heinritz 2005: 140). Ist dies erst einmal ohne große Bauchschmerzen akzeptiert worden, liegt es nahe, auch noch den Schritt der biographischen Intervention zu vollziehen. Selbst Schütze findet es anscheinend charmant, mit dem Gedanken einer „biographischen Beratung“ zu spielen (Schütze 1983: 293). Wie selbstverständlich ist dann auch von einer „biographischen Strukturierung als Mittel der Problembewältigung“ (Fischer 2002: 72) die Rede. „Es geht bei der gelingenden biographischen Strukturierung um das kontinuierliche Herstellen von Konsistenz und die Bearbeitung von Kontingenz im Erleben und bei der Handlungsorientierung.“ (ebd.: 74) Hier steht, in welcher Intensität auch immer, die Idee des guten Lebens Pate und leistet, ist das Terrain des Normativen und Praktischen erst einmal sondiert und betreten, einem fließenden Übergang zwischen Forschung und Handlung Vorschub. Dass dabei die „Trennung von Forschungsinterview und Therapie (oder Beratung) brüchig wird“ (ebd.: 79), überrascht ebenso wenig wie der Versuch, biographische Forschung und klinische bzw. psychoanalytische Praxis miteinander zu verschränken (vgl. Kraft 2008: 46). Diese Grenzüberschreitungen muten im Grunde fahrlässig an und können, zu dieser Einschätzung bedarf es keiner übergroßen Phantasie, zu nicht akzeptablen Verletzungen der Persönlichkeitsrechte der Interviewpartner und zu nicht zu verantwortenden Krisen führen. Auch wenn solche Gefahren als unvermeidliche Kollateralschäden deklariert werden, da der Forschung immer schon ein Plus an Wertigkeit anhaftet und die Sorgen eher dem seelischen Heil der Forscher gelten (vgl. Hopf 2000: 593ff.), bleibt doch immer das Risiko einer nicht mehr zu kontrollierenden Entgleisung der Situation, die spätestens dann eben keine Forschungssituation mehr ist. In jedem Falle wird deutlich, dass das Instrument des biographischen Interviews und die Interpretation des Materials letztlich der proklamierten Unverfügbarkeit des Individuellen den Garaus zu machen sich anschicken.

3. Fazit

Die Bilanz der bisherigen Überlegungen fällt eher bescheiden, wenn nicht gar negativ aus. Die Applikation des Programms der qualitativen Sozialforschung auf die Ziele und Vorgaben einer Bildungstheorie, wie sie z. B. Marotzki skizziert, entpuppt sich als progressive Einschränkung von Individualität und Autonomie des Subjekts und konterkariert so den Entwurf einer Bildung in der mo-

dernen Welt. Dass dies notwendig geschieht, sofern der Versuch unternommen wird, die je eigene Biographie der Menschen mit den Mitteln der qualitativen Biographieforschung, zu denen es wiederum keine Alternative gibt, empirisch zu erfassen bzw. zu erforschen, sollte nachdenklich stimmen. Das Individuum als Subjekt seiner Biographie, so könnte ein vorsichtiges Fazit lauten, lässt sich letztlich empirisch nicht einholen; es könnte ja sein, dass es sich in letzter Konsequenz und als solches nur bestimmen lässt im Rahmen transzendentaler Analyse, deren Ergebnis, gemessen an den Rekonstruktionen der Erfahrungsaufschichtung, recht inhaltsleer bleiben muss. Dieses Dilemma gilt es wohl anzuerkennen und, positiv gewendet, fruchtbar zu machen in einer Haltung der Vorsicht, des Respekts, der Anerkennung der Unverfügbarkeit des Individuums.

Literatur

- Derbolav, Josef: „Pädagogische Anthropologie“ als Theorie der individuellen Selbstverwirklichung, in: König, Eckard/Ramsenthaler, Horst (Hg.): Diskussion Pädagogische Anthropologie, München 1980, S. 55–69
- Fischer, Wolfgang: Transzendental-kritische Pädagogik, in: Schaller, Klaus (Hg.): Erziehungswissenschaft der Gegenwart. Prinzipien und Perspektiven moderner Pädagogik, Bochum 1979, S. 90–112
- Fischer, Wolfram: Fallrekonstruktion und Intervention, in: Burkart, Günter/Wolf, Jürgen (Hg.): Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen, Opladen 2002, S. 63–87
- Fuchs-Heinritz, Werner: Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden, Wiesbaden 2005
- Helsper, Werner: Sozialisation, in: Krüger, Heinz-Hermann/Helsper, Werner (Hg.): Einführung in Grundbegriffe und Grundfragen der Erziehungswissenschaft, Opladen 1995, S. 71–79
- Hopf, Christel: Forschungsethik und qualitative Forschung, in: Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek 2000, S. 589–600
- von Humboldt, Wilhelm: Schriften zur Anthropologie und Geschichte, Darmstadt 1980
- Kant, Immanuel: Kritik der reinen Vernunft. Werkausgabe Band III, Frankfurt am Main 1976
- Kraft, Volker: Methodische Probleme der Psychoanalytischen Biographik, in: Dörr, Margret/von Felden, Heide/Klein, Regina/Macher, Hildegard/Marotzki, Winfried (Hg.): Erinnerung – Reflexion – Geschichte. Erinnerung aus psychoanalytischer und biographietheoretischer Perspektive, Wiesbaden 2008, S. 35–48
- Marotzki, Winfried: Qualitative Biographieforschung, in: Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek 2000, S. 175–186

Schütze, Fritz: Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens, in: Kohli, Martin/Robert, Günther (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit, Stuttgart 1984, S. 78–117

Schütze, Fritz: Biographieforschung und narratives Interview, in: neue praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik, 3/1983, S. 283–293

Maske und Existenz. Philosophische und sozialpädagogische Betrachtungen zu Person und Biographie

Eric Mührel

Wer willst du sein? Diese Frage steht als Titel der Ausgabe der Kulturzeitschrift *Du* vom März 2009. Diese direkte Frage erweckt den Anschein, als gäbe es eine Wahl, sein eigenes *Sein* zu wählen. Aber gibt es die? Ist der Mensch diese Freiheit, die sich selbst wählt, wie es beispielsweise Jean Paul Sartre in *Der Existenzialismus ist ein Humanismus* (2007) beschreibt. Und kann dann die Rückschau auf das Wählen und das Leben dieser Wahl – als Existenz – in den jeweiligen Lebensumständen als Biographie eines Menschen gelten? Abgesehen von der Frage nach dem, was die Existenz des Menschen ausmacht, ist dieser radikale Gedanke der Freiheit der Wahl aus der heutigen Sicht verschiedener Möglichkeiten des Determinismus des Menschen, und damit seiner möglichen *Unfreiheit*, durch die Entwicklung der Lebenswissenschaften und der Informationstechnologien mehr denn je in Frage gestellt. Der Untertitel der oben genannten Ausgabe der Kulturzeitschrift *Du* heißt denn auch: *Identität zerlegen*. Wird damit nicht ein Aufschub, oder besser ausgedrückt: ein Reflex als Einschub, bezüglich der Ausgangsfrage bewirkt? Sollte sich *Identität* auf die Frage „Wer willst du sein?“ beziehen, so bedeutet *zerlegen* eine Dialektik der Frage; Dialektik im ursprünglichen Verständnis eines Zerlegens oder Auseinanderlegens, um dem eigentlichen Problem der Frage, vielleicht ihrem *Wesen*, was eine metaphysische Komponente ins Spiel bringen könnte, aufzuspüren. Damit wird dann aber auch das Wollen und die Wahl *meines Seins* in Frage gestellt. Und dies mag der springende Punkt sein, der in der genannten Ausgabe der Kulturzeitschrift *Du* erörtert werden soll. Wie ist das mit der Wahl, sein Sein zu bestimmen? Haben wir überhaupt eine Wahl? Wie weit geht der Einfluss dieser Wahl? Können Menschen selbst bestimmen, wer sie sein wollen, oder haben sie nur die Wahl zwischen verschiedenen Masken, die sie für das Theaterstück des Lebens in ihrer privaten Sphäre sowie in der Gesellschaft aufziehen können? Modellieren sie diese Masken selbst oder sind es vorgefertigte Exemplare? Hinter all diesen Fragen steht die Frage nach dem Personsein von Menschen. Denn *Person* kann – hier vorläufig angedeutet –

mit Bezug auf Maske oder Existenz verstanden werden. Dieser Frage nach dem Personsein gilt es, über philosophische und sozialpädagogische Betrachtungen auf den Grund zu gehen.

Philosophieren kann in einer seiner Möglichkeiten als ein Arbeiten am Begriff bzw. an Begriffen verstanden werden. Die folgenden Betrachtungen folgen diesem möglichen Ausgangspunkt. Zunächst wird daher gefragt, was unter *Person* verstanden werden kann. Die Beantwortung dieser Frage kann nur über eine Auswahl unter verschiedensten Möglichkeiten erfolgen. Sie beansprucht daher nicht, eine abschließende Antwort zu sein, sondern ist offen für andere Wege des Antwortens. Anschließend wird das Verständnis von Biographie, mit Bezug auf Person, in gleicher Offenheit erörtert. Bevor abschließend die sozialpädagogischen Implikationen der Fragestellung nach *Person* und *Biographie* beschrieben werden, erfolgt die für die vorliegenden Betrachtungen zentrale Öffnung eines Horizontes für die Frage, ob unsere Epoche nicht ein Verschwinden der Innerlichkeit als das Kennzeichen menschlichen Existierens bei einer gleichzeitiger Renaissance der Maske und der Maskerade als Spiel mit von außen, durch die Gesellschaft vorproduzierten und bereitgestellten Masken markiert.

1. Person

Cicero beschreibt in *De Officiis* (Vom pflichtgemäßen Handeln) vier *personae* menschlichen Lebens. Zwei ergeben sich dabei für ihn aus der Natur des Menschen. Die Erste ist allen Menschen gemeinsam in ihrer Vernunft. Hieraus lässt sich das moralische und angemessene Handeln ableiten. Die Angemessenheit ist dabei das grundlegende Motiv der Beschreibungen Ciceros für das pflichtgemäße Handeln. Die zweite der sich aus der Natur des Menschen ergebende *persona* erblickt Cicero in der individuellen Eigenart der natürlichen Ausstattung des einzelnen Menschen. Darunter fasst er die körperlichen und geistigen Unterschiede und entsprechenden Talente (vgl. Cicero 2008: 107). Über diese zwei *personae* hinaus beschreibt Cicero zunächst eine dritte *persona*, die sich aus den Zufällen der zeitlich bedingten Lebensumstände der Menschen ergibt. Maßgeblich hierfür sind die Aufgaben, die aus unserer Herkunft und den damit vorgegebenen Möglichkeiten unseres Lebens erwachsen. Das Maß an Ansehen, Reichtum, Ehre und Macht sind uns nach Cicero mehr in die *Wiese* mit ihren jeweiligen sozialen und wirtschaftlichen Ausstattungen gelegt, als dass wir sie selbst bestimmen könnten. Nur die vierte *persona* gewährt nach Cicero eine eigene Wahl, freilich eine in einem engen Rahmen durch unsere Lebensumstände gegebene. Hierzu zählt er explizit die Auswahl der Bildung verschiedener vorhandener Talente und die damit verbundene der Berufsmöglichkeiten (vgl. ebd.: 115).

Cicero geht in seinen Beschreibungen vor gut 2000 Jahren (!) nicht von der Auffassung eines Menschen als *einer* Person aus. Der Mensch ist mehrere Personen. Dies erscheint in unserem heutigen allgemeinen Verständnis von Person vielleicht zunächst irritierend. Näher betrachtet fällt die Widersprüchlichkeit des Verständnisses von Person(en) bei Cicero auf. Während die ersten drei Beschreibungen auf die natürlichen und sozialen Konstitutionen als Determinismen menschlichen Lebens insistieren, bezieht sich die vierte auf eine zumindest in engen Grenzen mögliche freie Wahl. Eröffnen die ersten drei *personae* nicht eine bloße Ausgestaltung der vorgefundenen Konstitutionen, eine Art Gestaltung von Masken, die das Leben als *äußerer Raum* vorgibt? Und gewährt nicht die vierte als einzige eine Art *inneren Raum* freier Entscheidung als existenzieller Gestaltung?

Die Ausführungen Ciceros lassen sich als zwei Verständnisse von *Person* interpretieren: zum einen als Maske mit Bezug auf die angemessene Erfüllung der Aufgaben eines äußeren Raumes, zum anderen als Existenz mit Bezug auf einen inneren Raum des Menschen, was die Voraussetzung für eine freie Wahl der Gestaltung des Lebens ist. Im weiteren Verlauf der Erörterung wird diesen Verständnissen nachgegangen. Zunächst sei jedoch die Frage gestellt, worauf sich der Begriff *Person* ursprünglich zurückführen lässt. Die Antwort wird nach der Besprechung der Ausführungen Ciceros kaum überraschen.

Der Begriff *Person* geht mit hoher Wahrscheinlichkeit auf das etruskische Wort *persu* zurück, „das Maske und Schauspieler zu bedeuten scheint“ (Fuhrmann 1989: 269). Die Bedeutungsgeschichte des Begriffs ist mehrdimensional und vielschichtig (ebd.; Kather 2007: Kap. II). Sie kann an dieser Stelle nicht explizit erörtert werden. Es sei daher auf eine für das vorliegende Vorhaben relevante Markierung des Verständnisses bei Friedrich Schiller eingegangen (eingehend vgl. Mührel 2009a). In seinen Briefen *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* begreift Schiller das Personsein des Menschen als eine Voraussetzung für sein Menschsein. Er versteht unter *Person* den Selbststand des Menschen. „Er soll sich eine Welt gegenüberstellen, weil er *Person* ist, und soll *Person* sein, weil ihm eine Welt gegenübersteht.“ (Schiller 1946: 70) Damit aber ist nichts anderes gemeint, als dass sich der Mensch seiner Empfindungen bewusst werden soll. *Personsein* bedeutet ein „ewig beharrendes ICH“ (ebd.: 56, Hervorhebung im Original), das die Zeitlichkeit der Empfindungen in einer Setzung als Synthese, eine bewusste Aneinanderreihung zu einer reflexiven Identität verknüpft. Daher muss die *Person* ihr eigener Grund sein, die nicht der Zeit unterworfen ist. Damit setzt sie sich für Schiller als Freiheit (vgl. ebd.). Freiheit, die sich in ihrer Autonomie, ihrer Selbstgesetzlichkeit, selber setzt gegenüber und in der Welt. So kann der Mensch in seinem Personsein sich in seinem Werden als *biographische* Einheit erleben. Was sich in sein Leben (griechisch: *bios*) einritzt (griechisch:

graphein), das ihm sinnlich Widerfahrende, kann in einen Entwurf der Lebensgestaltung integriert werden. Personsein ist dadurch gekennzeichnet, nicht einer *unendlichen Leere* als Unbestimmbarkeit des eigenen Lebens ausgeliefert zu sein, sondern durch die Möglichkeit einer *leeren Unendlichkeit*, in die hinein der Mensch sich bestimmen, d. h. sich setzen kann (vgl. ebd.: 89). Der Selbststand der Person ist somit die Bedingung der Möglichkeit einer aktiven Bestimmbarkeit und Selbstgesetzlichkeit zu einer reflexiven Identität. Schiller setzt die Person als einen Raum der *Innerlichkeit des Menschen*, der sich gegenüber der Welt als *äußerem Raum* absetzt. Genau dies ist, worauf noch näher einzugehen sein wird, eine Bestimmung des Menschen als Existenz. Ein Verständnis von Person als Maske liegt Schiller fern.

Die bisherigen Ausführungen verdeutlichen, dass der Begriff Person mehrdeutig in seinen Verständnissen ist. Er kann unter anderem, wie bei Cicero, in der Form von Masken und gesellschaftlichen Rollen verstanden werden oder als existentielle Bestimmung des Menschen. Diesen beiden Verständnissen sei nun auf den Grund gegangen.

1.1 Maske

Wie bereits ausgeführt, geht der Begriff Person mit hoher Wahrscheinlichkeit auf das etruskische Wort *persu* zurück. Dieses Wort konnte Maske und Schauspieler bedeuten. Das Verständnis von Person entwickelte sich aus dem Bereich des Schauspiels, in dem hinter der *Maske* des Schauspielers verschiedene Rollen stehen, die der Schauspieler zu spielen hat. Cicero könnte dieses Verständnis teilweise auf das *Schauspiel der Gesellschaft* übertragen haben. Die Welt und die Gesellschaft als wesentlicher Teil dieser Welt sind demnach Bühnen, auf denen die uns durch unsere natürlichen und sozialen Lebensumstände aufgetragenen *Rollen* pflichtgemäß und angemessen zu spielen sind. Auch wenn Cicero in seiner Beschreibung der vierten persona einen Raum für eine existentielle Gestaltung des Lebens eröffnet, so betont er doch in *De Officiis* die Aufgabe der angemessenen Ausgestaltung der uns aufgetragenen Rollen. Das Faktum, wie wir diese Rollen *persönlich* ausgestalten, ist dabei sicherlich nicht unerheblich. Doch die Angemessenheit der Darstellung bezieht sich besonders auf den klugen und richtigen Gebrauch der Masken, um der Allgemeinheit der Gesellschaft keinen Schaden zuzufügen. Freilich ist die republikanische Auffassung von Gesellschaft bei Cicero, bei gleichzeitiger Ablehnung jeder Tyrannei (z. B. durch Julius Cäsar), zu betonen.

Wenn dem Maskenspiel, der Maskerade, im gesellschaftlichen Raum eine so hohe Bedeutung attestiert wird, stellt sich die Frage: Was kann unter Maske genauer verstanden werden? Der lateinische Begriff *persona* bedeutet zum einen

Maske. Vielleicht ergibt sich auch aus der Etymologie des deutschen Begriffs Maske ein bedeutender Hinweis. „Das Wort Maske wurde erst im 17. Jahrhundert ins Deutsche eingeführt. Es ist arabischen Ursprungs: *Mashara* heißt ein Gegenstand des Spots oder eine *Maskerade*, als Verb *lächerlich machen* oder *verspotten*“ (Weihe 2009: 67, Hervorhebungen im Original).¹ Mit dieser Konnotation des theatralischen oder auch gesellschaftlichen Schauspiels in Richtung einer Ironie bis hin zur Lächerlichkeit wird eine Parodie des Maskenspiels intendiert. Damit aber erfolgt eine Öffnung hin zu einem anderen Personenverständnis über die *Maske* hinaus. Denn über das Lachen, die Lächerlichkeit und die Ironie wird ein Abstand zur Rolle, zur Angemessenheit des Rollenspiels im Theater oder in der Gesellschaft eröffnet, was eine Selbstreflexion ermöglicht. In diesem Sinne führt Michel de Montaigne in seinen Essays aus: „Das Besondere unseres Menschseins besteht darin, dass wir zugleich des Lachens fähige und lächerliche Wesen sind.“ (Montaigne 1999: 50) Damit ist ein reflexiver Abstand zu uns selbst in unseren Rollen beschrieben, der den Raum einer existenziellen Besinnung und Gestaltung des Lebens eröffnet. Hier kann sich eine andere Bedeutung des Personseins hin zur *Existenz* erschließen.

1.2 Existenz

Das Verständnis von *Existenz* im alltäglichen Umgang ist sehr vielfältig. So gibt es beispielsweise das Gerede von *kaputten Existenzen*, womit vielleicht Menschen gemeint sind, die sich trotz eventuell vielfältiger sozialer Hilfen aus krisenhaften Lebenssituationen nicht mehr zu *befreien* wissen, sondern sich immer mehr in diese verstricken. Nehmen wir ein Beispiel, an dem deutlich wird, wie viele Vorurteile mit solcher Art Etikettierungen in der Regel verbunden sind: der *Penner*, der am Anfang seiner Abstiegskarriere seinen Job und dann das Haus verlor, dabei anfang zu trinken, weshalb die Ehe zerbrach, die Frau mit den zwei Kindern auszog und der jetzt auf der Straße lebt. Ganz andere Assoziationen sind mit dem Begriff Existenz im Rahmen rechtlicher Bedingungen der Existenzsicherung verbunden. Während im ersten Beispiel die Existenz *nicht mehr zu retten* ist, so geht es hier um die Sicherung dergleichen durch sozialstaatliche Maßnahmen. Die Sicherung der Existenz soll ein selbstbestimmtes Leben ermöglichen. Existenz könnte hier als ein zu sicherndes Fundament ausreichender wirtschaftlicher und sozialer Ressourcen verstanden werden, aber zum Beispiel nicht als *abgeschlossener* Vollzug eines *nicht mehr zu rettenden* Menschenlebens. An

1 An gleicher Stelle erörtert Richard Weihe die im Deutschen seit dem 14. Jahrhundert bestehende Beschreibung der Gesichtsmaske als Larve, mit Bezug auf den lateinischen Begriff *larva*, womit Gespenst oder böser Geist verbunden wurde. Hierzu passen eventuell Assoziationen zur alemanischen Fastnacht im süddeutschen Raum.

diesen Beispielen wird deutlich, dass es auch bezüglich der *Existenz* viele unterschiedliche Verstehensweisen gibt. Um die *Existenz* als ein Fundament des Verständnisses von *Person* zu beschreiben und zu diskutieren, bedarf es daher einer spezifischen Hinführung. Dabei wird wiederum vom Begriffsverständnis ausgegangen.

Der Begriff Existenz geht auf das lateinische Verb *existere* zurück. *Existere* ist zusammengefügt aus *ex*, heraus, und *sistere*, stehen: Es bedeutet Herausstehen. Etwas ragt heraus, wird in seiner Eigenständigkeit gegenüber anderen und anderem erkennbar. Diese Eigenständigkeit kann sich zunächst auf alles materiell Vorhandene beziehen: Steine, Planeten, Pflanzen, Tiere. Solches *Existierende* als rein Vorhandenes verbleibt aber nach Emmanuel Lévinas in einer Anonymität des „*Es-gibt*“ (Lévinas 2003: 26, Hervorhebung im Original). Lévinas bestimmt das Existieren als ein Ereignis der Umkehrung, des Ausbrechens aus dem *Es-gibt* in seiner Anonymität. Dieses Ereignis des Existierens ist für ihn die „Konstitution einer Herrschaft“, die darin besteht, von sich ausgehen zu können, ein Anfang zu sein (ebd.). In dieser Freiheit des Anfangs entsteht zudem die Möglichkeit „einer Rückkehr zu sich, das heißt, das eigentliche Werk der Identität“ (ebd.). Die hier angesprochene Herrschaft als Macht potenziellen Existierens beinhaltet ein Sich-zurücknehmen aus dem *Schwimmen* im bloß Vorhandenen, in den Dingen und damit die Konstitution eines *inneren Raums* der Person bei gleichzeitiger Konstitution der Welt als einem *äußeren Raum*, wodurch ein Verhältnis zu sich selbst eröffnet wird. Genau dieses Verhältnis zu seinem *sein* beschreibt Martin Heidegger als Existenz. „Das Sein selbst, zu dem das Dasein sich so oder so verhalten kann und immer irgendwie verhält, nennen wir *Existenz*.“ (Heidegger 2006: §4) Bei dieser Beschreibung ist zu bemerken, dass Heidegger in seinen fundamentalontologischen Beschreibungen den Menschen als *Dasein* fasst.² Ohne eben auf diese besondere Sprache und die fundamentalontologischen Implikationen samt der Begründung ihrer Verwendung bei Heidegger näher und weiter eingehen zu können, ist in dem vorliegenden Zusammenhang die Bestimmung des Verhältnisses zu sich selbst von Bedeutung, da dieses genau jenen *inneren Raum* markiert. Dieses „irgendwie verhalten“ kann sich dann auch beispielsweise auf das Lachen über sich selbst, wie es weiter oben mit Montaigne beschrieben wurde, beziehen.

Aus der Erörterung dieses Verständnisses von Existenz als Grundbestimmung des Menschen wird deutlich, dass dieses und nur dieses die Voraussetzung für das Personenverständnis bei Schiller ist, auch wenn er diese Voraussetzung

2 Die Existenz beinhaltet die ontisch-ontologische Vorrangigkeit des Daseins gegenüber dem restlichen Seienden, das als Seiendes ein Verständnis von seinem sein hat. Damit aber ist noch nicht ein Bewusstsein im engeren, cartesischen Sinne intendiert, sondern ein solches erst grundlegend eröffnet.

selbst nicht explizit ausführt. Im Anschluss wird nun aufzuweisen sein, dass eben nur dieses Verständnis der Person als Existenz es ermöglicht, eine Biographie zu *haben*.

1.3 Biographie

Mit der Beschreibung des Personenverständnisses bei Schiller wurde schon auf den Aspekt der Biographie kurz eingegangen. In seiner Gegenüberstellung zur Welt und damit auch zu sich selbst kann der Mensch als Person nach Schiller seine Biographie artikulieren, indem er das ihm sinnlich Widerfahrende seiner Lebensumstände in seine Lebensgestaltung einbezieht (ausführlich vgl. Mührel 2008: Kap. 3.1). Dies geschieht im Rückgriff auf das Vergangene wie wohl dann im Vorgriff auf das Zukünftige. Diesen Gedanken aufnehmend fasst Markus Hundeck (2009: 77–96) Biographie als eine *Nachschrift*. Dabei begreift er *Bios*, den griechischen Begriff für Leben, in einer der vielfältigen Möglichkeiten seiner Auslegung als Lebensform. *Form* bezieht sich indessen nicht auf eine schon vorhandene oder vorgefundene Gestalt, sondern das vollziehende Gestalten des Lebens, das die verschiedenen Eingravierungen der Widerfahrnisse in den Lebensvollzug integriert. In diesem Vollzug wird schon „ein Selbstverhältnis behauptet und ein Selbstverständnis ausgesagt“ (ebd.: 80). Hundeck weist in einem weiteren Schritt darauf hin, dass *graphein* nicht nur einritzen, eingravieren und einprägen bedeutet, sondern auch (auf)schreiben, zeichnerhaft festhalten. Im Begriff *Biographie* erschließt sich über das *graphein* also zweierlei. Einerseits beinhaltet es das sich *einritzende, eingravierende* Widerfahrende im Lebensvollzug, andererseits verweist es auf eine Nachschrift des Lebensvollzugs selbst.

„Die Biographie versucht gleichsam die Einritzungen und Einkerbungen, die eben in passiver als Lebenswiderfahrnis wie auch in aktiver Weise als Sinnkonstruktionen aufscheinen, nachzuzeichnen. Diese Nachzeichnungen verschriftlichen die Erfahrungen und Einprägungen des Lebens, d. h. Biographiearbeit ist zuvorderst Entzifferung von lebenstragenden Ereignissen, Nachschrift eines bereits eingravierten Textes.“ (ebd.: 82)

Wie diese Nachschrift erfolgt, sei es in konstruktivistischer, dekonstruktivistischer oder rekonstruktivistischer Weise oder in einer Vermischung dieser Weisen, was wohl die Regel sein dürfte, sei dahin gestellt. Im vorliegenden Zusammenhang ist es bedeutsam, dass diese Nachschrift auf einem Leben (*Bios*) als „vollziehende Existenz“ basiert (ebd.: 80). Diese vollziehende Existenz ermöglicht in einer Ergänzung der Beschreibungen Hundecks aber eben nicht nur die Nachschrift, sondern auch den Entwurf in das Zukünftige. Es wäre an anderer Stelle sicherlich reizvoll, der Frage nachzugehen, in welchem Verhältnis Biogra-

phiearbeit eine Nachschrift und Vorausschrift eines Lebensvollzuges miteinander zu verbinden vermag oder auch nicht.

Was wird aus diesen Beschreibungen von Biographie ersichtlich? Von Biographie kann nur dann im eigentlichen Sinne die Rede sein, wenn sich ihr Verständnis auf ein Personenverständnis im Sinne Schillers bezieht. Die Person ist jene Instanz, in der sich die vollziehende Existenz in ihrem (zeitlichen) *Sein* selbst versteht und behauptet, indem sie sich nachvollziehend zurück und entwerfend vorwärts zu gestalten vermag.

2. Die Renaissance der Maske und das Verschwinden der Innerlichkeit

Als in der Mitte und am Ende des letzten Jahrhunderts die Zeit der *großen Erzählungen* im Kleide der Ideologien sich dem Ende neigte, entflammte die Hoffnung, dass die Erzählungen der einzelnen Menschen als Biographien über ihre Lebensweisen in den Mittelpunkt weltgesellschaftlichen Miteinanders treten könnten. Ist diese Hoffnung nicht bitter enttäuscht worden? Hat nicht das *große Zählen* die *großen Erzählungen* abgelöst? Ist das Erzählen unseres Lebens im Sinne der Biographie in der heutigen Zeit des Spätkapitalismus mit der Ökonomisierung³ fast aller Lebensbereiche überhaupt noch bedeutsam? Eine Gruppe von Autoren um Axel Honneth beschreibt aus mehreren Perspektiven „Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus“ (Honneth [Hg.] 2002). Diese münden in einer *Befreiung aus der Mündigkeit*. Was ist damit gemeint? Ein zentrales Argument, das sich durch alle Beiträge dieses Sammelbandes wie ein roter Faden zieht, ist die Feststellung, dass durch die weit in alle Lebensbereiche hineinwirkende Marktorientierung im Rahmen der Ökonomisierung die Menschen zu einer stetigen Erweiterung der Produktivität ihres Selbst aufgefordert, wenn nicht gar dazu gezwungen sind. Paradox erscheint dabei das Einbringen auf die Märkte mit der *ganzen Person*. Egal wie wir uns auf den verschiedenen Märkten, denn die Gesellschaft erscheint nur noch als ein Sammelsurium von Märkten, engagieren, stets ist das volle Engagement als Person gefragt. In unserer Erwerbsarbeit genügt es nicht, nur den Job zu machen. Diese soll auch Identi-

3 Ökonomisierung verstehe ich mit Markus Dederich in einem weiteren Sinne. Über eine Neuordnung von allen gesellschaftlichen Institutionen und Organisationen an marktkonformen Prämissen der Effektivität und Effizienz hinaus bezieht sie sich auf das Denken, die Haltung und das Handeln von Menschen und entwirft einen spezifischen Typus einer Subjektivität, die sich an diesen Prämissen in der Lebensweise orientiert (vgl. Dederich 2008). Nur so ist erklärbar, dass auch in der jetzigen Finanz- und Wirtschaftskrise der Blindflug der Ökonomisierung in anderen gesellschaftlichen Bereichen, wie dem der Bildung und der Sozialen Arbeit, fort dauert. Es kann daher ähnlich wie im Zeitalter der großen Erzählungen Jahrzehnte dauern, bis dieses Denken überwunden sein wird.

tät stiftend sein, unser Lebensinhalt, bei gleichzeitiger Hingabe für das Unternehmen oder die Institution, für die wir arbeiten. Freiwilliges und bürgerschaftliches Engagement, ein Markt der postmodernen Solidarität mit ihren *Gutmenschen*, soll Ausdruck unserer Identifikation mit der Gesellschaft, ihren sozialen und kulturellen Belangen und Notständen sowie ihren kommunitären Akteuren sein. Selbst in den privaten Sphären des gemeinsamen Lebens in Partnerschaften und Familien gilt es, sich in den verschiedenen Rollen, die wir dort einnehmen, zu beweisen. Ist *privates* Glück nicht eine Ware, die es auf dem Markt der Lebensabschnittspartnerschaften und stets von Kontingenz bedrohten familiären Beziehungen zu erwirtschaften gilt? Überall ist die ganze Person gefordert, das volle Engagement, ein andauerndes Fitnessstraining für die verschiedenen Märkte des gesellschaftlichen und privaten Lebens. Aber können Menschen so mündig sein? Bedarf es überhaupt zum Mitspielen auf den verschiedenen Märkten der Mündigkeit als Ausdruck einer Selbstbestimmung? Der erklärte *Abschied aus der Mündigkeit* steht eher für eine Renaissance der Maske! Um dem gesellschaftlich vorformuliertem Imperativ der produktiven Erweiterung des Selbst gerecht zu werden, wird das volle Engagement der ganzen *Person* zur Maskerade in einer Tragikkomödie bis hin zum Gegenstand des Spots in TV-Shows oder in virtuellen Partnerschaftsbörsen. Reicht es nicht aus, das volle Engagement als *Maske* auf den Märkten zu tragen und es vorzuspielen? Der Schein ersetzt dann das *sein*. Der notwendigen Selbstbehauptung zum marktkonformen Überleben entspricht das Maskenspiel mehr als das Setzen der Person als eigenständige Existenz in bewusster Entgegensetzung zu gesellschaftlichen Imperativen. Wenn das so sein sollte, ist das Ende der Innerlichkeit eingeläutet.

Die Geschichten unseres Lebens sind dann nur noch bedeutsam in der Hinsicht, was sie an Zählbarem vorzutragen haben. Das Zählen hat das Erzählen abgelöst! Nennen wir für diese Umgestaltung von Innen nach Außen ein markantes Beispiel: Universitäten und Hochschulen. Ohne in eine falsch verstandene Nostalgie eines vielleicht niemals verwirklichten Ideals der Universität als *der* Institution humanistischer Bildung verfallen zu wollen, so öffnete sie doch einen pädagogischen Raum für das Reifen der Person als Existenz, das Gestalten und Bilden der Innerlichkeit. Im Rahmen ihrer *Neuinterpretation zur unternehmerischen Hochschule* und der tief greifenden Umsetzung dieser Interpretation ist sie zu einem Zählwerk von Kennzahlen verkommen. So zählen nun Studierende *credit-* und Wissenschaftler *teachingpoints*, die das Volumen von Leistungszulagen bestimmen. Der Output einer *employability* der Studierenden hat die Förderung einer inneren Reife zu einer selbst bestimmten und sich für die Gesellschaft verantwortlich zeichnenden *Person* als Maßstab der Effektivität einer Universität in weiten Bereichen abgelöst. Inhalte des Lernens, Lehrens und Forschens sind zweitrangig. Eine Reputation erlangen Wissenschaftler über das Zählwerk stu-

dentischer Evaluationen, Summen eingeworbener Drittmittel und die Zahl ihrer Publikationen, nicht durch das Darstellen eines inneren Bildungsprozesses als lernender Lehrender. Dies alles lädt ein, die nach außen gekehrte Maske aufzupolieren und damit zu glänzen, samt den Techniken des Tarnens und Täuschens. Menschen mit ihren Geschichten stören in diesem Spiel der Masken.⁴

Unterstützt wird die Renaissance der Maske durch die unzähligen Möglichkeiten der medialen Selbstinszenierung mittels der Informationstechnologien. Was einerseits eine Befreiung hin zur Selbstgestaltung von vielfältigen mediatisierten und medialisierten Identitäten dienen kann, wird ebenso zum Selbstdesign und somit zur Maskenshow verwendet. Gleiches gilt für die Möglichkeiten der Selbstinszenierung durch Biotechnologien, beispielsweise die Möglichkeiten des Body- und Neuroenhancements: Bezieht sich ersteres auf die Veränderung körperlicher Konstitutionen, so letzteres auf die der Kognition, der Sensorik und der Emotion (vgl. Dungs 2009). Beiden gemeinsam ist ihr möglicher Einsatz zu einer Perfektionierung der Maske.

3. Sozialpädagogische Implikationen von *Person* und *Biographie*

Wenn sich im Rahmen der Ökonomisierung eine Renaissance der Maske im Personenverständnis vollziehen sollte, was hätte das für Auswirkungen auf die Sozialpädagogik und die Soziale Arbeit insgesamt? Verändert dies dann nicht auch grundlegend das professionelle Selbstverständnis der beteiligten Akteure? Lässt sich der Wandel eventuell schon nachzeichnen?

Was verstand beispielsweise Klaus Mollenhauer wohl *noch* unter Person, wenn er im Rahmen einer Reflexion über Erziehung von dem aus der Erfahrung der Erziehung gewonnenen „personalistischen“ Grundgedanken spricht, „daß eine *Personwerdung* des Menschen nur möglich ist, wenn er schon *gewordenen* Personen in einer konkreten Begegnung gegenübertritt“ (Mollenhauer 2001: 20)? Diese Reflexion über Erziehung ist in ihrem personalistischen Grundgedanken durchaus weiterzuführen auf die Sozialpädagogik insgesamt. So betrachtet Hans-Ludwig Schmidt den Klienten in der Sozialpädagogik als nicht in seinem Personsein grundsätzlich verhindert, er befindet sich jedoch in einer „Bewährungskrise seines Selbstbestimmungsversuches“ (Schmidt 1987: 151–152). Carsten Müller hält in seinem problemgeschichtlichen Theorieentwurf am Gedanken der Erziehung fest, wenn er Sozialpädagogik als *Erziehung* zur Demokratie versteht (vgl. Müller 2005). Was ist diesen verschiedenen Ansätzen nun gemein? Sie gehen von einem Werden und Reifen des Menschen durch verschiedene

4 Für den auszutragenden gesellschaftlichen Kampf um das Selbstverständnis der Universität wird das Verständnis von Person mit ausschlaggebend sein (vgl. Mührel 2009b: Kap. III.3).

Lebensalter hindurch aus. Der personalistische Grundgedanke einer Erziehung zur Mündigkeit und einer sozialpädagogischen Krisenintervention zur bewährenden Weiterreifung in Mündigkeit insistiert auf die Grundlage der vollziehenden Existenz für das Verständnis von Person. Hier wird der Mensch als Person betrachtet, die ein Selbstverhältnis und Selbstverständnis hat und sich einer Welt – und sich selbst – gegenüber *setzt*. Inneres Wachstum steht in einer Korrelation zu den Veränderungen der Lebensumstände der *äußeren* Welt. Sind ein Verständnis von Biographie und die sozialpädagogische Arbeit mit dieser nicht nur auf der Basis eines solchen Verständnisses von Person möglich?

Worin könnte nun eine Veränderung dieser Verständnisse liegen? Zum einen ist zu bedenken, dass die Kritische Theorie, die die Sozialpädagogik bis heute tief greifend in vielen Ausprägungen beeinflusst, eine Betonung der immer schon vorhanden *totalen* Autonomie der Menschen propagiert hat. Wenn aber alle von der Wiege bis zur Bahre immer schon als autonom gelten, ein Denken, dass freilich viele Bereicherungen mit sich bringt, wird der Begriff Erziehung und auch der der Bildung problematisch. Denn diese geraten in den Verdacht, paternalistischen Konzeptionen anzuhängen. Es ist in diesem Zusammenhang aber dann auch verwunderlich, dass die heutigen Erben der Frankfurter Schule um Axel Honneth für eine Befreiung aus der Mündigkeit plädieren, die ihre Vorgänger doch stets für alle und jeden proklamierten.

Eine immer schon vorausgesetzte Autonomie der Menschen eröffnet der reinen Marktorientierung und der damit verbundenen Ökonomisierung weiter individueller wie gesellschaftlicher Lebensbereiche ihre Entfaltungskraft. Denn nun gelten alle als autonome Kunden im Spiel der verschiedenen gesellschaftlichen Märkte. Demnach sind sie in diesem Spiel auch eigenverantwortlich für Gewinn und Verlust, *Siegen* und *Scheitern*. Kann es daher wirklich verwundern, dass auch die Soziale Arbeit in weiten Teilen der Profession und Disziplin als Wohlfahrtsmarkt umdefiniert wird?

Wenn aber auf den Märkten die Person als vollziehende Existenz mit ihrer Biographie als Nachschrift dieses Vollzugs und Entwurf desselben ihre Bedeutung verliert, gewinnt ein Verständnis der Person als Maske gleichzeitig an Bedeutung. Um an den verschiedenen Märkten zu bestehen, bedarf es der richtigen Masken, die in diesem Spiel auch Schutz gewähren können. Die Märkte als Bühnen gesellschaftlichen Schauspiels bedürfen Individuen mit entsprechenden Masken, die ihre Rollen angemessen zu spielen wissen.

Eine Akzeptanz dieses grundlegenden Wandels der Gesellschaft hätte zur Folge, dass Sozialpädagogik als Anleitung zum Maskenspiel auf dem Wohlfahrtsmarkt sowie anderen Märkten fungiert. Die Sozialpädagogin oder Sozialarbeiterin wäre dann eine Maskenbildnerin und Maskeradeberaterin! Eine wahrhaft *personenbezogene* Dienstleistung.

Literatur

- Cicero, Marcus Tullius: *De Officiis*. Vom Pflichtgemäßen Handeln, Düsseldorf 2008
- Das Kulturmagazin – DU 794: Wer willst Du sein? Identität zerlegen, März 2009
- Dederich, Markus: Die Universalisierung der Ökonomie – Ursachen, Hintergründe und Folgen, in: *Vierteljahrschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete*, 4/2008, S. 288–300
- Dungs, Susanne: Personsein angesichts von Grenzsituationen. Modifikationen des personalen Selbstverhältnisses durch Neuro-Enhancement und Empowerment, in: Mührel, Eric (Hg.): *Zum Personenverständnis in der Sozialen Arbeit und der Pädagogik*, Essen 2009, S. 43–67
- Heidegger, Martin: *Sein und Zeit*, Tübingen 2006
- Fuhrmann, Manfred: Person, in: Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Band 7, Darmstadt 1989, S. 269–283
- Honneth, Axel (Hg.): *Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus*, Frankfurt am Main 2002
- Hundeck, Markus: Verstrickt-sein in Geschichten. Biographie und Person als Grundkategorien der Sozialen Arbeit, in: Mührel, Eric (Hg.): *Zum Personenverständnis in der Sozialen Arbeit und der Pädagogik*, Essen 2009, S. 77–96
- Kather, Regine: *Person. Die Begründung menschlicher Identität*, Darmstadt 2007
- Lévinas, Emmanuel: *Die Zeit und der Andere*, Hamburg 2003
- Mollenhauer, Klaus: *Einführung in die Sozialpädagogik. Probleme und Begriffe der Jugendhilfe*, Weinheim 2001
- de Montaigne, Michel: *Essais*, Frankfurt am Main 1999
- Mührel, Eric: Individuum – Person – Mensch. Die zweite Schöpfung des Menschen in Schillers Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, in: Mührel, Eric (Hg.): *Zum Personenverständnis in der Sozialen Arbeit und der Pädagogik*, Essen 2009a, S. 97–106
- Mührel, Eric: *Soziale Arbeit im gesellschaftlichen Wandel. Anfragen an die Profession und Disziplin zu Beginn des 21. Jahrhunderts*, Essen 2009b
- Mührel, Eric: *Verstehen und Achten. Philosophische Reflexionen zur professionellen Haltung in der Sozialen Arbeit*, Essen 2008
- Müller, Carsten: *Sozialpädagogik als Erziehung zur Demokratie. Ein problemgeschichtlicher Theorieentwurf*, Bad Heilbrunn 2005
- Sartre, Jean Paul: Der Existentialismus ist ein Humanismus, in: *Philosophischen Schriften*. Band IV, Reinbek bei Hamburg 2007, S. 145–176
- Schiller, Friedrich: *Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen*, Berlin 1946
- Schmidt, Hans-Ludwig: Der Sozialpädagoge als Helfer, in: Miedaner, Michael/Rath, Matthias/Schmidt, Hans-Ludwig (Hg.): *Leben verantworten. Festschrift für Bernhard Schleißheimer zum 65. Geburtstag*, Frankfurt am Main 1987, S. 151–157
- Weihe, Richard: Maske und Identität, in: *DU – 794*, März 2009, S. 62–67

Unübersichtlichkeiten im Feld der Biographieforschung

Birgit Griese

„Soziale Realität“ wird unter Einsatz wissenschaftlicher Erhebungsverfahren „in einen Text verwandelt, der zu lesen ist“, so Bude (1990: 221). Wie dieses Lesen vonstattengeht, gestaltet sich im Fall biographisch-narrativer Interviews höchst unterschiedlich, werden sie doch u. a. narrationsstrukturell, mittels objektiver Hermeneutik, mithilfe der dokumentarischen oder (tiefen-)psychologischer Methoden ausgewertet, um nur einige Optionen zu nennen. Ein zentraler Hinweis bezüglich der verschiedenen Lesarten verdankt sich dem bereits zitierten älteren, jedoch inhaltlich nach wie vor interessanten Text von Bude. Ausgehend von der Annahme, dass sich die rekonstruktiv Forschung, zu der auch die Biographieforschung zählt, im Allgemeinen mit *Sinnkonstruktionen* beschäftigt, ließe sich fragen:

„Wer aber [...] ist das Subjekt dieses Sinns? Hier taucht ein merkwürdig allgemeines und anonymes Subjekt auf [...]. Für einen Linguisten ist dieses Subjekt die ‚Sprache‘, für einen Psychoanalytiker ist es das ‚Unbewußte‘ und für einen Soziologen ist es die ‚Gesellschaft‘.“ (ebd.: 223)

Erweitert man die Aufzählung um erziehungswissenschaftliche Perspektiven, wären vielleicht Lernen, Bildung oder Erziehung zusätzlich zu berücksichtigende „Subjekte“, angemessener formuliert: Gegenstands- und Untersuchungsbereiche, die nicht einfach in das Schema Gesellschaft, Psyche, Sprache eingepasst werden können.¹ Deutlich wird jedenfalls, dass Vertreterinnen der Disziplinen Unterschiedliches fokussieren, wenn sie lebensgeschichtliche Interviews rezipieren und analysieren: Die einen sehen Lern- und Bildungsprozesse am Werke, die anderen betrachten rekapitulierte Handlungsabläufe in sozialen Rahmungen (soziale Welten, Milieus etc.) und befragen sie in Richtung Erfahrung, Identitätsbildung oder Orientierung bzw. Habitus. Wiederum andere wännen sich mit

¹ Dies mag mit der interdisziplinären Ausrichtung des Fachs (vgl. Lenzen 2002: 26ff.) zusammenhängen.

sprachlichen, kulturellen Codes oder mit Topoi konfrontiert, einige meinen psychische Problemlagen, die im Lebensverlauf oder in der frühen Kindheit entstanden sind, oder autopoietische Systeme beschreiben zu können. Einige Wissenschaftlerinnen nehmen Supervision für den Forschungsprozess in Anspruch, andere interpretieren in Gruppen oder allein am Schreibtisch. Läge ihnen derselbe Text vor, würden sie höchst Unterschiedliches im Material erkennen bzw. rekonstruieren.

Ähnliches wäre der Fall, stünde beispielsweise eine Definition des Begriffs Identität im Horizont der Lebensgeschichte an, um die sich Ricœur bemüht hat: Die Differenzierung in *idem/ipse* spielt hier eine zentrale Rolle (1996: 184), und grundsätzlich lässt das Projekt Paradoxien vorstellig werden. Ricœurs im Kontext von schriftlicher Erzählung und Identität entwickelten Überlegungen resultieren u. a. in folgende Stellungnahme:

„Dieser Umweg über die narrative Vermittlung [von Identität, B.G.] wird sich [...] als notwendig erweisen: Man halte nur einen Augenblick inne und bedenke die Schwierigkeiten, ja Aporien, mit denen es eine Reflexion zu tun hat, die unmittelbar sein möchte und sich mit dem auseinandersetzt, was wir soeben Lebensgeschichte genannt haben. Die eigentliche Schwierigkeit betrifft deren Verknüpfungsmodus, das, was Wilhelm Dilthey den Lebenszusammenhang [...] nannte. Die Aporie besteht darin, daß die Reflexion es mit einem Begriff von Identität zu tun hat, der die beiden Bedeutungen des Wortes vermischt: die Identität des Selbst (Selbstheit) und die Identität des Gleichen. Identisch, in diesem zweiten Sinne, bedeutet [...] äußerst ähnlich, gleichartig. Wie aber könnte das Selbst höchst ähnlich bleiben, wenn nicht irgendein unveränderlicher Kern in ihm selbst sich der zeitlichen Veränderung entzöge? Nun widerspricht aber die gesamte menschliche Erfahrung dieser Unveränderlichkeit eines konstitutiven Elements der Person.“ (2005: 210)

Diverse Forscher würden nun konstatieren, es ginge in der Analyse narrativer Interviews mitnichten um Identität, sondern um kollektive Orientierungsrahmen, die im Rekurs auf die Wissenssoziologie Mannheims zu fassen seien (dokumentarische Methode, vgl. Bohnsack 2010), während andere gerade die phänomenologische Konzeption Diltheys für die erziehungswissenschaftliche Biographieforschung starkmachen würden (vgl. Welter 2007: 68; Bartmann 2007: 83f.; von Felden 2006a: 57). Kurz: Die theoretischen sind ebenso vielfältig wie die Gegenstandsbezüge – sie bringen sich über den Weg der Methodologie und der Methode wechselseitig hervor (vgl. Nassehi 2002a; Hufnagel 2000: 9).

Doch wo genau liegen die Unterschiede, wo die Schnittstellen zwischen den Forschungsansätzen und -methoden? In den Disziplinen, den theoretischen Bestimmungen, in den Gegenstandsbezügen, in den zur Anwendung gebrachten Auswertungsverfahren? Eine Möglichkeit derartige Fragen zu behandeln, bietet

der Vergleich. Um Differenzen geht es für gewöhnlich dann, wenn diskutiert wird, und so werden ein kurzer Blick auf die Gedächtnisdiskussionen, ein längere Stellungnahme zur Homologietheorie sowie ein Exkurs zur bourdieuschen Kritik an der Biographieforschung in die Erörterungen eingebunden. In der Darstellung soll die eine oder andere Differenz thematisiert und eine (vorläufige) Antwort auf die Frage zu präsentiert werden, wie die Pluralität und wie die Überschneidungen im Feld der Biographieforschung zustande kommen. (1) Der Hermeneutik, die eine Antwort liefert, ist der Schlusskommentar gewidmet (2).

1. Einige Kontroversen²

Theoretisch, sprich: ohne unmittelbaren Bezug zur Forschungs- als Interpretationspraxis, wird des Öfteren gestritten. Sicher sorgt der virulente „Gedächtnisboom“ (Frank/Rippl 2007: 15) in den Sozial- und Kulturwissenschaften für Effekte, führt u. a. zu neurobiologischen (Re-)Formulierungen des Sozialen, das unbestritten einer Konzeption der Erinnerung bedarf (für diesbezügliche Auseinandersetzungen vgl. die Beiträge in Frank/Rippl 2007 oder Dörr u. a. 2008). Ob allerdings eine Neuformierung der Geisteswissenschaften unter dem Gesichtspunkt der „*social neurosciences*“ (Welzer 2007: 61, Hervorhebungen im Original) angezeigt ist, ist zumindest diskussionswürdig, wenngleich eine neurobiologische Fundierung des Autobiographischen durchaus attraktiv zu sein scheint (vgl. z. B. die Aufsätze in BIOS 2/2002; Ricker 2000). Im Prinzip favorisiert man auf der Basis neurophysiologischer Modelle – die laut Habermas eine (wissenschaftliche) Fiktion neben anderen darstellen (1992: 24) – eine „biologistische[n] Fassung des Psychischen“ (Roer/Maurer-Hein 2004: 50) respektive des Sozialen (vgl. Janich 1996: 13f.). Dieses Problem beschäftigte, obschon auf etwas andere Weise, bereits vor Jahren eine Richtung in der Psychoanalyse, die sich nicht länger als Individualpsychologie aufstellen wollte, welche ihre Grundlagen im Biologischen, sprich: in den Trieben sucht, sondern eine sozialpsychologische Orientierung favorisierte (vgl. Lorenzer 1971). Zu diesem Themenkomplex ließe sich mancherlei ausführen,³ doch werden nachstehend zwei anders

2 Bisweilen wird in der Argumentation eine Systematisierung von Reckwitz (2003, 2004) bemüht, der Sozialtheorien gemäß der Annahme gruppiert, dass Autoren Denken, Geist, Bewusstsein (Mentalismus), Sprache, Kommunikation, Text, Diskurs (Textualismus) oder Handlungen im Sinne eines konkreten Tuns (Praxeologie) in das Zentrum der Erörterungen stellen können.

3 Auch die *sozial/behavioristischen* Arbeiten Meads lassen sich im Konnex Biologie/Soziales verorten, gründen jedoch auf einer Kritik an biologischen Verkürzungen. Behavioristen betrachten den Menschen als „biologisches Geschöpf“, das auf „seine Umwelt“ reagiert, eine Position, die auch Mead vertritt (Abels 2007: 118). Physikalische Handlungs determinanten rücken in den Fokus einer *naturwissenschaftlich* orientierten Psychologie, die nach den Abläufen im Zentral-

gelagerte Konfliktlinien rekapituliert, die etwas näher an den Gegenstandsbereichen der Biographieforschung liegen (und ernsthaft: Wollen die Geisteswissenschaften die Antworten, was Denken, Bewusstsein, Erfahrung oder Lernen ist, der Hirnforschung bzw. den Neurowissenschaften überantworten?).⁴

Eine der großen Kontroversen, die Homologiedebatte, wird oft eher beiläufig notiert, denn geführt: „Offenkundig irritiert die Annahme einer Homologie von Erfahrung und Erzählung nicht nur die Kritiker, sondern auch die Befürworter des Schütze'schen Ansatzes so sehr, dass sie diese These kurzerhand ausblenden.“ (Kauppert 2010: 33) Aus diesem Grunde scheint es wichtig, den Disput aufzugreifen, wenngleich sich manch einer schon verpflichtet fühlt, dies aufgrund regelmäßiger Wiederholung zu entschuldigen (vgl. Nassehi 2002a: 4). Aufhänger war und ist die schützesche Konzeption von Erfahrung und seine Vorstellung ihres Niederschlags in Erzählungen. Er nimmt im Fall von Interviewpassagen, die vom Modus erzählen/berichten strukturiert werden, an, dass hier eine Ähnlichkeit zwischen dem „Erzählstrom“ und der ehemaligen Erfahrung vorliegt, während dies auf Argumentationen (Erklärungen, Eigentheorien, Bilanzierungen etc.) nicht zutrifft (1984: 78f.; ausführlich vgl. Franz/Griese im Sammelband). In den Erzählpassagen finden sich die konkretesten Spuren im Hinblick auf die gemachten Erfahrungen, ehemals Handlungen/Interaktionen, die ohne Argumentationen kommunikativ zwar unvollständig wären (vgl. Detka 2005: 363, Anm. 3), doch wird der Zugang zur Vergangenheit über den szenischen Darstellungsmodus möglich, während der

nervensystem, nach Reiz/Reaktion (und Mitteln der Kontrolle) fragt. Mead betont, dass „das Verhalten des Individuums [...] nur in Verbindung mit dem Verhalten der ganzen gesellschaftlichen Gruppe verstanden werden kann, dessen Mitglied es ist, denn seine individuellen Handlungen sind in größeren, gesellschaftlichen Handlungen eingeschlossen [...]“. Die gesellschaftliche Handlung ist nicht schon dadurch erklärt, daß man sie aus Reiz und Reaktion aufbaut; sie muß als dynamisches Ganzes [...] angesehen werden.“ (1988: 45f.) Im biologischen Modell werde das denkende, sich erinnernde, vernunftbegabte Individuum vernachlässigt (ebd.: 71); Mead hingegen knüpft Erinnerung/Bewusstsein an gesellschaftliche Aspekte (71f., 152f.), nimmt an, dass sich ein Teil des Gedachten in sozialen (kommunikativen) Handlungen veröffentlicht (79, 153). Auch ist das Meadsche „Selbst“ „keine mentale Kategorie“ schlechthin, sondern Ausdruck „sozialer und kognitiver Prozesse, die in der sich wandelnden sozialen Welt verankert sind“ (Denzin 2007: 143): Es liegt weder bei der Geburt vor noch lässt es sich anderweitig am Körper fixieren – es entwickelt sich im gesellschaftlichen Erfahrungs- und Tätigkeitsprozess (Mead 1988: 177f.). Von hier ist der Weg zu sozialisationstheoretischen Erwägungen nicht weit: Im Zentrum stehen Rollen- und Perspektivübernahmen, Reflexions- und Abstraktionsvermögen (184ff.). Die Narrationsstrukturanalyse knüpft punktuell hier an (vgl. Franz/Griese im Sammelband).

4 Kritisch vgl. Abel 2008: 16f.; ausführlicher Reichertz im Sammelband. Gelegentlich stellt sich der Eindruck her, der Rückgriff auf neuropsychologische Konzeptionen erlaube eine (Re-)Formulierung des Subjekts Gesellschaft, da so das *Mentale*, im Sinne von Handlungsmotivation oder -reflexion etc., zugunsten einer *Praxisorientierung* geklammert werden kann (vgl. etwa Nassehi 2008).

„Kernbestand der in einer Stegreiferzählung selbsterlebter Ereignisverwicklung hervorgebrachten theoretischen und bewertenden Aktivitäten aus der gegenwärtigen Stellungnahme des Erzählers zum erlebten Geschehen hervorgeht und aus dessen gegenwärtigem theoretischen und evaluativen Orientierungsvorrat schöpft“ (Schütze 1987: 149).

Auch in der dokumentarischen Methode wird zwischen erzählen/argumentieren unterschieden, das Begriffspaar konjunktives/kommunikatives Wissen organisiert die Demarkationslinien. Nohl – Schütz und Mannheim zitierend – führt aus, dass es qualitative Interviews, die zu Erzählungen respektive Beschreibungen auffordern, ermöglichen, das

„„atheoretische“ und „konjunktive Wissen“, das in die Handlungspraxis zugleich eingelassene und diese orientierende Wissen [...] zu erheben. Karl Mannheim selbst betont, dass sich die Perspektivität konjunktiven Wissens [...] in der ‚Grundform der Mitteilung geschehener Dinge‘, nämlich in der ‚Erzählung, hinter der der Erzähler steht‘ [...], ausdrückt. Von dem konjunktiven [...] lässt sich das ‚kommunikative Wissen‘ [...] unterscheiden. Das kommunikative Wissen bezieht sich zumeist auf die Motive des Handelns (um-zu-Motive im Sinne von Alfred Schütz) und ‚basiert auf wechselseitigen [...] Motivunterstellungen, die gesellschaftlich institutionalisiert, also ‚objektiviert‘ sind und die explizit oder ‚wörtlich‘ zum Ausdruck gebracht werden.“ (2009: 49)

Es ließe sich nun argumentieren, dass sich Gegenstandsbezüge insofern verlagern, als dass Praxeologisches statt Mentales den Untersuchungsbereich charakterisiert (vgl. Bohnsack 2010). Doch ist das Mentale über den Begriff des Wissens methodologisch so fest in der dokumentarischen Methode verankert, dass grundsätzliche(re) Debatten angezeigt sind. Es wäre zu ermitteln, was Erfahrung von vorgängiger Handlungspraxis unterscheidet, was mit jenen als kommunikativ markierten, an der „sprachlichen Oberfläche“ liegenden Wissensbeständen, deren Verwendung einzig allgemein-legitimatorische Funktion zu besitzen scheint und von einer reflexiv nur teilweise verfügbaren, da praktischen Handlungsorientierung zu trennen ist, interpretativ geschieht.⁵ Im narrationsstrukturellen Ansatz mündet die Differenz argumentieren/erzählen in die Annahme, dass sich anhand ihres Zusammenspiels Prozesse einer identitätsbildenden *Erfahrungsaufschichtung* rekonstruieren lassen. Methodisch wird dieses Ziel mithilfe der Modi der Sachverhaltsdarstellung (vgl. Kallmeyer/Schütze 1977), der Pro-

5 Die These, kommunikatives Wissen besäße keinerlei handlungspraktische bzw. -orientierende Funktion, halte ich für gewagt (meines Wissens wird sie so auch nicht vertreten). Umso notwendiger wird es dann, den *Zusammenhang* zwischen kommunikativem/konjunktivem Wissen zu explizieren, nicht einzig bei der Differenz zu verweilen (vgl. Franz/Griese im Sammelband).

zessionsstrukturen der Erfahrungsaufschichtung (z. B. Schütze 1984) und wissenschaftlicher Interpretationsvorgänge (u. a. Schütze 1983), die Argumentationen und szenische Darstellungen in ein Verhältnis setzen, realisiert.

Theoretisch aber ist zu fragen, ob Erfahrungen im alltäglichen Vollzug narrativ strukturiert sind. Neben Extrempositionen – jede Erfahrung ist im Erleben narrativ strukturiert (etwa Rheinheimer 2001: 16; Schütze 1999) versus Erfahrung wird nachträglich geordnet – werden gemäßigte Ansichten vertreten, die von einer prä-narrativen Struktur der Erfahrung im Vollzug ausgehen, die durch reflexive Rückschau zur vollständigen Erzählung wird (vgl. Polkinghorne 1998: 20ff.). Diese Fragen aber lassen sich ebenso stellen, wird Erfahrung durch vorgängige Handlungspraxis ersetzt. So wird allerdings noch ersichtlicher, dass beide Positionen gleichsam „hinken“. Abel (2008: 25f.) weist darauf hin, dass sich Sprachphilosophen gegenwärtig nicht nur der Praxeologie verstärkt zuwenden, um dem Dualismus Internalität/Externalität zu begegnen, sondern prinzipielle Zweifel anmelden, ob das alltägliche, unhinterfragte Deuten (in Interaktionsprozessen) mit nachträglich formulierten Bedeutungen (Reflexionen) in Einklang zu bringen ist. Auf der Ebene des lebensgeschichtlichen Erzählens im Interview geht es um *praktische Deutungen*, nicht aber auf der Ebene des Dargestellten, auf der es um *Bedeutungen* geht (ausführlich vgl. Franz/Griesse im Sammelband). Die Homologietheese führt jedenfalls im Fachdiskurs zu Kontroversen, an denen sich Jureit (1999: 63), Fischer/Kohli (1987), Nassehi (1994, 2002a), Rosenthal und Fischer-Rosenthal (2000: 458ff., 1997: 411), Dausien (1996: 112f.) oder Alheit u. a. (1999: 714) beteiligten – um einige Autorinnen zu erwähnen. Auch heute noch provoziert sie Stellungnahmen (vgl. Rosenthal, Silkenbeumer/ Wernet oder Lucius-Hoene im Sammelband), beispielsweise angesichts des Projektes, das Verhältnis argumentieren/erzählen *im Erzählen* zu bestimmen. So konstatieren Deppermann und Lucius-Hoene, dass Erzählpassagen in biographisch-narrativen Interviews argumentativ strukturiert sind, dass sie *formal* als Belege für eigentheoretische Erklärungen betrachtet werden müssen. Der

„Befund der argumentativen Strukturierung des Erzählens und seine pragmatische Motivation deuten mit Blick auf das Erzählen darauf hin, dass dieses nicht einfach eine unabhängige Wiedergabe von Erfahrungsaufschichtung, sondern ein pragmatischer, funktionaler Akt ist [...]. Dabei ist es für den Erzähler wichtig, die Argumentativität in das Erzählte selbst zu verlagern. [...] Die argumentative Funktion der Erzählung ist sicherlich sehr viel wirkungsvoller zu erfüllen, wenn der Erzähler [...] nicht (wie etwa von Schütze postuliert) strikt zwischen erzählerischer Ereignisdarstellung und sekundärer eigentheoretischer Verarbeitung durch gesonderte Bewertungen und argumentative Erklärungen oder Begründungen des Erzählten differenziert.“ (2006: 142)

Die Abgrenzungen kommen zustande, da im Fall der zuletzt zitierten Autoren ausgeprägte ethnomethodologische Orientierungen vorliegen: Es dreht sich um die sprachliche Herstellung von Identität in einer sozialen Interaktionssituation (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004; Lucius-Hoene im Sammelband), derweil Schütze ehemals Erfahrenes und auf dieser Grundlage Prozesse der Identitätsentwicklung, die sich im selbstbezüglichen, erzählenden Erinnerungsakt dokumentieren, fokussiert (1984: 79ff.). Nichtsdestotrotz provoziert der pragmatisch-linguistische Befund, da auch in der Narrationsstrukturanalyse formale Sprachbetrachtungen erheblich sind. Interessant ist ferner, dass im Konnex erziehungswissenschaftlicher Lesarten, die an Schütze anschließen, einzelne Reformulierungsbemühungen bezüglich der Bedeutung von Argumentationen in Erzählungen vorliegen (vgl. Bartmann/Kunze 2008). Der Kern der Auseinandersetzung aber bleibt normalerweise unberührt: Schützes Perspektive führt zur theoretisch und methodologisch zentralen Frage, wie das Gefüge zwischen (damaliger) Handlungswirklichkeit und (späterer) Erzählung zu fassen ist – einerlei, ob es als (Nicht-)Lernen (Seltrecht 2008), Bildung (Krüger/Marotzki [Hg.] 1999), Erfahrung oder Ausdruck latenter Wünsche/Konflikte (Anz 2001) gelesen wird.

Viele Verfahren in der Biographieforschung zeichnen sich also dadurch aus, dass sie einen wie auch immer im Einzelnen gestalteten Zugang zur Vergangenheit kennen (ausführlich vgl. Kauppert 2010), während das Paradigma narrative Identität dem Text und der Gegenwart auf besondere Weise verpflichtet ist. Allerdings enthält dieser Ansatz, wie er von Lucius-Hoene/Deppermann vertreten wird, auch psychologische Implikationen: Der Akzent liegt auf den aktuellen Formen der Lebensbewältigung (2004: u. a. 289, 2006: 140f.). Punktuell erinnert diese Sicht an moderne Varianten in der Psychoanalyse, in der längst nicht mehr oder nicht länger ausschließlich das Gestern verhandelt wird: Ein „Blick auf Freuds Arbeitsweise relativiert die Vorstellung, dass in einer Analyse [...] Unbewusstes bloß ‚aufgedeckt‘ und [...] Analysanden primär im Prozess des Sich-Erinnerns unterstützt würden“ (Dattler/Dattler 2008: 79). Das Hier und Jetzt wird als Bezugspunkt eingeführt, gar von einer Co-Konstruktion von Bedeutungen in der Interaktionssituation ausgegangen (ebd.: 80ff.).⁶ Wägen einige Vertreterinnen

6 Bereits Freud stellte die Frage nach der Wahrheit der Erinnerung (vgl. Bruder im Sammelband). Wagner, Freuds Reflexionen teils im Original mitführend, konstatiert: Seine „Untersuchungen der Rollen, die Analysand und Analytiker spielen, um die Vergangenheit des Analysanden zu (re-)konstruieren, führt zu dem paradoxen Ergebnis, dass der Wahrheitsbeweis darin liege, dass der Analysand weitere Geschichten erzählt (die dem Analytiker niemals genügen, weshalb der Patient immer neue Geschichten produziert). Dieser unendliche Regress führe aber ‚oft genug‘ nicht zu den Erinnerungen des Patienten: ‚Anstatt dessen erreicht man bei ihm durch konkrete Ausführung der Analyse eine sichere Überzeugung von der Wahrheit der Konstruktion, die therapeutisch dasselbe leistet wie eine wiedergewonnene Erinnerung. Unter welchen Umständen

einer psychoanalytisch oder psychologisch orientierten Biographieforschung die Bedeutung von Interaktion neu ab? Wird die Kontext- und Interaktionsgebundenheit jedweder Bedeutung (vgl. u. a. Legewie 1994; Nassehi 2008) stärker einbezogen? Akzentuieren Biographieforscher, die wie Schütze im Pragmatismus beheimatet sind, bloß den Zusammenhang von Interaktion und Sozialisation unterschiedlich, interpretieren ihn einmal in Richtung Habitus bzw. kollektive Erfahrung, einmal in Richtung individuelle Erfahrung(-saufschichtung) in sozialer Rahmung, ein anderes mal in Richtung Lernen, Bildung oder psychische Störung?⁷ Einfache Erwiderungen bergen allein schon deshalb Schwierigkeiten, weil tiefenpsychologische Lektüren, z. B. Verdrängung, Traumatisierung, ebenfalls zum Repertoire der Narrationsstrukturanalyse zählen – und umgekehrt: Praxis- und forschungsbezogene Arbeiten, in denen etwa mit Übertragung/Gegenübertragung, gearbeitet wird, kennen den Rekurs auf die von Schütze ausgearbeiteten erzähltheoretischen Grundlagen (z. B. Schreiber 2006; Boothe 2004). Sie werden desgleichen in das Paradigma narrative Identität integriert (Lucius-Hoene/Deppermann 2004: u. a. 24, 35f., 57f., 63; Griesse 2006) oder von Vertretern der dokumentarischen Methode berücksichtigt (Nohl 2009: 33ff.). Und da Gemeinsamkeiten schon einmal auf der Agenda stehen: Das *reflexiv nicht (voll) Verfügbare aber handlungspraktisch Relevante* ist in allen rekonstruktiven Ansätzen relevant, seine Aufklärung scheint geradezu *das* Forschungsziel, ob es sich nun um „in die Handlungspraxis eingelassenes und diese Praxis orientierendes und somit vorreflexives Erfahrungswissen“ (Bohnsack/Nentwig-Gesemann/Nohl 2007: 15), um Identitätsbildung oder Lern- und Bildungsprozesse (Narrationsstrukturanalyse), um aktuelle Bewältigungsleistungen (narrative Identität), frühkindliche Prägungen, Triebe oder Affekte dreht (Psychoanalyse, punktuell objektive Hermeneutik, etwa Fehllhaber 2007).

Abgesehen davon, dass sozialpsychologische Ansätze Gegenstände jenseits des tiefenpsychologisch konnotierten Unbewussten kennen, zeigt sich, dass es charakteristisch für die Biographieforschung sowie die zur Anwendung kommenden Methoden ist, dass sich gegenständliche *und* disziplinäre Bezüge verflüchtigen, überschneiden, auflösen (vgl. auch Kauppert 2010: 78). Sind dies, so ließe sich weiter fragen, (unsystematische) Resultate einer in den westlichen Wissenschaften zu verzeichnenden Entwicklung, die unter Bezeichnungen wie konstruktivistische Wende oder linguistic turn firmiert und eine Vielzahl poten-

dies geschieht und wie es möglich wird, daß ein scheinbar unvollkommener Ersatz doch dieselbe Wirkung tut, das bleibt ein Stoff für spätere Forschung“ (2003: 223f.)

7 Geklammert werden hier die Phänomenologie bzw. die geisteswissenschaftliche Pädagogik, die in der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung bedeutungsvoll sind (vgl. von Felden 2008a: 8f.; 2008b; kritisch Hufnagel im Sammelband). Zudem bliebe zu erörtern, ob eine Fundierung der Biographieforschung, wie sich derzeit positioniert, im Pragmatismus überhaupt möglich ist (kritisch im Horizont der objektiven Hermeneutik vgl. Kauppert 2010: 55ff.)

zieller Anschlüsse im Feld der (Sozial-)Theorien und Methodologien produziert? Ist es die geteilte Ansicht, dass die „Rekonstruktionen sozialer Realität [...] definitionsgemäß kommunikativ [sind]“ und „eine besondere Art kommunikativer Konstrukte“ hervorbringen, nämlich „die Daten der Sozialwissenschaften“ (Luckmann 2006: 22f., Hervorhebung im Original)? Luckmann unterstreicht die Sprachgebundenheit jedweder wissenschaftlichen Rekonstruktion und resümiert, dass die qualitative Forschung mittlerweile ihren grundständigen Bezug zur (Sozio-)Linguistik bzw. zur Sprachphilosophie (aner-)kennt. Die mit dieser Positionierung verbundene Zuwendung zur Sprache und die damit einhergehenden Anforderungen werden deutlicher in Texten aus den 1970er Jahren an- bzw. ausgesprochen. So konstatiert Lorenzer bezüglich der Psychoanalyse:

„Wir haben die Geschichte des Gegenstandes der Psychoanalyse durch deren Wissenschaftsentwicklung hindurch verfolgt, ohne jede Eigenart der psychoanalytischen Untersuchung ausdrücklich problematisiert zu finden, die zugleich eine Besonderheit ihres Gegenstandes ausmacht: Psychoanalyse ist ein Untersuchungsverfahren, das nahezu völlig als sprachliche Verständigung – in Diagnose wie in Therapie – abläuft. Dieser Umstand, der stets so unbestritten war, daß er keiner gesonderten Erörterung bedurfte, gibt der Psychoanalyse ein eigentümliches Profil. [...] Psychoanalyse hat ihren Gegenstand nicht auf dem Feld beobachtbarer Tatsachen, sondern allemal durch das Medium sprachlicher Äußerungen hindurch gesucht.“ (1971: 91f.)⁸

Selbstverständlich honoriert Lorenzer Arbeiten, die sich der Sprache annehmen, rekuriert auf Habermas und Lacan, um seinen Ansatz des szenischen Verstehens zu profilieren (ebd.: 113ff.). Erstaunlich aber ist, dass der *primäre* Gegenstandsbezug der Psychoanalyse, möglicherweise aufgrund allzu großer Selbstverständlichkeit, häufig „vergessen“ wurde bzw. wird. Sicher lässt sich gegenwärtig viel Linguistisches, Erzähltheoretisches, gelegentlich auch Sprachphilosophisches in der psychoanalytischen bzw. psychologisch orientierten Literatur finden (stellvertretend vgl. Boothe/von Wyl/Wepfer 2000; Boothe 2004, 1991; Bruner 1999; Deppermann/Lucius-Hoene 2005; Greve [Hg.] 2000; Bruder im Sammelband, [Hg.] 2003). Oft aber wird das Zusammenspiel von sprachlicher (Ent-)Äußerung und psychologischer Interpretation im Praxis- oder Forschungsbezug nur nebenbei rekapituliert (vgl. Schulze 2008; Schreiber 2006, 2008). Und so verwundert es nicht, dass beispielsweise Thoma (2005: 12, Anm. 1), die sich mit sprachli-

8 Ein ähnliches Fazit zieht Lang (1978), der sich mit Freud beschäftigt und nur angesichts der Traumdeutung sowie der Überlegungen zum Witz Aspekte einer dezidiert sprachbezogenen Betrachtungs- und Analyseweise rekonstruieren kann. Im Vorgriff auf die weiteren Kommentare zu Lorenzer sei angemerkt, dass er letztlich auf das Konzept der Übertragung zurückgreift und das Feld der sprachlichen Artikulation bzw. der auf sprachlichen Entäußerungen oder Gesprächsstrukturen beruhenden Interpretation verlässt (ausführlich vgl. Lang 1978).

chen Darstellungsstrukturen im Kontext sexueller Gewalterfahrungen beschäftigt, moniert, linguistische und erzähltheoretische Erwägungen im Themenfeld Traumatisierung seien Mangelware.

Transparenter noch wird das Problem bei Ricœur. Modifizierte phänomenologische Standpunkte, ethnomethodologische, sprachphilosophische und Ansätze aus dem Feld der Bibelexegese fundieren seinen Entwurf einer Hermeneutik.

„In dieser allgemeinen Hermeneutik sehe ich einen Beitrag zu der großen Philosophie der Sprache, die heute so spürbar fehlt. Wir verfügen über eine symbolische Logik, eine wissenschaftliche Exegese, eine Anthropologie und eine Psychoanalyse und sind zum erstenmal vielleicht instande, die Frage nach der Rückgliederung der menschlichen Rede als ein einheitliches Problem zu erfassen. Aber der Fortschritt dieser disparaten Disziplinen hat die Aufsplitterung unserer Rede nicht nur evident gemacht, sondern auch verschlimmert. Die Einheit des menschlichen Redens ist heute zum Problem geworden.“ (1973: 26).

Verstehen ist laut Ricœur unlösbar an die zirkuläre Interpretation sprachlicher Äußerung gebunden, ein Prozess, der nicht an naturwissenschaftliche Methoden anknüpfen kann (und die Geisteswissenschaften konstituiert, vgl. Gadamer 1990), da die entäußerten und zu deutenden Zeichen bzw. Symbole mit vielfachem Sinn ausgestattet sind, der auf die Sprache selbst *und* auf Dimensionen der Existenz verweist. Ricœur ist daran gelegen, die Hermeneutik von „einem naiven zu einem reiferen Verständnis“ zu führen (1973: 41) – gerade wegen der Pluralität hermeneutischer Prozeduren, die sich disziplinären Spezialisierungen verdankt. Vereinfacht lässt sich Ricœur dahingehend auslegen, dass strukturalistische Theorien (z. B. die Anthropologie eines Lévi-Strauss, die Linguistik Saussures, die Ethnomethodologie) Bezugspunkte für Interpretationen bilden können.

„Sosehr sich der Strukturalismus das Ziel setzt, die Struktur einer Institution, eines Mythos [Erzählungen basieren strukturell auf Mythen, B.G.], eines Ritus auf Distanz zu bringen, sie zu objektivieren und ihre Charakteristika ohne Beeinflussung der persönlichen Gleichung des Forschers zu erkennen, so vertieft sich das hermeneutische Denken in das, was man den ‚hermeneutischen Zirkel‘ des Verstehens und Glaubens genannt hat, wodurch es sich als meditatives Denken qualifiziert, als Wissenschaft jedoch disqualifiziert. Es geht [...] nicht darum, zwei Arten des Verstehens nebeneinanderzustellen; das Problem besteht vielmehr darin, sie als Gesichtspunkte des Objektiven und des Existenziellen [...] miteinander zu verknüpfen.“ (40)

In Teilbereichen der tiefenpsychologisch orientierten Therapie oder der psychoanalytischen Biographieforschung geht es um Bewältigung, um das Vergessene, Unbewusste, das Vorbewusste, Verdrängte, um Wünsche, Affekte, Bedürfnisse

(vgl. Frommer 2008),⁹ in der erziehungs- und sozialwissenschaftlichen Biographieforschung um Lernen, Bildungsprozesse, Interaktionserfahrungen oder entwicklungspsychologische Perspektiven, um Identitätsbildung oder die Genese von Welt- und Selbstbildern (Bartmann 2006a). Ricœur sensibilisiert dahingehend, dass diese „Gegenstände“ nur über die Sprache, nur über den Text und nur hermeneutisch erschlossen werden können.¹⁰ Da dies unvermeidlich ist, sollte der Rekurs auf das „einzig Objektive“ (im Sinne der sprachlichen Entäußerung, vgl. Berger/Luckmann 2001: 36ff.) im Verstehensprozess so genau wie möglich in den Blick des Interpreten geraten – mithilfe philosophischer, formal und strukturell angelegter, auf Sprache bezogener Wissensbestände. Diese Position ist aufschlussreich und lässt das Phänomen zutage treten, dass unterschiedliche Hermeneutiken die Auslegung sprachlicher Daten leiten, die simultan ihre je spezifischen, auf unterschiedliche Dimensionen der Existenz verweisenden Gegenstände herstellen müssen (ähnlich Nassehi 2002a).¹¹ Sie können als „zweite Hermeneutik(en)“ bezeichnet werden, welche sich nach Ricœur bestenfalls an eine philosophische und strukturelle Sprachbetrachtung anschließt. Eine „einheitliche Problemdefinition“ aber fehlt bis heute, und es ist ferner fraglich, ob die skizzierte Position zu Optimismus veranlasst: Einerseits ergibt sich die Schwierigkeit, dass sich die qualitative Forschung einem (rigorosen) Strukturalismus qua Definition entgegenstellt (programmatisch vgl. Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen [Hg.] 1973), andererseits verpflichtet eine derartige Position auf besondere Weise auf den Text(-ualismus) oder sprachbezogene Praxeologie.

9 Sporadisch rückt das Verdrängte auch in den Fokus der Narrationsstrukturanalyse (vgl. Schütze 1984: 101, 108; Riemann o.J.: 10, 1987: 122ff., 1984: 126, 1986: 117): Sie operiert hier, wie die Psychoanalyse, nicht auf der Ebene des Erlebten (bzw. des Erzählten), sondern wendet sich den in der Kommunikation „vermittelten Sinneffekte[n]“ zu, die aufgrund einer „Schranke“, die „Verdrängung“ heißt (Ricœur 1973: 138f.), zustande kommen. Für derartige Interpretationen müssen spezifische sprachliche Hinweise vorliegen, z. B. zeitliche Sprünge in der Erzählung, ausufernde Argumentationen, fehlende Detaillierungen etc. (ausführlich vgl. Griese 2009a).

10 Dies gilt ebenso für die quantitative Forschung, die sich mit den Naturwissenschaften verschränkt. Für die Naturwissenschaften gilt, dass auch hier der Gegenstand der Forschung nicht „die Natur an sich, sondern die der menschlichen Fragestellung ausgesetzte Natur [ist], und insofern begegnet der Mensch auch hier wieder sich selbst“ (Heisenberg in von Glasersfeld 1996: 53). Jede Gegenüberstellung Natur/Kultur gestaltet sich problematisch, da von der „Universalität von Kultur“ auszugehen ist (Soeffner 1988: 4), die „Symbolisierung“ der natürlichen Umwelt, des Natürlich-Gegebenen vollzieht sich permanent und überall (ebd.: 14; Oldemeyer 1983, vgl. auch Bourdieu 1998: 59). U. a. Link (1999) und Schulte-Holtey (2000) haben sich mit mathematisch-graphischen Symbolen und ihren semantischen Funktionen auseinandergesetzt.

11 Notiert sei, dass dem Schweigen in der Psychoanalyse Aufmerksamkeit zuteil wird, während es in der sozial- oder erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung nahezu vergessen scheint (zur Unmöglichkeit mittels Sprache „Ich-zu-sein“ Ricœur 1973: 31f.; Bruder im Sammelband). Ob es allerdings ein „authentisches Schweigen“ gibt, muss hier dahingestellt bleiben (kritisch Nassehi 2002a: 10)

Unabhängig vom Forschungsansatz, von der zugrunde liegenden Methodologie oder den Gegenstandsbezügen aber sieht es so aus, als könnten die von Schütze ausgearbeiteten sprach- und erzähltheoretischen Wissensbestände allgemeine Verbindlichkeit reklamieren, da sie allenthalben zitiert werden. Bedenkenswert aber bleibt, dass sie den Hinweis auf den Strukturalismus schon im Namen tragen (Narrationsstrukturanalyse). Diese Bezüge werden selten reflektiert, vermutlich, weil Sprache nur selten den Zielbereich einer psychologischen, sozial- oder erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung bildet oder der Rekurs auf Struktur den Verdacht nahe legt, es könne sich um Hypothesen prüfende oder „Devianz“ feststellende Verfahren handeln – ein Vorwurf, der gelegentlich in Richtung objektive Hermeneutik adressiert wird. Oevermann (1981, 1986) profiliert seinen Strukturbegriff übrigens u. a. mit Verweis auf Mead, Piaget oder Chomsky. Er betont, dass alle Mitglieder der Gattung Mensch mit demselben Potenzial ausgestattet sind. Von Geburt an stehen dem Menschen „formal-logische[n] Strukturen oder Kompetenzen der logischen, moralischen und sprachlich-pragmatischen Urteilskraft“ zur Verfügung (1981: 27). Wir wissen, was moralisch korrekt ist, wissen, was sprachlich angemessen, was logisch oder wohlgeformt ist. Dieses Wissen basiert auf Fundamenten, die nicht sozial erworben, sondern genetisch bedingt sind. Der Individuierungsprozess, der mit einem Modell biologischer Ausreifung verwoben wird, ist für Oevermann Gegenstand der Fallrekonstruktion, was nichts anderes bedeutet, als dass das Subjekt die Option eines reflexiven Umgangs mit angeborenen Strukturen besitzt (ebd.: 129), die ohnehin durch den historischen Kontext spezifisch ausgeformt sind. Folglich kommt es auf der Ebene des Erfahrens und Deutens zu Differenzierungen. Aufgrund dieser Annahmen kann Oevermann das Besondere eines Falls betrachten, ohne strukturelle Voraussetzungen zu vergessen, die letztlich auch den (uneingeholten) Hintergrund dieser Form von rekonstruktiver Tätigkeit bilden (vgl. Oevermann u. a. 1979). Während der Strukturalismus Schützes vorrangig auf die Sprache bzw. die Erzählung abstellt und alltäglichen Bewusstseinsleistungen dieselben Strukturqualitäten unterstellt (vgl. Kauppert 2010), arbeitet Oevermann mit einem universalistischen, biologisch fundierten Strukturbegriff, den Reichertz vielleicht mit dem Adjektiv „romantisch“ versehen würde (vgl. seinen Aufsatz im Sammelband). Offensiv werden Strukturannahmen auch in der dokumentarischen Methode gehandhabt. Ein Schlüssel zum Ziel, (makro-)soziologische Aussagen zu generieren, ist die soziogenetische Typenbildung, die Generalisierungen beispielsweise in Richtung Alter, Geschlecht oder Milieu erlaubt (stellvertretend vgl. Nohl 2009: 118ff.; Bohnsack 1992, 2010) – Perspektiven, die schon die Erhebung mitorganisieren. In einigen Bereichen der Biographieforschung aber scheint es eine der vornehmsten Aufgaben zu sein, die mit dem Interpretationsprozess verbundenen Strukturannahmen

– seien sie psychologischer, soziologischer oder sprachlicher Natur – flüchtig zu behandeln.

Insgesamt habe ich den Eindruck, um dezidiert auf das Thema Sprache zurückzukommen, dass (Neu-)Bestimmungen der Bedeutung derselben im Interpretationsprozess eher auf der Ebene theoretischer Diskussionen, denn auf der Ebene der hermeneutischen Prozeduren ihren Niederschlag finden. So hielt etwa mit dem linguistic turn die Vorstellung von den konstruktiven Leistungen, die mit der sprachlichen Herstellung von Identität verbunden sind, verstärkt Einzug in die theoretischen Auseinandersetzungen (vgl. etwa Hall 1994; Hartmann/Janich [Hg.] 1998; Apitzsch 1999). Methodologisch bedeutsam ist u. a. die Auseinandersetzung mit Identitätsparadoxien, die nur mittels sprachlicher Konstruktionsleistungen „behoben“ werden können (vgl. Schmidt 2003; Ricœur 2005; Nassehi 2002b; Straub 2000, 1994). Nicht allein Böhmes Paradoxieversion eines identischen Seins weist auf die Biographie hin, die Spezifisches herzustellen erlaubt:

„Das Problem der Identität [charakterisiert] die paradoxe Seinsweise eines strikt zeitlich Seienden [...], eines Seienden, das ist und sein kann, was es ist, in zeitlicher Erstreckung. Ein solches Seiendes kann [...] den Schein von Identität zustande bringen, indem es einen Aion hat, [...] die ‚Lebensgestalt‘, das, was wir [...] Biographie nennen.“ (1996: 325).

Infolgedessen wurde u. a. das Problem der sozialen Zeit aufgeworfen (Ricœur 1988; Polti 1997; Patzel-Mattern 2002; Nassehi 1993: u. a. 345ff.). Die Annahme, dass Identität das Ergebnis einer sprachlichen Praxis ist und auf Skripts (Leitner 1990: 362) beruht, dass Selbstbeschreibungen in einem je zu berücksichtigenden Kontext stattfinden, wird in der Biographieforschung momentan wahrscheinlich am konsequentesten im Gedankengebäude narrativer Identität umgesetzt. Eine unbeirrte sprachtheoretische und -strukturelle Betrachtung verursacht aber vor allem eines: Sie erschwert den Zugang zur Wahrheit, zu vorgängigen Formen der Existenz, zur fraglos gegebenen, vorgängigen und alltäglichen Handlungspraxis, zu Lern- und Bildungsprozessen oder zur Bewältigung des Vergangenen und führt „schlimmstenfalls“ zu „Gegenstandsverlusten“ (ähnlich Nassehi 2002a: 6ff.).¹² Anders formuliert: Dass es der Interpret mit Sprache bzw. sprach-

12 Das Thema Geschichte/Identität (unter dem Stichwort Geschichtsbewusstsein vgl. die Aufsätze in Straub [Hg.] 1998a) ist ebenso in den Literaturwissenschaften und der Geschichtsphilosophie beheimatet. Kałāżny (2003) etwa würdigt den Beitrag Lessings, der Dimensionen wie Wahrheit oder Wirklichkeit aus dem Feld des Autobiographischen und der Geschichte verbannt und durch die Idee des Theatralischen ersetzt. Was die Literaturwissenschaften betrifft, ist nicht zuletzt auf Lejeune zu verweisen, dessen berühmter „autobiographische[r] Pakt“ (1994) *Momente des Sozia-*

licher Praxis zu tun hat, wird nicht nur in der Psychoanalyse, sondern allgemein in der Biographieforschung des Öfteren vergessen.

Unterdessen dürfte dem aufmerksamen Leser nicht entgangen sein, dass unter der Hand doch (mindestens) zwei „Begriffe“ mitgeführt wurden, um mögliche Standpunkte in der Forschung zu markieren: Subjekt und Identität. Einen elaborierten Beitrag zu diesem Thema hat Straub bereits Ende der 1990er Jahre vorgelegt. In *Personale und kollektive Identität* (1998b) fragt er nach der geschichtlichen Entwicklung des Identitätsbegriffs sowie seinen Beziehungen zum Subjektbegriff und notiert eingangs:

„Der Ausdruck ‚Identität‘ gehört zu den theoretischen Grundbegriffen der Psychologie und Soziologie des 20. Jahrhunderts. Seine im wesentlichen heute noch gültige Bedeutung erhielt der Identitätsbegriff insbesondere im Kontext pragmatischen, interaktionstheoretischen und psychoanalytischen Denkens – wenngleich der Ausdruck weder bei Sigmund Freud noch bei William James oder anderen Pragmatisten eine Rolle spielte, sondern allenfalls in späteren Versuchen, auch deren Subjekttheorien als *Identitätstheorien* aufzufassen und weiterzuentwickeln.“ (ebd.: 73, Hervorhebung im Original)

Der erkenntnistheoretisch unabdingbare und hochabstrakte Subjektbegriff wurde in Teilen der Wissenschaft in einen Identitätsbegriff transformiert, der geschichts- und sozialtheoretische Aspekte einzuschließen erlaubt (ebd.: 74). Zum einen hält Straub mit Bezug auf Erikson, der als einer der Protagonisten betrachtet wird, fest, dass parallel die Idee der Krise Einzug hielt und Identität seitdem kaum ohne eine pathologische Seite gedacht wird (dass sich spätestens jetzt auch sozialwissenschaftliche bzw. soziologische Identitätsdiskurse in Richtung Problem oder Störung und damit verstärkt in Richtung Psychologie bewegen, ist ein nicht zu vernachlässigender Effekt). Zum anderen sind begriffliche Unschärfen an der Tagesordnung:

„Sowohl die psychoanalytischen Beiträge als auch die soziologischen und sozialpsychologischen Bemühungen haben von Beginn an Fragen nach der Konstitution und der Struktur der Identität von Personen mit Fragen nach der Konstitution und Struktur von Individualität vermischt. Seit jeher überlappen sich diese Problemkreise in einer ungemein verwirrenden Art, und daran hat sich bis heute nichts geändert.“ (ebd.: 78)

Straub argumentiert konsequent, dass es nicht um die Einzigartigkeit des Individuums oder den Wunsch nach Individualität gehen könne. Ganz im Gegenteil

len (unterstellte/geteilte Erwartungen zwischen Autorin und Leser), die *das Fiktive* ermöglichen, hervorhebt (kurz Sellmer 2003: 197; Ludorowska 2003).

stehe Individualität in Opposition zu Identität. Das Individuelle wird als „Instanz“ verstanden, die in keiner Ordnung, keiner Struktur rationalen Wissens, keiner Sprache, keiner Grammatik, keinem Zeichensystem, keiner Hermeneutik restlos aufgeht“, wird als etwas begriffen, das „niemals vollständig vermittelbar oder mitteilbar ist: *individuum est ineffabile*“ (ebd.: 79, Hervorhebungen im Original). Ob die Differenzierung Identität/Individualität den wissenschaftsgeschichtlichen Übergang vom Subjekt zur Identität zu heilen vermag, soll andernorts entschieden werden – ein derart aufgeklärtes Verständnis ist vermutlich nur in Teilen der Biographieforschung anzutreffen. Aus der Bestimmung Straubs aber ergeben sich letztlich keine Präferenzen hinsichtlich der Gegenstandsbezüge in der Biographieforschung. Vielmehr kann das „Pathologische“ nun *zugleich* auf die Gesellschaft – Straub (1998b) rekurriert u. a. auf Beck oder Keupp – und den Einzelnen verweisen. Interessant ist, dass Nassehi (2008: 123ff.) dem Individualisierungstheorem eher diagnostische denn begriffliche Qualitäten bescheinigt (hinsichtlich anders gelagerter Lesarten vgl. Silkenbeumer/Wernet im Sammelband). Angesichts dieser Problemstellung den Begriff der Person in die Forschung integrieren zu wollen, ist höchst voraussetzungsfull – nicht zuletzt, weil multiple Zugehörigkeiten in der Gegenwartsgesellschaft als „Unmöglichkeit personaler Identität“ (Straub 2002: 87) interpretiert werden können.¹³

In die skizzierten sprachtheoretischen und begrifflichen Kontexte schreiben sich Ungewissheiten bezüglich der Authentizität oder Wahrheit autobiographischer Erzählungen ein (vgl. z. B. Friedrich 2000; Jureit 1997; Brockmeier 1999; Depkat 2003; Bruder [Hg.] 2003), und auch die Diskussionen, die der Aufsatz zur *Biographische[n] Illusion* (Bourdieu 1990/1998: 75–83) nach sich zog, finden im weitesten Sinne hier einen Ort. Bourdieu kritisiert naive Annahmen, die das Konzept Biographie umstandslos an die Existenz binden. Die kohärente Konstruktion einer Lebensgeschichte durch erzählerische Mittel sei bereits in der Literatur(-wissenschaft) dechiffriert worden. Die soziale Realität hingegen zeichne sich durch Widersprüchlichkeiten, Kontingenzen, durch Brüche aus, sei zutiefst unzusammenhängend. Diese Position veranlasst Gegenpositionen:

„Zu Beginn der 1990er Jahre erregte eine theoretische Kontroverse [...] die Gemüter, die sich an der Kritik Bourdieus [...] entfacht hatte. In seinem Aufsatz [...] beklagte er, dass die Forschenden [...] eine zusammenhängende und abgeschlossene Lebensgeschichte von Individuen evozieren und [...] einer Illusion aufsitzen, [...] Biographien seien per se so kohärent strukturiert [...]. Er unterstellte, dass die Biographieforschenden als einzige Referenz den Bezug zum Subjekt nehmen und die gesellschaftlichen Strukturen [...] vernachlässigen.“ (von Felden 2008a: 13)

13 Dass die Diskussionen über personale, soziale, kulturelle oder kollektive Identität(en) Einfluss auf die Biographieforschung nehmen, sei kurz erwähnt (ausführlich vgl. Griese 2006).

Die radikale Infragestellung, die Teile des wissenschaftlichen bzw. literarischen Diskurses an die Forschung adressieren – Erzählungen besitzen fiktionalen Charakter, lassen keine unmittelbaren Rückschlüsse auf die alltägliche Existenz, die Geschichte oder das gelebte Leben zu etc. –, wird hingegen selten aufgegriffen. Die Rekapitulation macht zudem auf einen weiteren Konflikt aufmerksam: Eine Fokussierung der Existenz unterläuft soziologische Perspektiven, es sei vielmehr nach sozialen Platzierungen und Platzanweisungen sowie nach den gesellschaftlichen „Produktionsbedingungen“ des Autobiographischen zu fragen (vgl. Bourdieu 1998: 82f.).¹⁴ In Anlehnung an Bude könnte die Kritik als Hinweis verstanden werden, dass die Biographieforschung ihren Bezug zum Subjekt Gesellschaft verloren hat oder unzureichend expliziert. Auch diesbezüglich verspricht eine (Re-)Lektüre der Texte aus den 1970er Jahren Profite: Lorenzer illustriert den Einfluss der gesellschaftlichen Position und die damit verbundenen Effekte auf die *Form* der Interaktionsvollzüge (der Mutter/wichtiger anderer mit dem Kind) und ihre nachträgliche sprachliche Artikulation – im Fall der Störung verobjektiviert sie sich im Gebrauch privater Sprache (1973). Die theoretischen Annahmen mag man teilen, für revisionsbedürftig halten, ablehnen – kenntlich wird das Arrangement von Gesellschaft, Interaktion, Sprache und Psyche, die eine Fundierung im Ökonomischen findet, allemal. Ebenso kommt der Zusammenhang zwischen in sozialen Kontexten gemachten (Interaktions-)Erfahrungen, gesellschaftlichen (Groß-)Ereignissen oder Veränderungen und Lebensgeschichte bei Schützes zum Tragen, allerdings wurde das Gefüge nie systematisch entfaltet.¹⁵ Bei Lorenzer und bei Schütze aber steht Sozialpsychologisches im Mittelpunkt, und der Einzelfallbezug ist nicht zu übersehen (was die Kritik Nohls [2009] an der Narrationsstrukturanalyse fundiert).

Insgesamt ist es sicher nicht grundverkehrt zu postulieren, dass der Zusammenhang Gesellschaft/Biographie häufig als theoretisches Bekenntnis, als Annahme, das Biographische sei sozial bzw. gesellschaftlich (mit-)strukturiert, selten als methodologisch *und* methodisch ausbuchstabierter Zusammenhang präsentiert wird (angesichts der ricœurschen Hermeneutik müsste zudem festgestellt werden, dass auch Gesellschaft oder Kultur keine zu beobachtenden Gegenstände sind, auf sie muss via Interpretation sprachlicher Daten geschlossen werden). Biographietheoretische und -analytische Forschungen, die dezidiert soziologische Gegenstands- als Zielbereiche reklamieren, sind rar. So profilieren Alheit

14 Die Argumentation erinnert an die wundervollen Ausführungen Hahns zu den „Biographiegeneratoren“, ein Konzept, das vielfach bedacht und reflektiert wurde (vgl. u. a. Hahn 1988, 2000: 101; Link-Heer 1999: 180ff.; Bohn/Willems 2001: 10; Hanses/Alheit 2004: 8ff.).

15 Verweisen sei u. a. auf die Erwägungen zu Ereignisträgern und sozialen Welten (Schütze 1984, 1981), auf Positionierungen zum Symbolischen Interaktionismus (u. a. 1981, 1987), auf Reflexionen und Analysen zum Zusammenhang von gesellschaftlichen Veränderungen/individuellen Wandlungen (z. B. 2001), auf Überlegungen zu kollektiven Verlaufskurven (etwa 1989).

u. a. auf der Grundlage lebensgeschichtlicher Erzählungen die Verfasstheit proletarischer Milieus in Ost- und Westdeutschland oder diskutieren die gesellschaftliche Formation nach der Wende vor dem Hintergrund autobiographischer Stegreiferzählungen (vgl. Alheit u. a. 1999; Alheit u. a. 2004). Schiebel wendet sich dem Thema Institution und Biographie zu: In einer ihrer Studien wird das Zusammenspiel von Biographie und Institution, beides „Ordnungskonzepte, die das Leben – das individuelle wie das gesellschaftliche – organisieren und strukturieren“ (2003: 341), verhandelt. Am Beispiel der sich in den neuen Bundesländern etablierenden Wohlfahrtspflege werden gesellschaftliche, institutionelle und biographische Umbrüche sowie Zusammenhänge reflektiert und analysiert. Gemeinsam mit Miethe wird diese Position auch im Kontext einer Untersuchung zu den ehemaligen Arbeiter- und Bauernfakultäten in der DDR bezogen (2008).

Die Verführung zur Biographieforschung aber verdankt sich wohl vorrangig dem Zugang zum Mentalen, derweil der interpretative Schluss auf Gesellschaft nur angelegentlich praktiziert wird. Wahrscheinlicher ist da schon der Gegenstandsbereich der „sozialen Lebenswelten“ (Hitzler/Honer 1995) in Forschungskontexten, die treffender vermutlich als ethnographisch zu bezeichnen wären. Der Bezug auf Biographisches ist hier einer neben anderen empirischen Zugängen, die Erhebungs- und Auswertungsverfahren sind anders profiliert (vgl. Dausien/Kelle 2005: 189; allgemein Schlehe 2008;). Jedoch kommt beispielsweise von Felden zu anderen Schlussfolgerungen und führt zur bourdieuschen Kritik am vernachlässigten Subjekt Gesellschaft aus:

„So lässt sich eine Fülle von empirischen Arbeiten benennen, die das Verhältnis von Biographie zu verschiedenen Gegenständen theoretisch und methodisch durchdringen. Als Beispiele seien genannt: Biographie und Geschlecht [...], Biographie und Generation [...], Biographie und Migration [...], Biographie und Gesundheit [...], Biographie und Profession [...], Biographie und Organisation [...], Biographie und lebenslanges Lernen [...].“ (2008a: 13)

Was allgemeine theoretische Erwägungen betrifft, ist die Bestandsaufnahme richtig. So äußern sich z. B. Hanses/Alheit (2004) zur Bedeutung biographischer Perspektiven für Organisationen/Institutionen. Ausgehend von der These, dass in der Spätmoderne nicht länger „Institutionen [...] als ‚Stichwortgeber‘ für Biographien [fungieren]“, sondern die Biographien als „Institutionsgeneratoren“ ernst genommen werden müssen“ (23), wird die Position vertreten, dass Einrichtungen der Sozialen Arbeit aufgrund der geringeren Formalitäts-Informalitäts-Spanne (Elias) über ein größeres Modernisierungspotenzial bei der Entwicklung personenbezogener Dienstleistungen verfügen als Einrichtungen des Gesundheitswesens. Hier wird vor dem Hintergrund einer theoretischen Konzeption, die Biographie heißt, über Institutionen reflektiert. Ähnlich verhält es sich mit *Erzie-*

hungshilfe als Biographiearbeit (Homfeld 2004) oder mit den sozialpolitischen Diskussionen von Roer/Maurer-Hein (2004), die das Konzept Neoliberalismus mit dem Konzept Biographie konfrontieren, sämtlich im von Hanses herausgegebenen Sammelband zu Biographie/Institution erschienen. Gewiss sind auch die mit Foucault ins Feld geführten Konzeptionen Responsibilisierung, Gouvernamentalität oder Neoliberalismus, mittels derer u. a. eine passförmige Wissensaneignung sowie die (Selbst-)Disziplinierung der Subjekte im Hinblick auf die Erfordernisse des Marktes kritisch diskutiert werden können, aufschlussreich – auch vor dem Hintergrund Biographie (vgl. von Felden 2006a: 63f., 2006b: 219ff.; Alheit 2009). Mit Forschung im empirischen Sinn aber hat dies wenig zu tun. Natürlich werden z. B. Gesundheit oder Bildung des Einzelnen durch gesellschaftliche Rahmungen bedingt (Gesundheitspolitik, Bildungswesen, sozialer Ein-/Ausschluss etc.). Man kann ausgehend von sozialen Erwartungen und Bedingungen nach ihrem reflexiven Niederschlag in Erzählungen Ausschau halten, kann institutionelle Barrieren diskutieren, überlegen, welche gesellschaftskritischen Implikationen die Erzählungen bergen. Anhand narrativer Interviews wird rekonstruiert, wie Menschen Krankheit darstellen, bewältigen, verarbeiten (stellvertretend vgl. Griesehop 2003; Kilb 2006; Seltrecht 2006), welche Selbst- und Weltbilder in lebens- und sozialgeschichtlicher Rahmung entstehen (etwa Bartmann 2006b), welche Differenzerfahrungen Migrantinnen machen und wie sich diese angesichts klassischer Bildungsbegriffe ausnehmen (z. B. Koller 2002). Insgesamt aber trägt eine derart gelagerte Forschung eher zur Formulierung einer Kritik an gesellschaftlichen Verhältnissen bei, regt zu Reflexionen über Gesellschaft an, setzt einzelne wissenschaftliche Konzeptionen produktiv ein, zieht sie begründet in Zweifel oder reformuliert sie.¹⁶ Keinesfalls aber operiert Biographieforschung per se oder vorzugsweise auf der Ebene Gesellschaft.

Es gibt Forscher, die sich dem Subjekt Gesellschaft verschreiben (s. o.), doch vermute ich, dass sich ein Teil der Untersuchungen der Tatsache verdankt, dass das empirische Material vorzugs- bzw. wechselweise ethno- und nicht autobiographisch gelesen wird. Die interessante Studie von Dausien (1996) illustriert, dass sich in autobiographischen Stegreiferzählungen sprachlich rekapitulierte Interaktionen finden, die von einer zunehmend geforderten, oft konfliktförmig verlaufenden partnerschaftlichen Verhandlungsbereitschaft bezüglich der Vereinbarkeit von Beruf/Familie künden, zusätzlich finden sich Hinweise, dass die soziologische Konzeption einer männlichen Normalbiographie unhaltbar ist. Allein die Titel weiterer Veröffentlichungen legen Zeugnis ab, dass im Feld autobiographisches Erzählen, Ethnomethodologie, Ethnographie gedacht wird

16 Der Rekurs auf die von Blumer ausgearbeitete Relevanz von sensitizing concepts (1954, 1939–40, 2004: 369f.; zur Bedeutung von Begriffen/theoretischen Konzepten in der rekonstruktiven Forschung vgl. Griesse 2009b) liegt nahe.

(vgl. Dausien 1999). Verabschiedet aber wird aus dieser Perspektive der Zugang zur „individuellen Erfahrungsgeschichte“ oder zu einer „inneren Wahrheit“ (Dausien/Kelle 2005: 200). Vertreterinnen der Oral History kennen ähnliche Formen des Bezuges auf Gesellschaftliches.¹⁷ So präsentierte Daniel Bertaux in seinem Vortrag *Lessons from Fieldwork* auf der Jahrestagung der Sektion Biographieforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (vgl. Griesse 2009c) seine Konzeption einer historisch-gesellschaftlich und *zugleich* ethnographisch aufgestellten Biographieforschung. Am Beispiel des französischen Bäckerberufs wurden Fragen des Feldzugangs und des sozialpolitischen Engagements geklärt sowie Vorgänge der Revision theoretischer Annahmen aufgrund von Beobachtungen im Feld dargestellt, die den Rekurs auf autobiographisches Material als *einen* empirischen Zugang kennen. Es ist bestimmt an der Zeit, das Verhältnis Biographieforschung/Ethnographie intensiver zu diskutieren (kurz vgl. Hünersdorf/Maeder/Müller 2008: 12f.) als es bisweilen geschieht (Cloos/Thole [Hg.] 2006). Gelegentlich sieht auch Schütze keine Schwierigkeiten, Ethnographie und Biographie unter dem Interaktionsgesichtspunkt zu parallelisieren (vgl. u. a. 1994: 243f.), anderenorts unterscheidet er sorgsam zwischen Beobachtungsprotokollen und Interviews (1975: 714f.; zur Uneindeutigkeit der Position Schützes vgl. auch Dausien/Kelle 2005: 191). Keineswegs überzogen scheint hingegen das Argument, dass die Verschränkungen den methodischen Zu- und Umgang mit dem Autobiographischen in Richtung Interaktionsprotokoll transformieren. Ob schließlich die dokumentarische Methode den Gegenstandsbe- reich Gesellschaft (neu) für die Biographieforschung zu erschließen vermag, bleibt abzuwarten:

„Von Bedeutung werden in Zukunft größere, (international) vergleichende Forschungsprojekte sein, die sich nicht alleine auf die (Mikro-)Ebene von Biographien beziehen, sondern anhand von Interviews auch meso- und makrosoziale Phänomene (Milieus, Organisationen, gesellschaftliche Probleme) empirisch rekonstruieren.“ (Nohl 2009: 124)

Im Rekurs auf Kaupert wäre zu konstatieren, dass die soziologische Biographieforschung erst im Bezug auf „überindividuelle[n] Größe[n]“ (2010: 163) zu sich kommt, wie es definitiv in der dokumentarischen Methode vorgesehen ist, doch birgt die Differenzierung in kommunikatives/konjunktives Wissen bzw. die methodische Umsetzung noch Schwierigkeiten (vgl. Franz/Griesse im Sammelband: Kap. 4).

17 Obwohl dies nicht für alle an Oral History Interessierten gilt, die sich der Alltags- und Mentalitätsgeschichte verschreiben, ist die Bindung an die (geschichtliche) Wahrheit oder das Individuelle nicht überall verabschiedet worden (kritisch vgl. Ludorowska 2003: 101f.).

Der *geteilte* Gegenstandsbezug in der psychologischen, sozial- oder erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung freilich lässt sich oft kaum näher bestimmen als über das Interesse an der *erzählten Szene*, die auf eine Vergangenheit verweist. Es geht um den sprachlich symbolisierten, den erinnernd rekapitulierten oder aktuell inszenierten Interakt. Er steht im Fokus der Psychoanalyse Lorenzers, wenngleich in dieser Variante des Szenischen das irritierende sprachliche Symbol als Ausdruck vergessener, weil nicht erinner- aber wiederholbarer Handlungsabläufe entziffert wird (1973); die Szene steht im Zentrum der Psychoanalyse Boothes (2004), die verbal artikulierte Handlungsabläufe auf ihren implizit enthaltenen Wunsch- und Affektcharakter, auf sexuelle Konnotationen hin befragt. In der dokumentarischen Methode markiert das Szenische den Übergang zum konjunktiven Wissen, in der Narrationsstrukturanalyse eröffnet es Zugänge zu vergangenen Erfahrungen, ermöglicht Reflexionen über Formen der gegenwärtigen biographischen Be- oder Verarbeitung. So verstanden bergen Szenen grundsätzlich die Option, dass sie tiefenpsychologisch imaginiert und interpretiert, dass sie, so sie ausbuchstabiert werden, soziologisch oder sozialpsychologisch gedeutet werden können. Eine dezidierte Erörterung der Bedeutung der erzählten Szene in der rekonstruktiven Sozialforschung steht meines Wissens aus (vermutlich aber handelt es sich hier um ein begriffliches Spiel: Wird Szene durch sprachlich rekapitulierte Handlung ersetzt, liegen Antworten vor: Reichertz [im Sammelband] problematisiert ja bereits den soziologischen Handlungsbegriff). In diesem Zusammenhang wäre zu fragen, welche Bedeutung denn der erzählten Szene im autobiographischen Stegreiferzählen zu attestieren ist. Derart formuliert rückt jedoch das meist Vergessene in den Blick, das sich in Anlehnung an Nassehi wie folgt fassen lässt:

„Auch die *Beschreibung* [das Erzählen in einer konkreten Situation, unabhängig von den Modi der Sachverhaltsdarstellung, B.G.] ist eine Praxis, in die man verstrickt ist, erfordert es, *getan* zu werden. In einer solchen Praxis werden wir erst zu denen, als die wir in solchen Praxen vorkommen. Die erzählte Selbstvergewisserung bildet also keineswegs gelebtes Leben ab, sondern bringt es praktisch hervor, *als Beschreibung* – ob es sich auch so leben lässt oder ob es auch so gelebt wird, ist hier nicht beantwortbar: Das ist eine empirische Frage. Es wäre jedoch außerordentlich, wenn die Praxis der Beschreibung die Praxis des Beschriebenen abbilden würde. Es sind dies zwei unterschiedliche Praxisformen!“ (2008: 128f., Hervorhebungen im Original)

2. Schluss

Die Unschärfen bezüglich der Gegenstandsbereiche können letztlich als Effekte einer rekonstruktiven Sozialforschung entziffert werden, die sich der Hermeneutik bedienen *muss*, da sie qua Aufstellung diesen Zu- und Umgang mit Texten kennt, da sie *verstehen* will – ein Forschungsbereich, der jedoch seine Gegenstände, seine Gegenstandsbezüge verliert, wenn er einzig auf das Verstehen setzt. Verstehen ohne Erklären ist (wissenschaftlich) ausgeschlossen (klassisch vgl. Weber 1984: 19), was letztlich einen permanenten, intendierten oder ungewollten, reflektierten oder vergessenen Diskurs zwischen normativen und empirischen Wissensbeständen organisiert. Leugnet die Biographieforschung ihren Bezug zu normativen – oder seichter formuliert: zu strukturalistischen – Perspektiven, kann sie nichts weiter sein, als eine Nacherzählung der (eigenen) Erzählung. Möglicherweise kann oder muss sie unter dem Begriff Kunst firmieren – eine Assoziation, die in der objektiven Hermeneutik (innerhalb derer, nicht zu vergessen, strukturelle Grundlagen expliziert werden, ausführlich vgl. Silkenbeumer/Wernet im Sammelband) keineswegs negativ konnotiert ist. Zwar scheint die von Kohli Ende der 1980er Jahre angesichts der Situation in der Soziologie skizzierte Opposition aufgelöst: „Die verbreitete (um nicht zu sagen methodische) Schelte auf Intentionalismus und bewußtseinstheoretische Ansätze [...] mündet oft in einen strukturalistischen Rigorismus, der keine Subjekte mehr kennt.“ (1988: 43) Die einseitige Auflösung sei das Problem, so Kohli (ebd.), dem zuzustimmen ist. Denn weder im Mentalismus, der den Übergang zum Individuellen erlaubt, noch in einer ([entwicklungs-]psychologischen, linguistischen oder soziologischen) Strukturschau allein liegen Lösungen für eine *empirische* Biographieforschung, die beide Elemente in sich trägt. Der *Zweifel* und die *Unbestimmtheit* aber liegen der Hermeneutik, derer sie sich bedient, generell zugrunde. Sie bilden das konstitutive und kreative, das zugleich kritische und kritisierbare Moment einer Forschungsrichtung.

Die in diesem Aufsatz entwickelte Position aber mag zumindest ansatzweise rechtfertigen und gegebenenfalls entschuldigen, dass weder Biographie noch Identität, noch Person, Existenz oder Gemeinschaft/Gesellschaft begrifflich fixiert worden sind. Auf das zu explizierende Zusammenspiel von theoretischen Annahmen und Hermeneutik kommt es an, da es die Art und Weise, das Wie der Lektüre begründet. Und dass es letztendlich ein Text ist, der unseren Forschungen und Überlegungen zugrunde liegt, ist vor dem Hintergrund des *ricœur*schen Entwurfs einer Hermeneutik nicht banal, fordert er doch auf, sich zu verständigen, womit wir es im Fall autobiographischer Stegreiferzählungen tun haben: Mit einem Text, der nach Standort des Lesers bzw. der Wissenschaftlerin auf eine unterschiedlich definierte Ebene der Existenz verweist, mit einem Text,

dessen alltagspraktische Dimensionen u. a. den Bezug zur Beichte, zur Therapie, zum Bekenntnis oder Geständnis kennen (zu Formen/Anlässen biographischer Kommunikation vgl. Fuchs-Heinritz 2005: 13ff.). Ist Ersteres für die rekonstruktive Forschung nicht weiter ungewöhnlich, im Forschungsprozess jedoch absolut reflexionsbedürftig, schließt die zweite Bestimmung Fragen ein: Wozu erheben und analysieren wir biographisch-narrative Interviews? Welchen meist unausgesprochenen „Pakt“ schließen Erzähler und Interviewerin (zu möglichen Motiven der Interviewteilnahme vgl. ebd.: 253ff.) miteinander? Welchen sozialen und situativen Produktionsbedingungen unterliegt der Text? Und nicht zuletzt: Lassen sich die reflexiven Kommunikationsprozesse im narrativen Interview auf den Alltag beziehen, auf vorgängige Handlungspraxen, die sich doch durch ihren vorwiegend recht „reflexionsfreien“ Charakter (vgl. Nassehi 2008: 33) auszeichnen?

Literatur

- Abel, Günter: Was ist und was kann Philosophie? in: Sandkühler, Hans (Hg.): Philosophie, wozu? Frankfurt am Main 2008, S. 15–39
- Abels, Heinz: Einführung in die Soziologie. Band 1: Der Blick auf die Gesellschaft, Wiesbaden 2007
- Alheit, Peter: „Diskurspolitik“. Lebenslanges Lernen als postmodernes Machtspiel? in: Alheit, Peter/von Felden, Heide (Hg.): Lebenslanges Lernen und erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Konzepte und Forschung im europäischen Diskurs, Wiesbaden 2009, S. 77–88
- Alheit, Peter/Bast-Haider, Kerstin/Drauschke, Petra: Die zögernde Ankunft im Westen. Biographien und Mentalitäten in Ostdeutschland, Frankfurt am Main/New York 2004
- Alheit, Peter/Haack, Hanna/Hofschien, Heinz-Gerd/Meyer-Braun, Renate: Gebrochene Modernisierung – der langsame Wandel proletarischer Milieus. Eine empirische Vergleichsstudie ost- und westdeutscher Arbeitermilieus in den 1950er Jahren. 2 Bände, Bremen 1999
- Alheit, Peter/Hanses, Andreas: Institution und Biographie. Zur Selbstreflexivität personenbezogener Dienstleistungen, in: Hanses, Andreas (Hg.): Biographie und Soziale Arbeit. Institutionelle und biographische Konstruktionen von Wirklichkeit, Baltmannsweiler 2004, S. 8–28
- Anz, Thomas: Autobiographik und Psychoanalyse, in: Misch, Manfred (Hg.): Autobiographien als Zeitzeugen, Tübingen 2001, S. 9–22
- Apitzsch, Ursula: Kultur und Ethnizität – Neue Diskussionen um Gruppenrechte, in: Bukow, Wolf-Dietrich/Ottersbach, Marcus (Hg.): Die Zivilgesellschaft in der Zerreißprobe. Wie reagieren Gesellschaft und Wissenschaft auf die postmoderne Herausforderung? Opladen 1999, S. 129–141

- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Band I: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie, Reinbek bei Hamburg 1973
- Bartmann, Sylke: Biographische Ressourcen – ein heuristisches Modell für die erziehungswissenschaftliche Biographieforschung, in: von Felden, Heide (Hg.): Methodendiskussion in der Biographieforschung. Klassische und innovative Perspektiven rekonstruktiver Forschung, Mainz 2007, S. 81–102
- Bartmann, Sylke: Zur Bildung von Selbst- und Weltverständnissen, in: Griesse, Birgit (Hg.): Theoretische und empirische Perspektiven auf Lern- und Bildungsprozesse, Mainz 2006a, S. 27–52
- Bartmann, Sylke: Flüchten oder Bleiben? Rekonstruktion biographischer Verläufe und Ressourcen von Emigranten im Nationalsozialismus, Wiesbaden 2006b
- Bartmann, Sylke/Kunze, Katharina: Biographisierungsleistungen in Form von Argumentationen als Zugang zur (Re-)Konstruktion von Erfahrung, in: von Felden, Heide (Hg.): Traditionslinien, Konzepte und Stand der theoretischen und methodischen Diskussion in der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung, Wiesbaden 2008, S. 177–192
- BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 2/2002
- Blumer, Herbert: Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus, in: Strübing, Jörg/Schnettler, Bernt (Hg.): Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte, Konstanz 2004, S. 321–385
- Blumer, Herbert: The Problem of the Concept in Social Psychology, in: The American Journal of Sociology, XLV/1939–40, pp. 707–719
- Blumer, Herbert: What is Wrong with Social Theory? in: American Sociological Review, 1/1954, pp. 3–10
- Böhme, Gernot: Selbstsein und derselbe sein. Über ethische und sozialtheoretische Voraussetzungen von Identität, in: Barkhaus, Annette/Mayer, Matthias/Roughley, Neil/Thürnaus, Donatus (Hg.): Identität, Leiblichkeit, Normativität. Neue Horizonte anthropologischen Denkens, Frankfurt am Main 1996, S. 322–340
- Bohn, Cornelia/Willems, Herbert: Sinngeneratoren, in: Bohn, Cornelia/Willems, Herbert (Hg.): Sinngeneratoren. Fremd- und Selbstthematisierungen in soziologisch-historischer Perspektive, Konstanz 2001, S. 9–14
- Bohnsack, Ralf: Dokumentarische Methode, in: Miethe, Ingrid/Bock, Karin (Hg.): Handbuch qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit, Opladen/Farmington Hills 2010, S. 247–258
- Bohnsack, Ralf: Dokumentarische Interpretation von Orientierungsmustern. Verstehen – Interpretieren – Typenbildung in wissenssoziologischer Analyse, in: Meuser, Michael/Sackmann, Reinhold (Hg.): Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie, Pfaffenweiler 1992, S. 139–160
- Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael: Einleitung, in: Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Wiesbaden 2007, S. 9–27
- Boothe, Brigitte: Der Patient als Erzähler in der Psychotherapie, Göttingen 2004

- Boothe, Brigitte: Analyse sprachlicher Inszenierungen. Ein Problem der Psychotherapieprozessforschung, in: Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie, 1/1991, S. 22–30
- Boothe, Brigitte/von Wyl, Agnes/Wepfer, Res: Erzähldynamik und Psychodynamik, in: Neumann, Michael (Hg.): Erzählte Identitäten. Ein interdisziplinäres Symposium, München 2000, S. 59–76
- Bourdieu, Pierre: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, Frankfurt am Main 1998
- Brockmeier, Jens: Erinnerung, Identität und autobiographischer Prozeß, in: Journal für Psychologie, 1/1999, S. 22–42
- Bruder, Klaus-Jürgen (Hg.): „Die biographische Wahrheit ist nicht zu haben.“ Psychoanalyse und Biographieforschung, Gießen 2003
- Bruner, Jerome: Self-Making and World-Making. Wie das Selbst und seine Welt autobiographisch hergestellt wird, in: Journal für Psychologie, 1/1999, S. 11–21
- Bude, Heinz: Was sagt der Anfang eines offenen Interviews über die Lebenskonstruktion einer Rheumakranken? in: Jüttemann, Gerd (Hg.): Komparative Kasuistik, Heidelberg 1990, S. 218–226
- Cloos, Peter/Thole, Werner (Hg.): Ethnografische Zugänge. Professions- und adressatInnenbezogene Forschung im Kontext von Pädagogik, Wiesbaden 2006
- Dattler, Margit/Dattler, Wilfried: Hat sich die Psychoanalyse von der „Erinnerungsarbeit“ verabschiedet? Akzentverschiebungen in der psychoanalytischen Theoriebildung, Technik und Forschungspraxis und deren Relevanz für Biographieforschung, in: Dörr, Margret/von Felden, Heide/Klein, Regina/Macha, Hildegard/Marotzki, Winfried (Hg.): Erinnerung – Reflexion – Geschichte. Erinnerung aus psychoanalytischer und biographietheoretischer Perspektive, Wiesbaden 2008, S. 73–89
- Dausien, Bettina: Geschlechterkonstruktion und Körpergeschichten. Überlegungen zur Rekonstruktion leiblicher Aspekte des „doing-gender“ in biographischen Erzählungen, in: Alheit, Peter/Dausien, Bettina/Fischer-Rosenthal, Wolfram/Hanses, Andreas/Keil, Annelie (Hg.): Biographie und Leib, Gießen 1999, S. 177–200
- Dausien, Bettina: Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten, Bremen 1996
- Dausien, Bettina/Kelle, Helga: Biographie und kulturelle Praxis. Methodologische Überlegungen zur Verknüpfung von Ethnographie und Biographieforschung, in: Völter, Bettina/Dausien, Bettina/Lutz, Helma/Rosenthal, Gabriele (Hg.): Biographieforschung im Diskurs, Wiesbaden 2005, S. 189–212
- Denzin, Norman: Symbolischer Interaktionismus, in: Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek 2007, S. 136–150
- Depkat, Volker: Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit, in: Geschichte und Gesellschaft, 29/2003, S. 441–476
- Deppermann, Arnulf/Lucius-Hoene, Gabriele: Argumentatives Erzählen, in: Deppermann, Arnulf/Hartung, Martin (Hg.): Argumentieren in Gesprächen. Gesprächsanalytische Studien, Tübingen 2006, S. 130–144

- Deppermann, Arnulf/Lucius-Hoene, Gabriele: Trauma erzählen – kommunikative, sprachliche und stimmliche Verfahren der Darstellung traumatischer Erlebnisse, in: Psychotherapie und Sozialwissenschaften, 1/2005, S. 35–74
- Detka, Carsten: Zu den Arbeitsschritten der Segmentierung und der Strukturellen Beschreibung in der Analyse autobiographisch-narrativer Interviews, in: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung, 2/2005, S. 351–364
- Dörr, Margret/von Felden, Heide/Klein, Regina/Macha, Hildegard/Marotzki, Winfried (Hg.): Erinnerung – Reflexion – Geschichte. Erinnerung aus psychoanalytischer und biographietheoretischer Perspektive, Wiesbaden 2008
- Fehlhaber, Axel: Die Entschlüsselung literarischer Gestaltungen in autobiographischen Texten mithilfe der Analyse und Interpretation objektiver Daten, in: von Felden, Heide (Hg.): Methodendiskussion in der Biographieforschung, Mainz 2007, S. 45–66
- von Felden, Heide: Einleitung, in: von Felden, Heide (Hg.): Traditionslinien, Konzepte und Stand der theoretischen und methodischen Diskussion in der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung, Wiesbaden 2008a, S. 7–28
- von Felden, Heide: Lerntheorie und Biographieforschung. Zur Verbindung von theoretischen Ansätzen des Lernens und Methoden empirischer Rekonstruktion von Lernprozessen über die Lebenszeit, in: von Felden, Heide (Hg.): Traditionslinien, Konzepte und Stand der theoretischen und methodischen Diskussion in der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung, Wiesbaden 2008b, S. 109–126
- von Felden, Heide: Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung als Bildungsforschung und Untersuchungsansätze zum Lebenslangen Lernen, in: Griesse, Birgit (Hg.): Theoretische und empirische Perspektiven auf Lern- und Bildungsprozesse, Mainz 2006a, S. 53–76
- von Felden, Heide: Lernprozesse über die Lebenszeit. Zur Untersuchung von Lebenslangem Lernen mit Mitteln der Biographieforschung, in: Wiesner, Gisela/Zeuner, Christine/Forneck, Hermann (Hg.): Teilhabe an der Erwachsenenbildung und gesellschaftliche Modernisierung, Baltmannsweiler 2006b, S. 217–233
- Fischer-Rosenthal, Wolfram/Kohli, Martin: Biographieforschung, in: Voges, Wolfgang (Hg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung, Opladen 1987, S. 25–49
- Fischer-Rosenthal, Wolfram/Rosenthal, Gabriele: Warum Biographieforschung und wie man sie macht, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 4/1997, S. 405–427
- Frank, Michael/Rippl, Gabriele: Arbeit am Gedächtnis, in: Frank, Michael/Rippl, Gabriele (Hg.): Arbeit am Gedächtnis, München 2007, S. 9–30
- Frank, Michael/Rippl, Gabriele (Hg.): Arbeit am Gedächtnis, München 2007
- Friedrich, Hans-Edwin: Deformierte Selbstbilder. Erzählmodelle der Nachkriegsautobiographie (1945–1960), Tübingen 2000
- Frommer, Jörg: Psychoanalyse und qualitative Sozialforschung, in: Dörr, Margret/von Felden, Heide/Klein, Regina/Macha, Hildegard/Marotzki, Winfried (Hg.): Erinnerung – Reflexion – Geschichte, Wiesbaden 2008, S. 21–34
- Fuchs-Heinritz, Werner: Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden, Opladen 2005
- Gadamer, Hans-Georg: Gesammelte Werke 1. Hermeneutik 1, Tübingen 1990

- von Glaserfeld, Ernst: Radikaler Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme, Frankfurt am Main 1996
- Greve, Werner (Hg.): Psychologie des Selbst, Weinheim 2000
- Griese, Birgit: Von „A“ wie Ankündigung über „T“ wie Trauma bis „Z“ wie Zugzwänge. Biografieforschung zwischen erzähltheoretischen und (sozial)psychologischen Analysen – eine Hinführung, in: ZQF. Zeitschrift für qualitative Forschung, 2/2009a (im Erscheinen)
- Griese, Birgit: Wozu Philosophieren, wozu Theorie? Kommentare zur Bedeutung von Sozialtheorien für die Forschung und berufliche Praxis in der Sozialen Arbeit, in: neue praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik, 5/2009b, S. 531–546
- Griese, Birgit: Ein Blick auf die Jahrestagung der Sektion Biographieforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, in: Rundbrief Biografieforschung. Sektion der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, 57/2009c, S. 30–31
- Griese, Birgit: Zwei Generationen erzählen. Narrative Identität in autobiographischen Erzählungen Russlanddeutscher, Frankfurt am Main/New York 2006
- Griesehop, Hedwig: Leben mit Multipler Sklerose. Lebensgestaltung aus biographischer Sicht, Stuttgart 2003
- Habermas, Jürgen: Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze, Frankfurt am Main 1992
- Hahn, Alois: Konstruktion des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kultursoziologie, Frankfurt am Main 2000
- Hahn, Alois: Biographie und Religion, in: Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Kultur und Alltag, Göttingen 1988, S. 49–60
- Hall, Stuart: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften, Hamburg 1994
- Hanses, Andreas (Hg.): Biographie und Soziale Arbeit. Institutionelle und biographische Konstruktionen von Wirklichkeit, Baltmannsweiler 2004
- Hartmann, Dirk/Janich, Peter (Hg.): Die kulturalistische Wende. Zur Orientierung des philosophischen Selbstverständnisses, Frankfurt am Main 1998
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne: Qualitative Verfahren zur Lebensweltanalyse, in: Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/Keupp, Heiner/von Rosenstil, Lutz/Wolff, Stephan (Hg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden, Anwendungen, Weinheim 1995, S. 382–385
- Homfeld, Hans Günther: Erziehungshilfe als Biographiearbeit, in: Hanses, Andreas (Hg.): Biographie und Soziale Arbeit. Institutionelle und biographische Konstruktionen von Wirklichkeit, Baltmannsweiler 2004, S. 29–46
- Hufnagel, Erwin: Einführung in die Hermeneutik, St. Augustin 2000
- Hünersdorf, Bettina/Meader, Christoph/Müller, Burkhard: Ethnographie der Pädagogik. Eine Einführung, in: Hünersdorf, Bettina/Meader, Christoph/Müller, Burkhard (Hg.): Ethnographie und Erziehungswissenschaft. Methodologische Reflexionen und empirische Annäherungen, Weinheim/München 2008, S. 11–28
- Janich, Peter: Konstruktivismus und Naturerkenntnis. Auf dem Weg zum Kulturalismus, Frankfurt am Main 1996
- Jureit, Ulrike: Erinnerungsmuster. Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager, Hamburg 1999

- Jureit, Ulrike: Authentische und konstruierte Erinnerung – Methodische Überlegungen zur biographischen Sinnkonstruktion, in: WerkstattGeschichte, 2/1997, S. 91–101
- Kałużny, Jerzy: Die autobiographische Erfahrung der Heimatlosigkeit bei Theodor Lessing, in: Sellmer, Izabela (Hg.): Die biographische Illusion im 20. Jahrhundert. (Auto-)Biographien unter Legitimierungszwang, Frankfurt am Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford/ Wien 2003, S. 59–72
- Kallmeyer, Werner/Schütze, Fritz: Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung, in: Wegner, Dirk (Hg.): Gesprächsanalysen, Hamburg 1977, S. 159–274
- Kaupert, Michael: Erfahrung und Erzählung. Zur Topologie des Wissens, Wiesbaden 2010
- Kilb, Barbara: Bildungsprozesse durch kritische Lebensereignisse und Krankheitserfahrungen, Mainz 2006
- Kohli, Martin: Normalbiographie und Individualität. Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes, in: Brose, Hans-Georg/Hildenbrand, Bruno (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende, Opladen 1988, S. 33–54
- Koller, Hans-Christoph: Bildung und kulturelle Differenz. Zur Erforschung biographischer Bildungsprozesse von MigrantInnen, in: Kraul, Margret/Marotzki, Winfried (Hg.): Biographische Arbeit. Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung, Opladen 2002, S. 92–116
- Krüger, Heinz-Hermann/Marotzki, Wilfried (Hg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung, Opladen 1999
- Legewie, Heiner: Diskursanalyse als Forschungs- und Planungsinstrument, in: Boehm, Andreas/Mengel, Andreas/Muhr, Thomas (Hg.): Texte verstehen. Konzepte, Methoden, Werkzeuge, Konstanz 1994, S. 81–96
- Lejeune, Philippe: Der autobiographische Pakt, Frankfurt am Main 1994
- Lenzen, Dieter: Erziehungswissenschaft – Pädagogik, in: Lenzen, Dieter (Hg.): Erziehungswissenschaft. Ein Grundkurs, Reinbek bei Hamburg 2002, S. 11–41
- Link, Jürgen: Wie kommen „Normalitäten“ zustande? Zwischenbilanz der Dortmunder DFG-Forschungsgruppe „Leben in Kurvenlandschaften – Flexibler Normalismus“, in: UniReport. Forschungsberichte aus der Universität Dortmund, 29/1999, S. 46–48
- Link-Heer, Ursula: „Multiple Persönlichkeit“ als psychotherapeutischer Biographiegenerator, in: Willems, Herbert/Hahn, Alois (Hg.): Identität und Moderne, Frankfurt am Main 1999, S. 180–210
- Lang, Hermann: Sprache – das Medium psychoanalytischer Therapie, in: Gadamer, Hans-Georg/Boehm, Gottfried (Hg.): Seminar: Die Hermeneutik und die Wissenschaft, Frankfurt am Main 1978, S. 252–271
- Lorenzer, Alfred: Über den Gegenstand der Psychoanalyse oder: Sprache und Interaktion, Frankfurt am Main 1973
- Lorenzer, Alfred: Symbol, Interaktionismus und Praxis, in: Psychoanalyse als Sozialwissenschaft, Frankfurt am Main 1971, S. 9–59
- Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf: Rekonstruktion narrativer Identität, Opladen 2004

- Luckmann, Thomas: Die kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit, in: Tänzler, Dirk/Knoblach, Hubert/Soeffner, Hans-Georg (Hg.): *Neue Perspektiven der Wissenssoziologie*, Konstanz 2006, S. 15–26
- Ludorowska, Halina: Die Schriftstellerautobiographie – Spielart DDR, in: Sellmer, Izabela (Hg.): *Die biographische Illusion im 20. Jahrhundert. (Auto-)Biographien unter Legitimierungszwang*, Frankfurt am Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford/Wien 2003, S. 99–112
- Mead, George Herbert: *Geist, Identität und Gesellschaft aus Sicht des Sozialbehaviorismus*, Frankfurt am Main 1988
- Miethe, Ingrid/Schiebel, Martina: *Biografie, Bildung und Institution. Die Arbeiter- und Bauernfakultäten in der DDR*, Frankfurt am Main/New York 2008
- Nassehi, Armin: *Soziologie. Zehn einführende Vorlesungen*, Wiesbaden 2008
- Nassehi, Armin: Die Beobachtung biographischer Kommunikation und ihrer doppelten Kontingenzbewältigung. Vortrag vor der Sektion Biographieforschung auf dem DGS-Kongress, Leipzig 2002a, S. 1–10, verfügbar unter: http://www.lrz-muenchen.de/%7Els_nassehi/bio.pfd (28.4.2010)
- Nassehi, Armin: Überraschte Identitäten. Über die kommunikative Formierung von Identitäten und Differenzen nebst einigen Bemerkungen zu theoretischen Kontexturen, in: Straub, Jürgen/Renn, Joachim (Hg.): *Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst*, Frankfurt am Main/New York 2002b, S. 211–237
- Nassehi, Armin: Die Form der Biographie. Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 1/1994, S. 46–63
- Nassehi, Armin: *Die Zeit der Gesellschaft. Auf dem Weg zu einer soziologischen Theorie der Zeit*, Opladen 1993
- Nohl, Arnd-Michael: *Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis*, Wiesbaden 2009
- Oevermann, Ulrich: Kontroversen über sinnverstehende Soziologie. Einige wiederkehrende Probleme und Mißverständnisse in der Rezeption der „objektiven Hermeneutik“, in: Aufenanger, Stefan/Lenssen, Margit (Hg.): *Handlung und Sinnstruktur*, München 1986, S. 19–83
- Oevermann, Ulrich: Fallrekonstruktionen und Strukturgeneralisierung als Beitrag der objektiven Hermeneutik zur soziologisch-strukturtheoretischen Analyse, Frankfurt am Main 1981, verfügbar unter: <http://publikationen.ub.uni-frankfurt.de/volltexte/2005/537/pdf/Fallrekonstruktion-1981.pdf> (19.6.2008)
- Oevermann, Ulrich/Allert, Tilman/Konau, Elisabeth/Krambeck, Jürgen: Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften, in: Soeffner, Hans-Georg (Hg.): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, Stuttgart 1979, S. 352–434
- Oldemeyer, Ernst: Entwurf einer Typologie des menschlichen Verhältnisses zur Natur, in: Großklaus, Götz/Oldemeyer, Ernst (Hg.): *Natur als Gegenwelt. Beiträge zur Kulturgeschichte der Natur*, Karlsruhe 1983, S. 15–42
- Patzel-Mattern, Katja: Jenseits des Wissens – Geschichtswissenschaft zwischen Erinnerung und Erleben, in: Wischermann, Clemens (Hg.): *Vom kollektiven Gedächtnis zur Individualisierung der Erinnerung*, Stuttgart 2002, S. 119–158

- Polkinghorne, Donald: Narrative Psychologie und Geschichtsbewußtsein, in: Straub, Jürgen (Hg.): Erzählung, Identität und Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte, Frankfurt am Main 1998, S. 12–45
- Polti, Adolf: Eine Philosophie der Narrativität. Zur Funktion der „Synthesis des Heterogenen“ bei Paul Ricœur, Bochum 1997, verfügbar unter: www.-brs.ub.ruhr-uni-bochum.de/metahtml/H'SS/Diss/PoltiAdolf/diss.pdf (27.8.2004)
- Reckwitz, Andreas: Die Entwicklung des Vokabulars der Handlungstheorien. Von den zweck- und normorientierten Modellen zu den Kultur- und Praxistheorien, in: Gabriel, Manfred (Hg.). Paradigmen der akteurszentrierten Soziologie, Wiesbaden 2004, S. 303–328
- Reckwitz, Andreas: Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive, in: Zeitschrift für Soziologie, 4/2003, S. 282–301
- Rheinheimer, Martin: Lebenslauf, Generation und Identität als Herausforderung der Geschichte, in: Rheinheimer, Martin (Hg.): Der Durchgang durch die Welt. Lebenslauf, Generation und Identität in der Neuzeit, Neumünster 2001, S. 7–20
- Ricker, Kirsten: Migration, Sprache und Identität. Eine biographieanalytische Studie zu Migrationsprozessen von Französisinnen in Deutschland, Bremen 2000
- Ricœur, Paul: Narrative Identität, in: Ricœur, Paul: Vom Text zur Person. Hermeneutische Aufsätze (1970–1999), Hamburg 2005, S. 209–226
- Ricœur, Paul: Zeit und Erzählung. Band I: Zeit und historische Erzählung, München 1988
- Ricœur, Paul: Das Selbst als ein Anderer, München 1996
- Ricœur, Paul: Hermeneutik und Strukturalismus. Der Konflikt der Interpretation I, München 1973
- Riemann, Gerhard: Das Fremdwerden der eigenen Biographie. Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten, München 1987, verfügbar unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-10330> (1.3.2010)
- Riemann, Gerhard: Einige Anmerkungen dazu, wie und unter welchen Bedingungen das Argumentationsschema in biographisch-narrativen Interviews dominant werden kann, in: Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Sozialstruktur und soziale Typik, Frankfurt am Main/New York 1986, S. 112–157
- Riemann, Gerhard: „Na wenigstens bereitete sich da wieder was in meiner Krankheit vor“. Zum Umgang psychiatrischer Patienten mit übermächtigen Theorien, die ihr eigenes Selbst betreffen, in: Kohli, Martin/Günther, Robert (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit, Stuttgart 1984, S. 118–141
- Riemann, Gerhard: Die Arbeit mit einem Berufsumschüler, o.O. o.J., verfügbar unter: http://www.biographicalcounselling.com/download/B4_ger.pdf (20.12.2009)
- Roer, Dorothea/Maurer-Hein, Renate: Biographie-Arbeit, in: Hanses, Andreas (Hg.): Biographie und Soziale Arbeit. Institutionelle und biographische Konstruktionen von Wirklichkeit, Baltmannsweiler 2004, S. 47–61
- Rosenthal, Gabriele/Fischer-Rosenthal, Wolfram: Analyse biographisch-narrativer Interviews, in: Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek bei Hamburg 2000, S. 456–468
- Schiebel, Martina: Wechselseitigkeiten. Lebensgeschichtliche Institutionalisierungen ostdeutscher Frauen in Führungspositionen der Wohlfahrtspflege, Bremen 2003

- Schlehe, Judith: Formen qualitativer ethnografischer Interviews, in: Beer, Bettina (Hg.): Methoden ethnologischer Feldforschung, Berlin 2008, S. 119–142
- Schmidt, Siegfried: Über die Fabrikation von Identität, in: Kimminich, Eva (Hg.): Kulturelle Identität. Konstruktionen und Krisen, Frankfurt am Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford/Wien 2003, S. 1–19
- Schreiber, Birgit: Verfehlte und mögliche Begegnungen mit Harry Young – zwei Interpretationen einer Lebensgeschichte, in: Dörr, Margret/von Felden, Heide/Klein, Regina/Macha, Hildegard/Marotzki, Winfried (Hg.): Erinnerung – Reflexion – Geschichte. Erinnerung aus psychoanalytischer und biographietheoretischer Perspektive, Wiesbaden 2008, S. 107–122
- Schreiber, Birgit: Versteckt. Jüdische Kinder im nationalsozialistischen Deutschland und ihr Leben danach, Frankfurt am Main/New York 2006
- Schulte-Holtey, Ernst: Kurven-Intensitäten: Zur „Erfahrbarkeit“ statistischer Daten in den Massenmedien, in: Grewenig, Adi/Jäger, Margret (Hg.): Medien in Konflikten. Holocaust – Krieg – Ausgrenzung, Duisburg 2000, S. 133–148
- Schulze, Heidrun: Lebensgeschichtliches Erzählen im Kontext von Beratung und Therapie, in: Forum Qualitative Sozialforschung, 1/2008, 32 Absätze, verfügbar unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs080117> (3.1.2010)
- Schütze, Fritz: Ein biographieanalytischer Beitrag zum Verständnis von kreativen Veränderungsprozessen, in: Burkholz, Roland/Gärtner, Christel/Zehenfreiter, Ferdinand (Hg.): Materialität des Geistes, Weilerswist 2001, S. 137–162
- Schütze, Fritz: Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie, in: Krüger, Helga/Marotzki, Winfried (Hg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung, Opladen 1999, S. 191–224
- Schütze, Fritz: Ethnographie und sozialwissenschaftliche Methoden der Feldforschung. Eine mögliche methodische Orientierung in der Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit? in: Groddeck, Norbert/Schumann, Michael (Hg.): Modernisierung sozialer Arbeit durch Methodenentwicklung und -reflexion, Freiburg im Breisgau 1994, S. 189–297
- Schütze, Fritz: Kollektive Verlaufskurve oder kollektiver Wandlungsprozeß, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 1/1989, S. 31–109
- Schütze, Fritz: Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien, Hagen 1987 (Studienbrief)
- Schütze, Fritz: Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens, in: Kohli, Martin/Günther, Robert (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit, Stuttgart 1984, S. 78–117
- Schütze, Fritz: Biographieforschung und narratives Interview, in: neue praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik, 3/1983, S. 283–293
- Schütze, Fritz: Prozeßstrukturen des Lebensablaufs, in: Matthes, Joachim /Pfeifenberger, Arno/Stosberg, Manfred (Hg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive, Nürnberg 1981, S. 67–156
- Schütze, Fritz: Sprache soziologisch gesehen. Band 2: Sprache als Indikator für egalitäre und nicht-egalitäre Sozialbeziehungen, München 1975, verfügbar unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-56233> (3.3.2010)

- Schütze, Fritz: Symbolischer Interaktionismus, in: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus (Hg.): Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft, Berlin/New York 1987, S. 520–553
- Schütze, Fritz: Zur soziologischen und linguistischen Analyse von Erzählungen, in: Dux, Günter/Luckmann, Thomas (Hg.): Beiträge zur Wissenssoziologie – Beiträge zur Religionssoziologie, Opladen 1976a, S. 7–41
- Schütze, Fritz: Theoretische und methodische Grundzüge kommunikativer Sozialforschung, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Kommunikative Sozialforschung. Alltagswissen und Alltagshandeln, Gemeindemachtforschung, Polizei, politische Erwachsenenbildung, München 1976b, S. 10–87
- Schütze, Fritz: Biography Analysis on the Empirical Base of Autobiographical Narratives. Part II, o.O. o.J.a., verfügbar unter: <http://www.biographicalcounselling.com/download/B2.2.pdf> (20.12.2009)
- Schütze, Fritz: Biography Analysis on the Empirical Base of Autobiographical Narratives. Part I, o.O. o.J.b., verfügbar unter: <http://www.biographicalcounselling.com/download/B2.1.pdf> (20.12.2009)
- Sellmer, Izabela: Nachdem der Dornbusch verbrannt ist. Manès Sperber erzählt von seinem Bruch mit dem Kommunismus, in: Sellmer, Izabela (Hg.): Die biographische Illusion im 20. Jahrhundert. (Auto-)Biographien unter Legitimierungszwang, Frankfurt am Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford/Wien 2003, S. 199–210
- Seltrecht, Astrid: Nichtlernen im biographischen Kontext. Eine bislang verkannte erziehungswissenschaftliche Kategorie, in: von Felden, Heide (Hg.): Traditionslinien, Konzepte und Stand der theoretischen und methodischen Diskussion in der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung, Wiesbaden 2008, S. 193–210
- Seltrecht, Astrid: Lehrmeister Krankheit? Eine biographieanalytische Studie über Lernprozesse von Frauen mit Brustkrebs, Opladen/Farmington Hills 2006
- Soeffner, Hans-Georg: Kulturmythos und kulturelle Realität(en), in: Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Kultur und Alltag, Göttingen 1988, S. 3–10
- Straub, Jürgen: Personale Identität, in: Straub, Jürgen/Renn, Joachim (Hg.): Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst, Frankfurt am Main/New York 2002, S. 85–113
- Straub, Jürgen: Identität als psychologisches Deutungskonzept, in: Greve, Werner (Hg.): Psychologie des Selbst, Weinheim 2000, S. 279–301
- Straub, Jürgen (Hg.): Erzählung, Identität und Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte, Frankfurt am Main 1998a
- Straub, Jürgen: Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs, in: Assmann, Alida/Friese, Heidrun (Hg.): Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität, Frankfurt am Main 1998b, S. 73–104
- Straub, Jürgen: Identität und Sinnbildung, in: ZiF Jahresbericht 1994/95, S. 1–31, verfügbar unter: www.uni-bielefeld.de/ZiF/Publikationen/94-95-Straub-Aufsatz.pdf (19.11.2008)
- Thoma, Gisela: Die Gestaltung traumatischer Erfahrungen im narrativen Prozess, in: Psychotherapie & Sozialwissenschaft, 1/2005, S. 7–34

- Wagner, Karl: Die Erfindung der biographischen Wahrheit: Freud/Zweig/Dostojewski, in: Sellmer, Izabela (Hg.): Die biographische Illusion im 20. Jahrhundert. (Auto-)Biographien unter Legitimierungszwang, Frankfurt am Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford/Wien 2003, S. 211–224
- Weber, Max: Soziologische Grundbegriffe, Tübingen 1984
- Welter, Nicole: „I was victorious“. Eine Biographie im Kampf gegen die Ungleichheit, in: von Felden, Heide (Hg.): Methodendiskussion in der Biographieforschung. Klassische und innovative Perspektiven rekonstruktiver Forschung, Mainz 2007, S. 66–80
- Welzer, Harold: Das kommunikative Gedächtnis und woraus es besteht, in: Frank, Michael/Rippl, Gabriele (Hg.): Arbeit am Gedächtnis, München 2007, S. 47–62

II. Methodologische und methodische Reflexionen

Narrative Identitätsarbeit im Interview

Gabriele Lucius-Hoene

Der Titel dieses Aufsatzes führt die wichtigsten Bestimmungsstücke vor, die den Ansatz der Rekonstruktion narrativer Identität kennzeichnen. Er beschreibt einen Umschlagpunkt – einen von vielen möglichen –, an dem Konzepte der Sinnstiftung wie Identität und Biographie sich als Gegenstand einer Forschungsperspektive konkretisieren lassen und an konkretem empirischen Material greifbar gemacht werden können. Die Fragestellungen und seine akademische Verortung sucht und findet dieser Ansatz in einer kulturwissenschaftlich orientierten Psychologie (stellvertretend vgl. Bruner 1990; Polkinghorne 1988; Straub 2001, 2010), und er soll sich auch in ihren Anwendungsfeldern bewähren.

Im Hinblick auf den Titel des Sammelbandes ordnen sich die hier vorgestellten Überlegungen dem Begriff der *Identität* zu. Dieser wird enger geführt: zunächst als „*narrative Identität*“, womit er sich bereits von manchen sozial- oder persönlichkeitspsychologischen und philosophischen Identitätskonzeptionen verabschiedet. Identität wird gekoppelt an das Narrative, zielt auf die Identität ab, die sich im Medium des Erzählens herstellt. Der Ansatz will also begründen, in welcher Weise Identität in das Erzählen eingebunden ist und warum Identität gerade auf diese Weise konzipierbar ist. Die nächste Engführung entsteht mit der Hinzufügung des Begriffs der Arbeit zur narrativen *Identitätsarbeit*. Arbeit bringt eine weitere Dimension in das semantische Feld: Sie vermittelt, dass es sich um einen laufenden Prozess handelt, ein Geschehen in der Zeit mit dem Geschmack der Alltäglichkeit, assoziiert mit Anstrengung und Gestaltung, Mühe und Leistung sowie mit den Möglichkeiten des Erfolgs und des Scheiterns. Nicht zuletzt präzisiert die Lokalisierung dieser narrativen Identitätsarbeit im *Interview* ein wesentliches Bestimmungsstück. „Interview“ beschreibt die genaueren Umstände, die Situation und den Kontext, innerhalb derer die hier zum Gegenstand gemachte Identitätsarbeit stattfindet. Das schlägt die Brücke zur forschungspraktischen Umsetzung und zur methodischen Verankerung. Gleichzeitig wird deutlich, dass dieser Entstehungsort kein beliebiger ist. Er ist zwar einerseits in viele andere Entstehungsorte von Identität eingebettet, hat fließende Übergänge und teilt mit ihnen wesentliche Gemeinsamkeiten, trägt aber andererseits durch seine spezifische situative Organisation und die damit verbundenen

interaktionellen Möglichkeiten und Restriktionen einen ganz spezifischen Anteil an der Gegenstandsbestimmung mit. Kurz und in Form der Frage ließen sich der Ansatz und seine Aufmerksamkeitsrichtungen folgendermaßen zusammenfassen: Wie, auf welche Art und Weise, leisten Menschen (in qualitativen Interviews) im Prozess des Erzählens Identitätsarbeit? Damit soll allerdings keinesfalls impliziert werden, dass die narrative Identitätsarbeit die einzige, die vorherrschende oder auch nur die wichtigste Form der Identitätsarbeit sei (ausführlich vgl. Atkinson/Delamont 2006). Aus wissenschaftlicher Perspektive ist sie unter anderem deswegen so bedeutsam, weil sie die Möglichkeit bietet, relativ leicht zugänglich und als Datenmaterial herstellbar zu sein.

Alle drei Bestimmungsstücke, die im Folgenden nun fundiert werden sollen, verweisen aufeinander. Im 1. Kapitel wird der Gegenstandsbezug näher erläutert. Kapitel 2 spricht die disziplinären und erkenntnistheoretischen Grundlagen des Ansatzes an. Schließlich werden die Aspekte der Interaktivität und Situativität oder Kontextgebundenheit narrativer Identität erörtert (3). Sie ermöglichen es uns, die Erzählsituation des autobiographisch orientierten Forschungsinterviews als spezifischen Herstellungskontext narrativer Identität näher zu bestimmen (4). Kapitel 5 geht auf die Ressourcen für die Identitätsarbeit im Erzählen ein. Zum Schluss sollen einige forschungspraktische Perspektiven erörtert werden.

1. Narrative Identitätsarbeit als Gegenstandsbezug

Identität ist seit jeher ein schillerndes und umstrittenes Konzept. Die groß angelegte Studie aus den 1990er Jahren von Heiner Keupp und Mitarbeitern vollzieht eindrucksvoll die aus gesellschaftlichen Verwerfungsprozessen der Postmoderne erwachsene Hinterfragung des klassischen Verständnisses von „Identität“, die in einer substantialistischen Fassung, als Suche danach, was Identität „sei“ und wie sie die Kohärenz und Kontinuität einer Person herstellen oder garantieren könne, verabschiedet wird. Um heutigen soziokulturellen Bedingungen der Identitätskonstitution mit ihren ständig wandelnden Anforderungen an die Menschen gerecht werden zu können, entwickelten sie die Frage nach der „alltägliche[n] Identitätsarbeit [...], in der Subjekte ihr Gefühl für beziehungsweise Verständnis von sich selbst suchen und konstruieren“ (Keupp 1997: 12; vgl. auch Straus/Höfer 1997). Zu den konsensfähigen Konzepten einer aktuellen Identitätstheorie gehören denn auch allgemein die Bestimmungsstücke, dass „Identitätsentwicklung *natürlich* ein prozesshaftes Geschehen ist, das *natürlich* in intensivem Austausch mit der sozialen Umgebung, dem *alter*, dem anderen, geschieht, und das *natürlich* unabgeschlossen ist“ (Kraus 2002: 159, Hervorhebungen im Original). Dies ist zugleich eine Absage an Identität als eine ontologische Kategorie: „iden-

tities are not given entities, static properties, or finished projects“ (Georgakopoulou 2006b: 83).

Mit der beschriebenen Dynamisierung postmoderner Identitätskonzeptionen lässt sich gleichzeitig die Wende zu einer zunehmenden Empirisierung feststellen. Den eher theorielastigen Identitätsdiskursen der Philosophie, Soziologie und Psychologie wird die Frage nach den konkreten Selbstthematisierungen in realen Situationen entgegengestellt, um dem substantiellen Problem vieler moderner Identitätskonzeptionen, dem „Fehlen einer empirisch überprüfbaren Theorie“ (Straus/Höfer 1997: 270) entgegenzuwirken. In den entwickelten empirischen Methodologien nehmen die selbstbezogenen Erzählungen der untersuchten Personen einen breiten Raum ein. Hier knüpft eine zentrale Entwicklung des Identitätsdiskurses seit Mitte der 1980er Jahre an: Mit der „narrativen Wende“ in den Sozialwissenschaften (ausführlich vgl. Czarniawska 2004: 1–14) hält auch die Konzeption der „narrativen Identität“, also der Identität, die sich durch das Medium erzählter Erfahrung konstituiert, Einzug in die Wissenschaft. Sie führt eine Bedeutungsverlagerung ein. Statt nach strukturellen Eigenschaften und Bestimmungsstücken von Identität zu suchen, die eine Person für ihr soziales Gegenüber oder für sich selbst hinreichend bestimmt, rückt die Frage in den Vordergrund, wie angesichts des Wandels der Zeit, der unterschiedlichen Anforderungen und der biologischen und psychischen Veränderungen in der Lebensspanne dennoch ein „Identisch-sein“ zu denken ist: Die Antwort wird in der Selbsterzählung gefunden. Das Narrativ als erzählte Lebensgeschichte ist demnach die Klammer, der die erklärende und beschreibende Macht zugeschrieben wird, die Einheit einer Person in ihrem zeitlichen Wandel herzustellen (vgl. Ritivoi 2008). Dies geschieht häufig unter Rückgriff auf Ricœurs Konzipierung der narrativen Identität in seiner überwiegend literaturwissenschaftlich und philosophisch orientierten Erzähltheorie (vgl. Ricœur 2005a, 2005b, 1991, 1996).

Das Konzept der narrativen Identität hat auch im deutschen Sprachraum Resonanz gefunden (vgl. Griese/Griesehop 2007: 38–46; Kraus 1996, 2002, 2006; Meuter 1995), dennoch hat der Begriff, so einleuchtend und griffig er auch erscheint, ein sehr weites Bedeutungsspektrum und unterschiedliche Auffassungen von Identität nach sich gezogen, so dass die Bezugnahme darauf in keiner Weise seine Bestimmungsstücke und seine erkenntnistheoretischen Ansprüche schon impliziert. Ritivoi (2008) unterscheidet im Diskurs zur narrativen Identität solche Autoren, die die Narration eher als kognitives Instrument betrachten, um durch das Erzählen der Lebensgeschichte Ordnung in das Chaos des Geschehenen zu bringen und die amorphe gelebte Erfahrung zu strukturieren, während für andere das Narrativ einen ontologischen Status besitzt und die Ordnung der Erfahrung repräsentiert.

„As a compromise between these two positions, narrative can be deemed a heuristic that allows us to study the act of recounting lived experience, regardless whether this act is independent from the actual experience, and can create a coherent identity for the individual whose story is recounted.“ (Ritivoi 2008: 231)

Narrative Identität bedeutet eine Absage an manche Ansprüche, die mit dem Identitätskonzept verknüpft waren, eröffnet aber den Blick auf das, was Menschen bewegt und was sie tun: „IDENTITÄT, als Panzer, als Werk, als ‚Trompetenwort‘ ist verblichen, d’accord, aber Identität als Problem, als Konstruktionsaufgabe der Subjekte, ist ein höchst lebendiges – und dringliches – Problem der einzelnen“ (Kraus 1999: o.S., Hervorhebung im Original). Hier setzt die Konzeption der Identitätsarbeit an: Auf welche Art und Weise, wie bearbeiten Menschen dieses lebendige und unausweichliche Problem im Alltag? Wie begegnen sie den mehr oder weniger kritischen und situativ relevanten Aufgaben der Selbstherstellung? Ein konsequentes Umdenken wird notwendig:

„Die soziale Konstruktion von Identität auf der Basis eines ontologisierenden Verständnisses von Narrativität zu führen, führt in die Irre. Es ist notwendig, die dort eingelagerten Ideale der Moderne zu dekonstruieren, die diskursive, dialogische Dimension von Identitätskonstruktionen und die dort stattfindenden Positionierungen zu analysieren und die medialen Charakteristika dieses Konstruktionsprozesses und seine psychodynamischen Folgen zu bestimmen.“ (Kraus 2002: 183).

Narrative Identität in dieser Bedeutung ist nicht mit der Formierung des Ichs im erzählten Lebenslauf zu verwechseln, sondern ein grundlegender Modus, die Welt und sich selbst in der Auseinandersetzung mit ihr zu konstruieren. In dieser Sichtweise formen sich Identitäten im Erzählen und werden präsentiert und verhandelt (vgl. Bamberg 2004; de Fina/Schiffrin/Bamberg [ed.] 2006; Lucius-Hoene/Deppermann 2004a; Ochs/Capps 2001; Schiffrin 1996; Taylor 2006).

2. Narrative Identität als empirisches Konzept

In dem Moment, in dem „narrative Identität“ aus dem philosophischen Diskurs in das Terrain empirischer Forschung überführt wird, also nicht mehr (nur) nach einer theoretischen oder metaphorischen Konzipierung, sondern nach aufzeigbaren narrativen Identitäten real existierender und interagierender Menschen gefragt wird, richtet sich ihr Fokus auf konkrete Daten. Diese Perspektivenverschiebung entspricht der strikten Datenzentrierung empirischer Kommunikationswissenschaft (ausführlich vgl. Deppermann 1999, 2010). Solche narrativen Herstellungsprozesse in Interaktionen können zum einen Aufzeichnungen spon-

taner Alltagskommunikationen sein, zum anderen können sie von Forschern gezielt eliziert werden. Erstere werden vor allem in soziolinguistischen, konversationsanalytischen und ethnographischen Untersuchungen bevorzugt, um das Wie des konversationellen Erzählens, etwa seine Einbettung in Umgebungskommunikation, strukturelle Besonderheiten, die interaktive Verhandlung des Erzählrechts, die Beteiligung der Hörer etc. herauszuarbeiten. Dagegen favorisieren Forscher im Rahmen von biographisch orientierten Fragestellungen den Einsatz autobiographischer Interviews: Hier werden ausgewählte Interviewpartner gezielt zum Erzählen aufgefordert. Die Frage nach dem angemessenen Substrat innerhalb der Diskussion über narrative Identität hat sich in den letzten Jahren kristallisiert: Es geht um die Konkurrenz zwischen „big stories“, wie elizierte autobiographische Gesamterzählungen, und „small stories“, konversationelle, flüchtige und kurze Erzählepisoden im Rahmen größerer kommunikativer Einheiten (vgl. Bamberg 2006; Georgakopoulou 2006a, 2006b, 2009; Freeman 2006). Im Folgenden möchte ich mich auf gezielt hervorgerufene Erzählenden, die in der Forschungspraxis meist in narrativen Interviews gewonnen werden, beziehen und argumentieren, dass auch sie unter dem Paradigma der interaktiv-situationalen Herstellung von Identität betrachtet werden sollten.

Im Umgang mit offenen, narrationsfördernden Interviews lassen sich grob vereinfacht zwei unterschiedliche Herangehensweisen lokalisieren. Der eine Ansatz betrachtet die autobiographische Erzählung als Grundlage autobiographischen Verstehens, als Königsweg zur Identität, als privilegierten Zugang zu etwas, das dem Blick sonst eher verborgen ist (vgl. etwa Baddeley/Singer 2007; Freeman 2007). Für die lebensgeschichtliche Erzählung wird gern die Metapher des „Fensters“ oder „Tors“, das einen Einblick gewährt in eine quasi präexistierende Struktur der Identität, verwendet. In diesem Sinne erscheint Identität der Erzählung inhärent, manifestiert sich in ihr und kann als Substrat herausfiltriert werden. Die Erzählung wird verstanden als Text, der die Identität lesbar macht, vom Umgebungskontext losgelöst, sich selbst genügend. Der andere, hier vertretene Ansatz versteht das Erzählen als *eine* von vielen sprachlichen Praktiken, von denen Menschen in ihrem Alltag permanent Gebrauch machen und in denen Identität hergestellt wird (vgl. Tracy 2002; Antaki/Widdicombe 1998). Die hervorstechende Besonderheit gegenüber anderen sprachlichen Aktivitäten besteht darin, dass das Erzählen zeitliche Veränderungen zur Sprache bringt, dass im Sinne eines „und dann...“ Ereignisse mit zeitlicher Ausdehnung und Veränderung sprachlich konzipiert werden. Wie jede andere kommunikative Aktivität wird es aber als eingebunden betrachtet in den fortlaufenden Strom sozialer Interaktionen, in denen es aus situativen Gegebenheiten und Bedürfnissen heraus entsteht. Damit kommen zwei zentrale Bestimmungspunkte einer Konzipierung von Identität als narrativer Identitätsarbeit mit ins Spiel: zum einen die Tatsache,

dass Selbsterzählungen immer bezogen auf einen Rezipienten, eine „hörende Instanz“ sind, also nicht losgelöst von ihrer interaktiven Verhandlung gedacht werden können. Selbst wenn sie ohne konkretes Gegenüber stattfinden, liefert die unseren sprachlichen und kognitiven Möglichkeiten inhärente Orientierung auf den anderen hin die soziale Folie der Auseinandersetzung (vgl. Linell 2009). Das Argument der Interaktivität und Aushandlung geht noch über die Berücksichtigung von manifesten Intervieweraktivitäten und ihre Konsequenzen für die Äußerungen der Erzählperson hinaus. Hier wird die grundsätzliche Interaktivität oder Dialogizität nicht nur des Interviews, sondern jeglicher sprachlich-reflexiven Aktivität als „presence of the other in the individual mind“ (Linell 2009:109, ausführlich vgl. ebd.: 109–144) in Rechnung gestellt. In eine ähnliche Richtung weisen die Konzepte des „dialogical self“ (Hermans/Kempen 1993), des „relational self“ (Gergen 2009) oder Bachthins Beiträge zur Vielstimmigkeit und Intertextualität (vgl. diesbezüglich u. a. Bell/Gardiner [ed.] 1998; Zielke 2007). Diese interaktive Verhandlung findet in konkreten zeit-örtlichen Konstellationen statt, d. h. sie sind in ihren Möglichkeiten und ihrer Dynamik unmittelbar mit ihrer Entstehungssituation verwoben und auf die Wirkung in dieser Situation hin konzipiert, werden vom zeitlichen Verlauf ihrer Entfaltung mitbestimmt. Zur Situation gehören die konkreten und häufig typisierten Vorgaben der jeweiligen sozialen Konstellation, in der kommuniziert wird. So ist jede Situation geprägt von einem Zweck, der den Rahmen vorgibt, welche sprachlichen Formen, Inhalte und Praktiken in ihr realisiert werden können. Das Erlernen und die praktische Umsetzung der jeweils möglichen Interaktions- und Sprechformen in einer Situation sind Teil unserer Sozialisation und machen unsere soziale Kompetenz aus, auch wenn wir sie selten reflektieren und einen Verstoß häufig erst an Erwartungsbrüchen realisieren. Im kommenden Abschnitt wird dieser Aspekt noch mal im Hinblick auf die Besonderheiten des narrativen Interviews vertieft.

Sobald wir es also mit sprachlichen Handlungen der narrativen Selbstgestaltung zu tun haben, verstehen wir sie als situierte und interaktive Aktivitäten. Damit richtet sich unser Fokus von „Inhalt“ oder „Struktur“ der narrativen Identität hin zu ihrem Herstellungsprozess. Die Betrachtung geht von der Frage nach Struktur und Bedeutung des Gesagten über auf den Erzählprozess selbst, auf den „telling moment“ (Bamberg 2006; vgl. auch de Fina/Schiffrin/Bamberg 2006), zur narrativen Identität als kommunikativer Praxis. Narrative Identität ist somit nicht Teil der erzählten Geschichte, die ihrerseits auf eine wie auch immer geardete Wirklichkeit verweist, oder Ergebnis eines inneren Monologs oder Erinnerungsprozesses, sondern sie entsteht in der Situation des Erzählens selbst, ist interaktiv und situationsspezifisch hergestellt mittels sprachlicher Praktiken. Identität ist ein „practical accomplishment“ (ausführlich vgl. Georgakopoulou 2006b, 2009), sie ist die Art und Weise, wie Menschen in Erzählungen sich

selbst als Protagonisten oder Akteure erscheinen lassen und für sich und den Hörer Sinn zu stiften suchen. Sie ist personaler Fluchtpunkt und Zusammenschau der narrativen und interpretativen Praktiken, mit denen die Erzähler zusammen mit ihren Hörern ihre Erfahrungen aufbereiten, kommunikativ verhandeln und für die Erfordernisse der Situation nutzen. In der erzählten Geschichte lassen die Erzähler ihr erzähltes Ich mit bestimmten Eigenschaften und Handlungsweisen auftreten, sie unterlegen sie mit ihren Handlungsorientierungen und ihrer Welt-sicht, sie positionieren dieses erzählte Ich und seine Beziehungen in der Ge-schichte in einem sozialen Raum (vgl. 5) „bringing off identity claims in their narrating activities [...] making past actions accountable from a particular (moral) perspective for particular situated purposes“ (Bamberg 2006: 144). Gleich-zeitig befinden sie sich in einer sich entfaltenden kommunikativen Situation. Charakteristisch für das Erzählen ist das doppelte Ich: Der Sprecher verweist in seiner Geschichte auf das Ich der Erzählung und gestaltet ebenso das Ich der konkreten Interaktion in Ausrichtung auf die zuhörende Person.

So geht es also nicht um Bestimmungsstücke oder Strukturen von narrativer Identität oder Biographie, sondern um die Art und Weise, wie Menschen identi-tätsrelevante sprachliche Strategien einsetzen, um in Kommunikationssituationen (wie z. B. im narrativen Interview) Selbstverständnis und Identität zu vermitteln und im interaktionalen Raum mit der zuhörenden Person auszuhandeln oder kooperativ herzustellen, es geht darum, wie sie sich verstehen und verständlich machen, Handlungen und Erfahrungen rechtfertigen und begründen, Eigenschaf-ten oder Handlungsspielräume beanspruchen, Selbstwert verteidigen oder in Fra-ge stellen. Gleichzeitig konstruieren sie mit ihren sprachlichen Beschreibungen und Szenarien auch die Welt, in der sie agieren und sich behaupten, begründen deren Problemkonstellationen, Spielräume und Aporien. Dies ist auch hier wie-der zum einen die erzählte Welt, zum anderen die aktuelle Interaktionssituation, in der das Erzählen sich realisiert und die im Erzählen hergestellt wird. Erinne-rungen und Erfahrungen sind somit nicht unabhängig von ihrer sprachlichen Verhandlung, sondern nur so fassbar, wie sie im Akt des Erzählens auftauchen, eine interaktionale Funktion erfüllen und in der Bezogenheit und Auseinander-setzung mit der Zuhörerschaft bearbeitet werden.

Die hier vertretene Auffassung von narrativer Identität gründet in der dis-cursive psychology, Konversationsanalyse und pragmatisch orientierten Zugän-gen zum Erzählen, die ihre gemeinsamen Wurzeln in interaktionaler Soziolingu-istik, Konversationsanalyse und sozialkonstruktivistischen Perspektiven finden. Was die Frage nach dem ontologischen Status von Identität und das Paradoxon von Gleichbleibendem in der Veränderung anbelangt, so reisen sie mit wesent-lich leichterem Gepäck und können zugleich eine Absage an Identität als ontolo-gische Kategorie erteilen. Identitäten sind „identity-in-talk“, keine Attribute oder

Besitzstände von Menschen, etwas, das in ihrer Persönlichkeit eingebaut oder angehängt ist, sondern etwas, das sie in der Interaktion mit anderen lokal herstellen und einsetzen, um ihren sozialen Raum zu beanspruchen und sich anderen und sich selbst zu erklären. „Identity is available for use: something people do which is embedded in some other social activity, and not something they ‚are‘.“ (Widdicombe 1998:191) Aus Sichtweise der Konversationsanalyse und der discursive psychology lässt sich Identität beispielsweise als die Art und Weise analysieren, wie Sprecher ihre Welt und sich selbst in deskriptive Kategorien fassen und wie sie diese in Gesprächen zu den unterschiedlichsten Zwecken einsetzen (Antaki/Widdicombe 1998; Benwell/Stokoe 2006: Kap. 2–3; Potter 1996; Sacks 1992). Die Beschreibungskategorien, die Sprecher für ihre Person nutzen oder von anderen zugeschrieben bekommen, haben interaktionelle Konsequenzen und lassen sich in der Konversation selbst direkt oder durch implizite Hinweise aufzeigen. Ihr Gebrauch ist „indexical and occasioned“, d. h. ihre Bedeutung ist jeweils abhängig vom Kontext, in dem sie gebraucht werden, und sie tragen das Wirken des je lokalen Zustands im Moment ihrer Entstehung in sich (Antaki/Widdicombe 1998; Schifffrin 2006). Doch ist Identitätsarbeit nicht auf die Nutzung von Attributen und Beschreibungskategorien beschränkt. Sie kann sich prinzipiell in jeder Art von sprachlicher Praxis manifestieren und als solche analysiert werden, wenn diese in ihrer interaktiven Wirkung, in ihrer Konstruktion von Welten und Beziehungen innerhalb der Erzählung und in der Erzählsituation betrachtet werden. In der aktuellen Kommunikation wie in der Erzählwelt werden Beteiligungsrollen hergestellt, gemeint sind hier die Zuweisungen zwischen Sprecher und Hörer, welche Gesprächsaktivitäten jeweils erwartet und realisiert werden können.

Es versteht sich von selbst, dass die dargestellte Auffassung von Erzählen und narrativer Identität gleichzeitig eine dezidierte Absage an jeden Anspruch von besonderer Authentizität der erzählten Geschichte als Wiedergabe eines vergangenen Geschehens oder einer vergangenen Erfahrungsbildung beinhaltet. Erzählkommunikation – in welchem Setting auch immer – ist so authentisch oder unauthentisch wie jede andere Form sozialer Interaktion, d. h. sie ist notgedrungen perspektivisch, situativ, konstruktiv und zielorientiert und damit immer als pragmatische Leistung und nicht als Abbildung welcher Wirklichkeit auch immer, ob innere oder historische Wahrheit, zu sehen. Mit anderen Worten: Narrative Identitätsarbeit hat als Gegenstandsbezug und als Ziel der rekonstruktiven Analyse keinen ontologischen Standort, sondern beschreibt Praktiken der interaktiv und situativ eingesetzten Selbstverständigung und Verhandlung von Erfahrungen.

3. Das Forschungsinterview als Ort narrativer Identitätsarbeit

Da narrative Identität sich nicht losgelöst von ihrem Entstehungskontext und den kommunikativen Vorgaben betrachten lässt, muss der analytische Ansatz die kontextuellen Herstellungsbedingungen, unter denen narrative Identitätsarbeit geschieht und als empirische Datenbasis genutzt wird, zentral in seine Überlegungen und Interpretationstechniken einbeziehen. Sie muss sie zum Gegenstand machen. Biographiesensible qualitative Forschung favorisiert zur Erlangung von fruchtbaren Daten Interviewtechniken mit offenem, narrationsfördernden Charakter. Das gilt nicht nur für das im deutschen Sprachraum dominierende „narrative Interview“, das von Fritz Schütze ausgearbeitet wurde (Schütze 1976, 1977, 1984, 1987), sondern auch für andere qualitative Interviewformen. Die jeweils angestrebte lebensgeschichtliche Orientierung und ihre Reichweite, das Interesse an narrativ oder semantisch repräsentierten Beständen und die Fokussierung thematischer Felder oder psychischer Prozesse können variieren (vgl. Flick 2002: 117–167; Helfferich 2009; Hollway/Jefferson 2000). In jedem Fall werden sich aber die Interviewtechniken in der Hinsicht ähneln, dass sie eine spezifische Kommunikationssituation schaffen, die sich in den meisten Aspekten deutlich von nicht-institutionalisierter Alltags- oder institutioneller Kommunikation unterscheidet. Ihr Ziel besteht darin, der interviewten Person Raum für kommunikative Selbstdarstellung zu eröffnen, um eigene Relevanzsetzungen zu ermöglichen. Allerdings wird jedes offene Erzählinterview gezielt elizitiert, d. h. die Erzählaufforderung und primäre Motivierung werden vom Interviewer auferlegt. Dies steht im Gegensatz zu spontanen und alltäglichen „conversational narratives“ (vgl. Norrick 2000; Gülich 2009), in denen die Person mit Erzählwunsch interaktive Techniken aufwenden muss, um Raum für eine Erzählung zu erkämpfen und zu verteidigen. Die interviewte Person aber steigt ein in eine „Auftragsarbeit“, deren Thema ebenfalls vorgegeben ist und auf das sie sich einlassen muss. Dies sichert ihr zwar das monologische Rederecht und die Vorteile eines offenen Darstellungsraums, belastet sie aber gleichzeitig mit der Frage, ob sie „richtig“, für die Forschungsfragestellung nützlich und sinnvoll erzählt – eine Frage, die in vielen narrativen Interviews von der erzählenden Person explizit angesprochen wird und oft besonderer kommunikativer Bearbeitung durch die interviewende Person bedarf.

Die kommunikativen Besonderheiten führen dazu, dass für die interviewten Personen besondere Bedingungen hinsichtlich der Identitätsarbeit bestehen. Die Situation wird zumeist durch vorausgehende und planende Kontakte vorbereitet: Erste interpersonelle Wahrnehmungen und Beurteilungen finden statt, Rollenerwartungen und Erwartungen angesichts der durchzuführenden Aufgabe werden verhandelt (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004: 300–306; Tschuggnall 2004:

82). Die Freiwilligkeit der Interviewteilnahme und die übliche Adressierung der interviewten Person als „Expertin ihrer Lebenswelt“ führen dazu, dass das mögliche Machtgefälle zwischen wissenschaftlich agierender Person und Informantin zumindest teilweise aufgehoben bzw. neu definiert werden kann. Die interviewte Person kann sich – im Gegensatz zu vielen Alltagskommunikationen (Norrick 2000) – in der Rolle der begehrten und geschätzten Schenkenden verstehen. Ihre narrative Entfaltung, die Eroberung und Bewahrung des Rederechts muss nicht erkämpft und mit diskursiven Strategien aufrechterhalten werden, sondern wird gefördert. Der Interviewer ist aufgrund methodischer Vorgaben und wissenschaftlichem Interesse darauf eingestellt, der Erzählerin bei der Erarbeitung ihrer subjektiven Erfahrungen und Sichtweisen behilflich zu sein. Hierfür macht sie der interviewenden Person Vorgaben, die viele der üblichen interaktionsorientierten Strategien suspendieren. So wird die Interviewerin durch das interviewtechnische Regelwerk dazu angehalten, nicht zu unterbrechen, den Erzählfluss durch inhaltlich neutrale Hörsignale aufrecht zu erhalten, die interviewte Person nicht zu konfrontieren, beurteilende Kommentare zu unterlassen und dem, was erzählt wird, insgesamt eine hohe Wertschätzung entgegenzubringen. Empathie als wichtiger Teil des Verstehens (vgl. diesbezüglich Shuman 2006) ist Teil der professionellen Kompetenz des Interviewers, der jegliche Äußerungen von Skepsis, Widerstand oder Kritik vermeidet und uneingeschränkte Akzeptanz signalisiert. Die Erzählaufforderung und Gestaltung des Zuhörens vermitteln, dass es keine einschränkenden Konventionen oder Normen des Erzählens oder der Themenwahl gibt, dass alles erzählt werden darf, alles wichtig ist. Damit ist die erzählende Person in der einzigartigen Position, sich nur mit den ermutigenden oder den von ihr unterstellten und projizierten Hörerreaktionen auseinander setzen zu müssen. Sie wird dem Kommunikationsverhalten der zuhörenden Person möglicherweise ein hohes Maß an Unterstützung und Bestätigung entnehmen und sich gewissermaßen in Anlehnung an diese wohlwollend-empathische Hörerinstanz weit in die Entfaltung der Erinnerungen und die erzählerischen Welt- und Selbstkonstruktionen vorwagen. Die interviewte Person trifft auf Offenheit, Interesse, wohlwollende Akzeptanz und emotionales Mitschwingen. Selbstreflexive Aktivitäten und Narrationen bekommen ihren zeitlichen Rahmen und werden (im Allgemeinen) nicht nur zugelassen, sondern durch entsprechende Fragetechniken und Hörsignale ermutigt. Der Erzähler wird in seiner Erzählerrolle, in seiner autoepistemischen Suche nach Selbstverstehen und in seinen accounting-Aktivitäten gestützt, bekommt vermittelt, dass seine Erzählung bedeutsam ist und keine Hinterfragung stattfindet. Die Erzählwürdigkeit („newsworthiness“ oder „tellability“) dessen, was der Erzähler vorbringen kann, wird zu Beginn meist explizit zugesichert (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a: 300–306). Dies mag für ihn zwar relevant und problematisch bleiben, gehört aber zum

„Pakt“ und wird vom Interviewer auch interaktiv inszeniert. Der Verwendungszweck des Interviews als Datenbasis für Forschungsaktivitäten trägt mit seiner Garantie der Anonymität und der Abgelöstheit von unmittelbaren sozialen Konsequenzen dazu bei, dass den Erzählern ein großes Maß an Alltagsentlastung und sozialer Unverbindlichkeit gegeben ist. Für die erzählende Person entsteht eine sehr hohe Reflexions- und Strukturierungsnotwendigkeit. Die lebensgeschichtliche und identitätskonstruktive Relevanz dessen, was sie erzählt, wird explizit gemacht und setzt sie unter einen hohen Selbstdarstellungsdruck. Selbstverstehen, Verständlichmachung dessen, was als Geschehen erinnert wird, Zukunftsperspektiven werden in der offenen und gewährenden Atmosphäre des narrativen Interviews nicht nur gefördert, sondern herausgefordert, rufen zu klärenden und reflexiven Bemühungen auf. Durch die technisch gesicherte Akzeptanz des Hörers fällt dieser als kommentierender, leitender oder opponierender Partner und als dialogische Stütze weitgehend aus. Vom Interviewten werden eigene Koordinaten des Inhalts und der Darstellung eingefordert, die expliziert werden müssen. Trotz der garantierten Offenheit des Rahmens wird er die möglichen sprachlichen Aktivitäten als begrenzt erleben und sich zum implizit geforderten Modus des Ernstes, der Glaubwürdigkeit und der Reflexion verhalten.

Über diesen methodisch gesicherten Kern der narrativen Interviewtechnik hinaus hat die spezifische Konstellation der Erzählsituation noch viele weitere Ansatzpunkte, an denen sie Einfluss auf die narrative Selbstkonstruktion des Erzählers nehmen kann. Nicht nur die forschende Person mit ihrem spezifischen Erkenntnisziel, auch die erzählende Person kommt mit je eigenen Darstellungs- und Verhandlungsmotiven in die Interviewsituation oder entwickelt sie im Lauf des Erzählens. Sie wird ein spezifisches Verständnis von der Forschungsfrage, dem Zuhörer und ihrer Rolle entwickeln und zudem eigene „stakes and interests“ (Potter 1996: 122–149) verfolgen. Ebenso wird sie ein spezifisches Verständnis hinsichtlich der Machtverteilung in der Interviewsituation entwickeln, das keinesfalls vorgegeben ist, sondern mitkonstruiert werden kann. Ihre eigenen Interessen, aber auch andere Aspekte der Erzählsituation, etwa Alter und Geschlecht der interviewenden Person im Verhältnis zu sich selbst, Selbstwahrnehmung, Akzeptanz oder Zurückweisung der zugeteilten „Experten“-rolle, die Lebenssituation, die vielleicht das Bedürfnis nach Rechtfertigung, Anerkennung, Bewunderung oder Solidarität beinhaltet, und vielem mehr spielen hier eine Rolle.

Steckt man den Horizont der Situationsbetrachtung über die „Ränder“ des Interviews hinaus, so zeigt sich, dass es über einen ritualisierten Rahmen verfügt, der es gegen die umgebenden Aktivitäten abgrenzt. Er wird durch das Einschalten des Aufzeichnungsgeräts und die Eingangsfrage des Forschers markiert und zeigt den Übergang von informeller Kommunikation zum Interview, das der Schaffung von wissenschaftlich relevanten Daten dient, an. Wie sehr dieser

Rahmen auch die Situationswahrnehmung und -bewertung der interviewten Person beeinflusst und ihre kommunikativen Aktivitäten steuert, zeigt sich an der häufigen Beobachtung, dass viele kritische oder besonders prägnante anekdotische Episoden (sehr zum Kummer der Interviewer) erst nach dem Ausschalten des Geräts „geliefert“, also quasi nachgeschoben werden – so als seien sie in der „eigentlichen“ Interviewsituation als unpassend zensiert worden. Aber das narrative Interview hat eine belangvolle Umgebungskultur, ein Vorher und ein Hinterher, die nicht aus der Betrachtung (und der Publikation) der Daten herausgenommen werden sollten. Tschuggnall (2004: 15–21) kritisiert zu Recht die geläufige Praxis, die Person, die Interessen und die Rolle des Interviewers in der Darstellung von Forschungsprojekten und -ergebnissen auszublenden und nur den monologischen Äußerungen der Erzähler den Status relevanter Daten zu verleihen.

4. Ressourcen und Praktiken des Erzählens

Aus den vielen diskursiven Praktiken und Ressourcen, die im Interviewgeschehen zum Tragen kommen können, möchte ich zwei herausgreifen und kurz im Hinblick auf ihre Bedeutung für die Identitätskonstruktion und die Analyse erörtern: die Performativität des Erzählens und der Gebrauch von narrativen Mustern und kulturellen Orientierungsfolien.

Performative Aspekte des Erzählens, der Inszenierungscharakter in der Darstellung episodischen Geschehens hat in den letzten Jahren zunehmende Beachtung erfahren (vgl. Langellier/Peterson 2004). Mit Performanz möchte ich die Art und Weise in den Vordergrund stellen, wie die Erzählerinnen (über die Struktur und Thematik ihrer Geschichte hinaus) darstellerische, inszenierende und modalisierende sprachliche Mittel einsetzen, die durch die spezifischen Strategien und Freiräume des Erzählens und durch die Medialität der Mündlichkeit zur Verfügung stehen. Die performativen Leistungen des Erzählens bilden eben nicht vergangene Ereignisse ab, sondern schaffen Geschehnisse als neu entstandene Wirklichkeit. Hier ist anzumerken, dass der gebräuchliche Begriff der Re-Inszenierung einen irreführenden Aspekt hat, indem er impliziert, dass es sich um die Wiederaufführung des Gewesenen handelt und nicht, wie es als Beschreibung angemessener wäre, um eine kreative Inszenierung aus Erinnerungsfragmenten, interaktiven und selbstwertbezogenen Zielen handelt – kurz: um ein Unternehmen, die Vergangenheit als neue Tatsache auf eine Weise in den sozialen Raum einzuführen, die den eigenen situativen Bedürfnissen entspricht.

Die inszenatorischen und rhetorischen Mittel ermöglichen es, durch das vorführende Erzählen der Ereignisse eine eigene Realität herzustellen, die von der

Zuhörerschaft aber dennoch als eine Wiedergabe des vergangenen Geschehens aufgefasst und erlebt wird. Sie übt auf die Hörer einen Sog der Bestätigung aus, in den sie sich häufig ko-konstruierend oder unterstützend einbinden lassen. Damit verleihen sie dieser Erzählversion ihre soziale Anerkennung und lassen sie als geteilte Wirklichkeit wirksam werden. Für die erzählenden Personen eröffnet dies einen Freiraum der Identitätsschaffung durch die Möglichkeiten erzählerischer Selbststilisierung, Positionierung und Evaluierung. Aufgrund des Handlungscharakters des Erzählens kann das Geschehen umgeschrieben oder besser gesagt: in einer Weise geschrieben werden, die bei seiner Bewältigung und beim Schutz des Selbstwerts hilft. Das erzählte Geschehen ist handhabbar, interaktiv verträglich und anschlussfähig. Ästhetisierende Mittel des Inszenierens ermöglichen einen exzentrischen Blick auf sich selbst, schaffen Distanz zum erzählten Ich und helfen bei der Gestaltung der Erfahrung Erzählungen sind so gesehen ein wichtiges Mittel der Aufwertung der eigenen Erfahrung (vgl. Baumann 1986; Bauman/Briggs 1990; Lucius-Hoene 2009).

Der zweite Aspekt betrifft den Gebrauch narrativer Muster. Er lässt sich mit einer der umstrittenen Fragen, mit denen sich sozialkonstruktivistisch und dialogisch orientierte Identitätsansätze konfrontiert sehen, in Verbindung bringen: der Flüchtigkeit und Situativität kommunikativer Prozesse. Wenn das Gesagte nicht auf eine dahinter liegende Realität verweist und jeweils situativ entsteht, dialogisch relevant gemacht und ausgehandelt wird, wie kann es dann über die Situation hinaus von Bedeutung sein? Hat das Gesprochene überhaupt einen Bezug zu einer sozialen Wirklichkeit außerhalb der unmittelbaren Kommunikationssituation? Oder mit Blick auf die Grundfragen der Identität formuliert: Wie lassen sich Kontinuität und Konsistenz der Identität überhaupt denken? Muss das Individuum sich nicht in einzelnen Interaktionen auflösen, die beliebig und unverbunden auftauchen, wieder in sich zusammenfallen? Aber, wie Amy Shuman es formuliert: „Personal experience is larger than personal.“ (Shuman 2006: 149) Für die lokale interaktive Konstruktion von Identität greifen Erzähler auf sprachliche Ressourcen zurück, die sie im Laufe ihres Lebens und ihrer Kommunikationserfahrungen erworben haben und deren Verfügbarkeit eine transsituationale Bedeutung hat. Wie wir gesehen haben, fordert das kommunikative Setting des qualitativen Forschungsinterviews die diskursiven Kompetenzen und Praktiken heraus, die einer Person zu Verfügung stehen, um ihre Lebensgeschichte oder die für die Forschungsthematik relevanten Teile herzustellen. Die geringen expliziten Aushandlungsaktivitäten der interviewenden Person (vor allem dann, wenn der Erzählprozess in Gang gekommen ist) und der hohe Aufforderungscharakter der Aufgabe machen es nötig, dass die Erzählerin ihre Ressourcen mobilisiert, um die ihr angetragene Aufgabe anzugehen. Diese Ressourcen fließen in ihrer Erzählaktivität und in der Erschließung ihrer Erinnerungen letztlich zusammen.

So besteht eine Ressource in der eigenen Erzählerfahrung. Narrative Selbstthematisierungen sind Bestandteil unserer alltäglichen kommunikativen und reflexiven Aktivitäten im Horizont der Erfahrungsbildung, der Herstellung von Sozialität und der interaktiven Selbstverhandlung. Zum Erinnerungsschatz gehören nicht nur die erinnerungsfähigen Ereignisse, sondern auch die Art und Weise, in der sie in der Vergangenheit schon erzählt worden sind. In diese Erinnerung sind auch der interaktive Erfolg und die emotionale Bedeutung des Erzählens selbst eingeschrieben. Diese Muster können an die aktuelle Situation angepasst werden. Diese persönlichen Erzählerfahrungen und das eigene Repertoire narrativer Strategien und Thematiken verdanken sich wiederum unzähligen narrativen Vorlagen, die ein Mensch im Lauf seines Lebens aufnimmt und die er von seiner sozialen Umgebung angetragen bekommt. Die Eingewöhnung in narrative Verfahren und die Aneignung spezifischer narrativer Strategien und Darstellungsregeln gehört zu unserer Sozialisation: von den familiären narrativen Mustern der Aufarbeitung des Alltags, der Rückversicherung des Zusammenhalts und der Zugehörigkeit, über gender- und altersspezifische Gruppennarrative, berufsbezogene und institutionelle Narrative bis hin zu den über die Massenmedien verbreiteten Erzählmustern. Unsere engere und weitere Umgebungskultur liefert uns Vorlagen für die Darstellung unserer alltäglichen wie lebensgeschichtlich relevanten Erfahrungen auf verschiedenen Ebenen (vgl. Kemp 2007). Von den Schulgeschichten, die in kanonischer Weise erzählt werden, über Partnerschaftserfahrungen bis hin zu Krankheit und Krise – für alle Lebenslagen können wir aus dem Repertoire der uns umgebenden Geschichten und Diskurse schöpfen. Gleichzeitig lernen wir, welche Erzählmuster und -strategien in welchen Situationen als angemessen und durchsetzungsfähig gelten können, wie sie interaktiv verhandelt und für Belange unserer sozialen Positionierung, Identitätssicherung und Bedürfnislage funktionalisiert werden können (vgl. auch Peterson/Langellier 2006). Für die Frage nach der Rekonstruktion narrativer Identität ist es von zentraler Bedeutung, nicht nur die Art der Muster oder Erzählstrategien zu konstatieren und sie der Person gewissermaßen zuzuordnen. Auch hier ist wieder entscheidend die Art und Weise, wie eine Person sie in spezifischen Situationen einsetzt, sie adaptiert und für ihre Belange zuschneidet, sie interaktiv verhandelt und sich mit ihnen auseinandersetzt. Die Debatte um die kulturellen Erzählvorlagen ist vor allem von der Auseinandersetzung über Masternarrative, die Erzählvorlagen der herrschenden Deutungen, und „Gegennarrative“, die den Masternarrativen eigene Deutungen entgegensetzen, geprägt worden (Bamberg/Andrews 2004). Sie weist auf politische und emanzipatorische Aspekte der narrativen Gestaltung kultureller Diskurse hin. Aber auch hier würden wesentliche Facetten der Identitätsverhandlungen verloren gehen, würde man die im Erzählen auftauchenden Geschichtenmuster einfach als Übernahme eines Masternarrativs oder als Kon-

struktion eines Gegennarrativs betrachten. Erzähler können im strategischen Einsatz und in der interaktiven Aushandlung mit Aspekten der Narrative spielen, lokal jeweils unterschiedliche Perspektiven relevant machen, sie mischen, wechselseitig ausspielen und funktionalisieren. In der Nutzung und Auseinandersetzung der erzählenden Personen mit den zirkulierenden Narrativen im Lebensumfeld und in der Kultur manifestiert sich die Klammer zwischen dem Persönlichen und dem Allgemeinen, die Rückbindung der lokalen sprachlichen an die allgemeinen sozialen und kulturellen Praktiken.

5. Aspekte der Rekonstruktion narrativer Identität

Die Tatsache, dass wir uns im fließenden Prozess der Schöpfungen, Aushandlungen und Inszenierungen von Identitäten überhaupt an die Aufgabe einer Rekonstruktion machen können, ist den technischen Möglichkeiten des Aufzeichnens gesprochener Sprache und ihrer Fixierung im Transkript geschuldet. Unsere textanalytischen Bemühungen verdanken sich dem Kunstgriff des technischen und verschriftlichenden Einfrierens einer lebendigen und sich entfaltenden Interaktion. Damit sind aber auch ihre erkenntnistheoretischen Grenzen gezogen: Was nicht im Transkript steht oder der Datenspur zu entnehmen ist, bleibt unberücksichtigt (und meist auch unbekannt); ebenso alles, was vorher oder nachher an bedingenden oder konsekutiven Ereignissen relevant sein könnte. Eine textanalytisch orientierte Identitätsforschung handelt sich die Bedingung ihrer Möglichkeit gleichermaßen mit dem (lokalen) Ignorieren ihrer erkenntnistheoretischen Grundlagen ein: Sie besteht auf der Eingewobenheit ihres Gegenstands in den Prozess und seiner zeitlichen Unabschließbarkeit in Zukunft wie in Vergangenheit, gleichzeitig muss sie aber ihre Erkenntnisse durch Kappung dieses Prozesses schaffen.

Dieses Dilemma zeigt sich in der Forschungspraxis nicht nur in den Tücken des Transkribierens, sondern oft auch in einer ganz trivialen Weise in Form der (Un-)Abschließbarkeit der Daten. Allgemein wäre natürlich zuerst festzustellen, dass sich im Interview nur ein Ausschnitt des andauernden Selbstverständigungs- und interaktiven Aushandlungsprozesses jedes Menschen und seines gelebten Lebens dokumentiert. Doch auch die Beschränkung auf die Tonaufnahme birgt Künstliches und Willkürliches. Jede erfahrene Forscherin kennt das Phänomen, dass ihre Erzählpersonen häufig dann zu neuen Geschichten und Erkenntnissen ausholen, wenn das Aufzeichnungsgerät in beiderseitigem Einverständnis abgeschaltet und eingepackt wurde, oder sie erhalten Tage später Anrufe ihrer Erzähler, die vom Wunsch nach Widerruf, Korrektur oder Elaboration künden. Und wie sollen Forscher mit Hintergrundwissen umgehen, das sich zwar aufdrängt,

aber nicht in den transkribierten Daten manifestiert? Dagegen ist kein Kraut gewachsen, die inhärenten Widersprüche sollten jedoch in der Analyse bewusst bleiben. Die hier vorgestellten methodologischen Grundlagen der Interviewanalyse – die Betrachtung der Daten unter den Aspekten der Konstruktivität, Interaktivität, Situativität, der Blick auf die Nutzung kultureller Ressourcen etc. – müssen sich mit diesen Grenzen arrangieren. Die Verortung bringt schließlich eine bestimmte analytische Orientierung mit sich: Die Suche nach dem Aufscheinen dieser interaktiv-dialogischen, situativen und kulturellen Momente im Datenmaterial. Aus der Praxis der Analyse narrativer Interviewtexte zeigt sich, dass diese Dimensionen auch zur Beschreibung interindividueller Unterschiede genutzt werden können: Erzählweisen oder Hörerorientierungen können differenziert, Formen der interaktiven Orientierung, der Reflexivität, der Aushandlungsaktivitäten oder der Konventionalität untersucht werden.

Kennzeichnend für den textanalytischen Ansatz im Horizont der Rekonstruktion narrativer Identität ist die Konzentration auf interaktionsstrategische und performative Aspekte des autobiographischen Erzählens. In der Textarbeit werden jedoch auch narrationsstrukturelle Analysetechniken eingesetzt, beispielsweise die Segmentierung des Textes unter strukturellen, funktionalen und thematischen Gesichtspunkten, die Identifizierung von Textsorten und ihre funktionale Verflochtenheit etc. Sie tragen der großen sprachlichen Heterogenität narrativer Interviews Rechnung, in denen das Erzählen oder Berichten ja nur einen Teil der kommunikativen Praktiken ausmacht. Dieser strukturell ausgerichtete Teil der analytischen Arbeit erlaubt eine funktionale Beschreibung des Interviewprozesses und eine Rekonstruktion der zeitlichen Aufordnungsprinzipien der Erfahrungen, der Themenstränge und der interaktiven Verhandlungsaktivitäten. Dabei geht es jedoch nicht darum, eine Textsorte zu favorisieren – etwa die des Erzählens in seinen verschiedenen Varianten (vgl. diesbezüglich Lucius-Hoene/Deppermann 2004a: 141–145) gegenüber denen des Argumentierens und Beschreibens – oder den dialogischen Sequenzen und anderen sprachlichen Phänomenen besonderen erkenntnistheoretischen Status für die Identitätsarbeit zuzuschreiben. Es geht im Gegenteil darum, den Gebrauch der jeweiligen sprachlichen Mittel im Kontext der lokalen interaktiven Verhandlung und Darstellung zu betrachten und die emergente Bedeutungskonstruktion im Lauf des Interviews zu rekonstruieren. Textsortenheterogenität ist so gesehen als eine analytische Ressource zu betrachten. Die Analyse arbeitet das Transkript sequentiell, Wort für Wort und Satz für Satz, durch und rekonstruiert die je individuellen Umsetzungen allgemeiner Darstellungsregeln und kultureller Muster, wie sie in der performativen, narrativen Konstruktion persönlicher, einmaliger Widerfahrnisse genutzt werden. Besonders fruchtbar für die Rekonstruktion der verhandelten narrativen Identitätsaspekte sind die Positionierungsaktivitäten des Erzählers und

sein Umgang mit den Positionierungen, die implizit oder explizit durch die Interviewerin und durch den Aufforderungscharakter der Interviewsituation entstehen (vgl. auch Bamberg 1997; Harré/Langenhove 1999; Wortham 2000; Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 2004b). Bei der Positionierung geht es um die Frage, welchen bestimmten sozialen Raum Menschen in einer sich entfaltenden Kommunikation für sich in Anspruch nehmen und komplementär ihren Interaktionspartnern zuweisen. Dies geschieht dadurch, dass sie bestimmte Eigenschaften, Attribute, Motive, Werthaltungen oder Rollen relevant machen. Da auch die Interaktionspartner ihrerseits Positionierungsaktivitäten vornehmen, entsteht eine beständige diskursive Aushandlung der Selbst- und Fremdpositionierungen. Die diskursiven Praktiken der Interaktionsteilnehmer lassen sich mit sprachanalytischen Mitteln auf vielfältigen Ebenen unter dem Gesichtspunkt der angewandten sprachlichen Strategien rekonstruieren (vgl. Günthner/Bücker 2009). So kann gezeigt werden, welche identitätsrelevanten Aspekte von den Teilnehmern in die Kommunikation eingebracht und miteinander verhandelt werden. Solche Positionierungsaktivitäten können sich in der Erzählkommunikation auf verschiedenen Ebenen abspielen: auf der Ebene der Interaktion zwischen zuhörender und erzählender Person, innerhalb der erzählten Kommunikation, aber auch im Hinblick auf die Art und Weise, wie die Personen präexistierende Erzählmuster und Diskurse nutzen oder sich zu ihnen verhalten. Die Analyse kann also viele verschiedene Facetten der Identitätsarbeit aufdecken und vermeidet aufgrund dessen die sonst häufig anzutreffenden inhaltsanalytischen Zuordnungen zu ausgewählten Identitätskategorien, die selten den schillernden, ambigen und häufig auch in sich widersprüchlichen Strategien alltäglicher sozialer Selbstverhandlungen entsprechen. In Anlehnung an Tracy (2002: 17–21) lässt sich näher bestimmen, welche Strategien im Kommunikationsprozess zu welchen Zwecken relevant gemacht werden. Sie unterscheidet Identitätsaspekte, die eher unveränderbar und übergeordnet sind, wie z. B. Geschlecht, Rasse oder Alter, und andere, die variabel sein können, sich in spezifischen Interaktionen realisieren und mit lokalen Beziehungen oder Rollen korrespondieren. Schließlich können auch innerhalb der Kommunikation relationale Identitäten durch Dominanz, Nähe etc. entstehen. Angesichts des Aspekts der Positionierung können die Eröffnungssequenzen in narrativen Interviews besonders interessant sein, da es hier häufig um Verhandlungen der Gesprächsrollen, um Experten- versus Forschermacht und um Kooperationsprinzipien geht.

6. Ausblick

Das hier vorgestellte Konzept der narrativen Identität mit seiner forschungspraktischen Umsetzung kann dazu beitragen, einige tradierte Probleme neu zu formulieren und empirisch anzugehen. Manche Aspekte der autobiographischen Erzählkommunikation, die bisher in der Diskussion häufig mit einem normativen Unterton formuliert wurden, können auf eine empirische Basis gestellt und auf der Basis von Daten entschieden werden. Das trifft z. B. auf die Debatte über die Kohärenz von autobiographischen Erzählungen zu, die einerseits als Merkmal der „guten“ und authentischen Erzählung eingefordert wird, andererseits durch den postmodernen Blick auf die Flüchtigkeit und Gebrochenheit von Lebenskonstellationen geradezu als unmöglich bezeichnet wird. Eine Reformulierung könnte der Frage nachgehen, wann, mit welchen Mitteln und auf welchen Ebenen (etwa lokal, thematisch etc., vgl. Linde 1993) in konkreten Erzählkommunikationen Kohärenz hergestellt wird und/oder in welchen Situationen sie vom Hörer/Analytiker vermisst wird. Ob also eine konkrete Lebenserzählung „kohärent“ ist oder nicht, sollte eher eine empirische Frage sein – Erzähler befragen nicht die postmoderne Identitätstheorie, um ihre Geschichte zu erzählen.

Die konkrete Rekonstruktion der realisierten kommunikativen Strategien könnte zudem die Interviewforschung von manchen methodischen Einengungen und Setzungen befreien. Allerdings muss dann der Fokus wechseln: von den vorab formulierten und technischen Vorgaben, die durchzusetzen suchen, wie Erzähler sich im Interview zu verhalten haben oder was als erzählwürdig gelten kann hin zu dem, was sie tatsächlich tun: Wie und mit welchen Konsequenzen sie sich in ihrer Darstellung explizit oder implizit auf den Hörer beziehen, was für sie erzählwürdig ist, welche Aspekte von Gesprächsrollen sie realisieren, ablehnen oder durchzusetzen suchen, ob und wie sie persönliche Belange und Interessen im Interview bearbeiten, und vieles mehr. Jenseits der im Interview vermittelten Inhalte (das „Was“ des Erzählens) ließen sich so auch Stile der Identitätsarbeit im narrativen Interview herausarbeiten, die sich auf die Ebenen der erzählten Geschichte *und* der situativen Ausgestaltung der Interaktion beziehen kann. Zukunftsperspektive wäre eine Auffächerung verschiedener Typen und Formen der Nutzung sozialer Praktiken, der Ziele und Motive im Setting des narrativen Interviews; gewonnen wäre ein analytischer Zugang zu verschiedenen Konstitutionsdimensionen narrativer Identität im Interview. Das könnte schließlich die Normativität der Interviewstrategievorgaben, die sich als Hindernis für die Empirisierung der Fragestellungen in der Interviewforschung erweisen, zu überwinden helfen.

Literatur

- Antaki, Charles/Widdicombe, Sue: *Identities in talk*, London 1998
- Atkinson, Paul/Delamont, Sara: Rescuing narrative from qualitative research, in: *Narrative Inquiry*, 1/2006, pp. 164–172
- Baddeley, Jenna/Singer, Jefferson: Charting the life story's path, in: Clandinin, Jean (ed.): *Handbook of narrative inquiry. Mapping a methodology*, Thousand Oaks 2007, pp. 177–202
- Bamberg, Michael: Stories: Big or small. Why do we care? in: *Narrative Inquiry*, 1/2006, pp. 139–147
- Bamberg, Michael: Narrative discourse and identities, in: Meister, Jan/Kindt, Tom/Schernus, Wilhelm (ed.): *Narratology beyond literary criticism*, Berlin 2004, pp. 213–238
- Bamberg, Michael: Positioning between structure and performance, in: *Journal of Narrative and Life History*, 7/1997, pp. 335–342
- Bamberg, Michael/Andrews, Molly (ed.): *Considering Counter-Narratives: Narrating, Resisting, Making Sense*, Amsterdam 2004
- Bauman, Richard: *Story, performance, and event. Contextual studies of oral narratives*, Cambridge 1986
- Bauman, Richard/Briggs, Charles: Poetics and performance as critical perspectives on language and social life, in: *Annual Review of Anthropology*, 19/1990, pp. 59–88
- Bell, Michael/Gardiner, Michael (ed.): *Bakhtin and the human sciences. No last words*, London 1998
- Benwell, Bethan/Stokoe, Elizabeth: *Discourse and identity*, Edinburgh 2006
- Bruner, Jerome: *Acts of meaning*, Cambridge 1990
- Czarniawska, Barbara: *Narratives in Social Science Research*, London 2004
- Deppermann, Arnulf: *Konversationsanalyse und discursive psychology*, in: Mruck, Katja/Mey, Günther (Hg.): *Handbuch qualitative Forschung in der Psychologie*, Wiesbaden 2010 (im Erscheinen)
- Deppermann, Arnulf: *Gespräche analysieren*, Wiesbaden 2008
- de Fina, Anna/Schiffrin, Deborah/Bamberg, Michael (ed.): *Discourse and identity*, Cambridge 2006
- Flick, Uwe: *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*, Reinbek 2002
- Freeman, Mark: Autobiographical understanding and narrative inquiry, in: Clandinin, Jean (ed.): *Handbook of narrative inquiry. Mapping a methodology*, Thousand Oaks 2007, pp. 120–145
- Freeman, Mark: Life „on holiday“? In defense of big stories, in: *Narrative Inquiry*, 1/2006, pp. 131–138
- Georgakopoulou, Alexandra: *Small stories, interaction and identities*, Amsterdam 2009
- Georgakopoulou, Alexandra: Thinking big with small stories in narrative and identity analysis, in: *Narrative Inquiry*, 1/2006a, pp. 122–130
- Georgakopoulou, Alexandra: Small and large identities in narrative (inter)action, in: de Fina, Anna/Schiffrin, Deborah/Bamberg, Michael (ed.): *Discourse and identity*, Cambridge 2006b, pp. 83–102

- Gergen, Kenneth: *Relational being. Beyond self and community*, New York 2009
- Griese, Birgit/Griesehop, Hedwig Rosa: *Biographische Fallarbeit. Theorie, Methode und Praxisrelevanz*, Wiesbaden 2007
- Gülich, Elisabeth: Alltägliches erzählen und alltägliches Erzählen, in: *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, 34/2009, S. 403–426
- Günthner, Susanne/Bücker, Jörg (Hg.): *Grammatik im Gespräch. Konstruktionen der Selbst- und Fremdpositionierungen*, Berlin 2009
- Harré, Rom/van Langenhove, Luk (ed.): *Positioning theory*, Oxford 1999
- Helfferrich, Cornelia: *Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*, Wiesbaden 2009
- Hermans, Hubert/Kempen, Harry: *The dialogical self. Meaning as movement*, San Diego 1993
- Hollway, Wendy/Jefferson, Tony: *Doing qualitative research differently. Free association, narrative and the interview method*, London 2000
- Kemp, Peter: *Ethics and the Three Levels of Narrativity*, in: Karen Joisten (Hg.): *Narrative Ethik. Das Gute und das Böse erzählen*, Berlin 2007, S. 203–213
- Keupp, Heiner: *Diskursarena Identität. Lernprozesse in der Identitätsforschung*, in: Keupp, Heiner/Höfer, Renate (Hg.): *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung*, Frankfurt am Main 1997, S. 11–39
- Kraus, Wolfgang: *Das narrative Selbst und die Virulenz des Nicht-Erzählten*, in: Joisten, Karen (Hg.): *Narrative Ethik. Das Gute und das Böse erzählen*, Berlin 2007, S. 25–43
- Kraus, Wolfgang: *The narrative negotiation of identity and belonging*, in: *Narrative Inquiry*, 1/2006, pp. 103–111
- Kraus, Wolfgang: *Falsche Freunde*, in: Straub/Jürgen/Renn, Jochen (Hg.): *Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst*, Frankfurt am Main/New York 2002, S. 159–186
- Kraus, Wolfgang: *Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne*, Pfaffenweiler 2000
- Kraus, Wolfgang: *Identität als Narration. Die narrative Konstruktion von Identitätsprojekten*, o.O. 1999, verfügbar unter: <http://web.fu-berlin.de/postmoderne-psych/berichte3/kraus.htm> (20.9.2009)
- Langellier, Kristin/Peterson, Erik: *Storytelling in everyday life. Performing narrative*, Philadelphia 2004
- Linde, Charlotte: *Life stories. The creation of coherence*, New York 1993
- Linell, Per: *Rethinking language, mind and world dialogically. Interactional and contextual theories of human sense-making*, Charlotte/NC 2009
- Lucius-Hoene, Gabriele: *Narrative Analysen*, in: Mruck, Katja/Mey, Günther (Hg.): *Handbuch qualitative Forschung in der Psychologie*, Wiesbaden 2010 (im Erscheinen)
- Lucius-Hoene, Gabriele: *Erzählen als Bewältigung*, in: *Psychoanalyse. Texte zur Sozialforschung*, 13/2009, S. 139–147
- Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf: *Rekonstruktion narrativer Identität*, Wiesbaden 2004a

- Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf: Narrative Identität und Positionierung, in: Gesprächsforschung, 5/2004b, S. 166–183, verfügbar unter: <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2004/heft2004.htm> (26.4.2010)
- Meuter, Norbert: Narrative Identität. Das Problem der personalen Identität im Anschluß an Ernst Tugendhat, Niklas Luhmann und Paul Ricoeur, Stuttgart 1995
- Norrick, Neal: Conversational narrative: Storytelling in everyday talk, Amsterdam 2000
- Ochs, Elinor/Capps, Lisa: Living narrative. Creating lives in everyday storytelling, Cambridge 2001
- Peterson, Erik/Langellier, Kristin: The performance turn in narrative studies, in: Narrative Inquiry, 1/2006, pp. 173–180
- Polkinghorne, Donald: Narrative knowing and the human sciences, Albany/NY 1988
- Potter, Jonathan: Representing reality. Discourse, rhetoric and social construction, London 1996
- Ricoeur, Paul: Narrative Identität, in: Ricoeur, Paul: Vom Text zur Person. Hermeneutische Aufsätze 1970–1999, Hamburg 2005a, S. 209–225
- Ricoeur, Paul: Annäherung an die Person, Ricoeur, Paul: Vom Text zur Person. Hermeneutische Aufsätze 1970–1999, Hamburg 2005b, S. 227–249
- Ricoeur, Paul: Das Selbst als ein Anderer, München 1996
- Ricoeur, Paul: Die erzählte Zeit, München 1991
- Ritivoi, Andreea: Identity and narrative, in: Herman, David/Jahn, Manfred/Ryan, Marie-Laure (ed.): Routledge encyclopedia of narrative theory, London 2008, pp. 231–235
- Sacks, Harvey: Lectures on conversation, Oxford 1992
- Schiffrin, Deborah: Narrative as self-portrait. The sociolinguistic construction of identity, in: Language in Society, 25/1996, pp. 167–204
- Schütze, Fritz: Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens, in: Kohli, Martin/Günther, Robert (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit, Stuttgart 1984, S. 78–117
- Schütze, Fritz: Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien, Hagen 1987 (Studienbrief)
- Schütze, Fritz: Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen, Universität Bielefeld 1977 (Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien)
- Schütze, Fritz: Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Kommunikative Sozialforschung, München 1976, S. 159–260
- Shuman, Amy: Entitlement and empathy in personal narrative, in: Narrative Inquiry, 1/2006, pp. 148–155
- Straub, Jürgen: Erzähltheorie/Narration, in: Mruck, Katja/Mey, Günther (Hg.): Handbuch qualitative Forschung in der Psychologie, Wiesbaden 2010 (im Erscheinen)
- Straub, Jürgen: Psychologie und Kultur, Psychologie als Kulturwissenschaft, in: Appel-meyer, Heide/Billmann-Mahecha, Elfriede (Hg.): Kulturwissenschaft, Weilerswist 2001, S. 125–167
- Straus, Florian/Höfer, Renate: Entwicklungslinien alltäglicher Identitätsarbeit, in: Keupp, Heiner/Höfer, Renate (Hg.): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung, Frankfurt am Main 1997, S. 270–307

- Taylor, Stephanie: Narrative as construction and discursive resource, in: *Narrative Inquiry*, 1/2006, pp. 94–102
- Tracy, Karen: *Everyday talk. Building and reflecting identities*, New York/London 2002
- Tschuggnall, Karoline: *Sprachspiele des Erinnerns. Lebensgeschichte, Gedächtnis und Kultur*, Gießen 2004
- Widdicombe, Sue: Identity as an analyst's and a participant's resource, in: Antaki, Charles/Widdicombe, Sue (ed.): *Identities in talk*, London 1998, pp. 191–206
- Wortham, Stanton: *Narratives in action. A strategy for research and analysis*, New York 2001
- Zielke, Barbara: *Sozialer Konstruktivismus. Psychologische Diskurse*, Göttingen 2007

Biographische Identität und Objektive Hermeneutik: methodologische Überlegungen zum narrativen Interview

Mirja Silkenbeumer/Andreas Wernet

Mit dem biographisch-narrativen Interview steht der verstehenden Forschung ein außergewöhnliches Datenmaterial zur Verfügung. Die Sonderstellung dieses Forschungsinstruments zeigt sich schon bei der Frage der Datenerhebung. Die Erhebung von naturwüchsigen Interaktionsprotokollen erweist sich meistens als ausgesprochen schwierig. Familien gewähren Forschern nur sehr widerwillig Einblick in ihre Privatsphäre; die Erhebung eines therapeutischen Gesprächs ist angesichts des Vertrauensschutzes dieser Handlungspraxis kaum realisierbar; die Erhebung von Beratungsgesprächen zwischen Lehrern und Eltern ist aus ähnlichen Gründen mit erheblichen Anstrengungen verbunden. Die Interaktionspraxis in Kontexten der politischen, ökonomischen oder administrativen Entscheidungsfindung bleibt dem Forschungszugriff gänzlich entzogen. Dagegen stößt die Bitte, im Rahmen eines Forschungsinterviews das eigene Leben zu erzählen, auf erstaunlich wenig Abwehr. Das initiale Anliegen, „wir interessieren uns für Ihr Leben“, hat gute Aussichten, positive Resonanz zu finden.

Nicht nur sind bezüglich der Bereitschaft zur Teilnahme an einem biographischen Interview geringe Widerstände zu überwinden; auch die Interviewführung gestaltet sich in aller Regel ausgesprochen geschmeidig.¹ Ziel eines offenen

1 Gleichwohl unterliegen narrative Interviews durchaus Einschränkungen, etwa hinsichtlich des Lebensalters der Befragten oder bestimmter Kontexte, in denen sich Stegreiferzählungen nicht oder nur eingeschränkt entfalten können. Eine vielfach vorgebrachte Kritik am Konzept des narrativen Interviews bezieht sich gerade auch darauf, dass nicht alle Befragten über ein entsprechend hohes Maß an Selbstreflexion und Sprachvermögen verfügen. Die Bereitschaft und Fähigkeit, sich überhaupt auf den Strom ehemaliger Erfahrungen (Schütze 1981: 79) in einer Stegreiferzählung einzulassen, erfordert es, sich belastende, eventuell traumatische Erfahrungen zu vergegenwärtigen. Ob und inwieweit sich ein Erzähler auf den Erzählstrom einlassen kann, hängt in entscheidendem Maße von den Struktur lebensgeschichtlicher Erfahrungen und der Gegenwarts-perspektive ab (vgl. Rosenthal 1995). Schütze (1984: 89) geht davon aus, dass der Wissenschaftler – auch im Falle „misslungener“ Stegreiferzählungen – Erfahrungsqualitäten rekonstruieren kann – diese Rekonstruktionen sind jedoch riskanter.

Interviews ist eine möglichst spontane und ungehemmte Artikulation durch den Interviewten. Im Allgemeinen steht dem schon die Artifizialität der Interviewsituation entgegen: Das Interviewsetting ist nicht gerade ein günstiger Ort für eine lebendige, unverstellte und unverkrampfte Selbstauskunft. Mit diesem erhebungstechnischen Problem der Lockerung des Gesprächs hat das biographisch-narrative Interview kaum zu kämpfen. Die biographische Erzählaufforderung führt nicht zu spröden, hölzernen Auflistungen von Lebensereignissen. Mit der Gefahr, dass ein tabellarischer Lebenslauf in mündlicher Form präsentiert wird, hat das narrative Interview erst gar nicht zu rechnen. Bereitwillig lassen sich die Interviewten auf die Erzählaufforderung ein. Sie nehmen die Interviewsituation zum Anlass, eine autobiographische Rolle einzunehmen, die nicht nur historisch, sondern auch in der zeitgenössischen Gesellschaft als literarische Form dem herausgehobenen, außeralltäglichen Leben vorbehalten ist (vgl. Baacke/Sander 2006: 258f.; Kaufmann 2005: 65ff.). So entstehen Erzähltexte, die angesichts der Intimität des Gegenstands – es geht ja um nicht weniger als darum, von sich selbst zu erzählen – oftmals von erstaunlicher Dichte und Offenheit sind. Und schließlich stellen diese Interviewtexte schon vor jeder Analyse einen spannenden Lektürestoff dar. Es braucht nicht erst eine minutiöse und akribische Arbeit am Material, um ihm interessante Einsichten abgewinnen zu können. Die Interviewnarrationen geben schon dem flüchtigen Leser Einblick in konkrete Lebensumstände und die damit verbundenen Problemlagen, in kleinere und größere Lebensschicksale, die Anlass zur Identifikation geben und deren wissenschaftliche Relevanz erst gar nicht in Frage steht.

Unzweifelhaft haben diese Qualitäten des narrativen Interviews zur Erfolgsgeschichte der Biographieforschung wesentlich beigetragen. Neben allem anderen zehrt ihr Erfolg von der Erreichbarkeit der Daten, von ihrer Suggestivität und materialen Reichhaltigkeit. Dass sich dabei eine gewisse Tendenz herausgebildet hat, Biographieforschung genuin als Narrationsforschung zu verstehen, ist insofern nicht weiter verwunderlich. Die Frage nach dem Gegenstand der Forschung hat sich gleichsam durch das Datenmaterial erledigt: Es ist die biographische Erzählung als solche, die es zu verstehen und zu rekonstruieren gilt. So ist das Erzählen selbst in den Aufmerksamkeitsfokus der Biographieforschung gerückt.

Wir wollen im Folgenden einen Blick auf das narrative Interview aus der methodologischen Perspektive der Objektiven Hermeneutik werfen. Wir gehen dabei davon aus, dass der Interviewtext unter methodischer Perspektive als Ausdruck bzw. Protokoll biographischer Identität angesehen werden muss. Deshalb werden wir zunächst einige strukturtheoretische Implikationen des Konzepts der biographischen Identität diskutieren (1). Im 2. Kapitel werden wir dann das narrative Interview auf der Grundlage zentraler methodologischer Prämissen der Objektiven Hermeneutik betrachten. Hier stehen die Unterscheidungen zwischen

Struktur und Inhalt, manifesten und latenten Sinnstrukturen und tatsachenwissenschaftlichen und hermeneutisch-sinnrekonstruktiven Forschungsoperationen im Zentrum. In einem Exkurs greifen wir einige Motive der Kontroverse um die Authentizität biographischer Narration auf. Auf dem Hintergrund einer struktur-rekonstruktiven Methodologie entpuppt sich dieser Streit als Scheinkontroverse.

1. Strukturtheoretische Überlegungen zum Konzept der biographischen Identität

Die beiden eng aufeinander verweisenden Begriffe der Biographie und Identität sind von grundlegender Bedeutung für das Verständnis moderner Gesellschaften. Beide Begriffe referieren auf den Umstand, dass die Subjekte als gesellschaftlich programmierte Funktionsträger nur unzureichend beschrieben werden können und dass ihre Handlungsfähigkeit, so wie sie zu einem gegebenen Zeitpunkt bestimmbar ist, als Ergebnis eines Bildungsprozesses verstanden werden muss. Ähnlich wie der Begriff der Individualisierung verweisen sie auf eine spezifische Stellung des Subjekts in der modernen Gesellschaft als dessen Charakteristikum. Und ähnlich wie der Individualisierungsbegriff sind sie zwar theoriearchitektonisch höchst umstritten, aber kaum verzichtbar.

Das Konzept der biographischen Identität beruht grundlegend auf der Annahme einer Kontinuität stiftenden Strukturierung von Handlungsdispositionen und Handlungsentwürfen. In Analogie zum Bourdieu'schen Habitusbegriff folgt sie der Idee einer sinnstrukturellen Handlungsgenerierung. Identität wie Biographie können im Sinne eines „opus operatum“ als durch soziale Vorgaben strukturierte Struktur betrachtet werden, als gleichsam objektiviertes, das Soziale inkorporierendes Handeln. Gleichzeitig aber, und darin besteht die Pointe des Habitusbegriffs, korrespondiert dieser Inkorporierung ein „modus operandi“; eine die Handlungspraxis der Akteure ermöglichende und zugleich hervorbringende, strukturierende und generierende Struktur. Ohne die Annahme eines solchen kontinuierlichen und kohärenten Zentrums der Handlungsgenerierung würden die Begriffe Identität und Biographie keinen Sinn ergeben. Würden wir auf diese Annahme verzichten, müssten wir von einer mechanistischen Außengelenktheit oder von Beliebigkeit und beliebiger Variabilität sozialen Handelns ausgehen.

Nun ist aber gerade vor dem Hintergrund der durch Individualisierungsprozesse erfolgenden Entstrukturierung eine Mannigfaltigkeit und Gebrochenheit von Biographieverläufen zu beobachten, die mit der Annahme einer Kohärenz und Kontinuität stiftenden biographischen Identität kaum vereinbar sind. Zunehmend wird ein „postmodernes“ Verständnis von Identität als „Identität im Plural“ diskutiert. Damit verbunden ist die Zurückweisung des Identitätsbegriffs

und ein Abschied von Eriksons Konzept, der von einem kohärenten Selbst ausgeht. Eine vielfach aufgegriffene, zentrale These lautet, dass „Identität“ durch die Vielfalt von Handlungs- und Lebensmöglichkeiten und die Destandardisierung von Lebensverläufen nicht mehr als Einheit verstanden werden könne. Das offene, dezentrierte Subjekt wird nunmehr als gelungenes Ergebnis von Identitätsarbeit postuliert, während dieser Zustand von Identität von Erikson als Ausdruck von Identitätsdiffusion als problematisch betrachtet wird. Keupp (1999) entwarf die Metapher der „Patchwork-Identität“ und warf die Frage auf, „ob Identitätsbildung in einer sich zunehmend enttraditionalisierten Gesellschaft noch so begriffen werden könne, wie es die Sozialwissenschaften noch immer überwiegend versuchten“ (Keupp 1999: 11). Auch wenn Keupp seine Überlegungen unter das Motto „Abschied von Erikson“ stellt, findet bei ihm implizit eine Annäherung an Erikson statt, indem Identität als Gefühl des Sich-Selbstgleich-Seins verstanden wird (ebd.: 34). Keupp hält in seinem Konzept von „Patchwork-Identität“ an der Kohärenz als Dimension von Identität fest, wobei Kohärenz und Kontinuität hier zu äußerlichen Kategorien werden,

„die als bloße Verhaltensmuster aus ihrem psychisch strukturellen Zusammenhang gelöst wurden. Damit wird zwar ermöglicht, von der Beschaffenheit der gesellschaftlichen Verhältnisse auf eine veränderte Subjektform zu schließen, gleichwohl um den Preis, die psychische Tiefendimension außer acht zu lassen, mehr noch den je individuellen Erfahrungshorizont der Akteur(inn)e(n) und ihr Gewordensein.“ (Mey 1999: 78)

Nun geht mit der Erweiterung von Handlungsoptionen – mit der Möglichkeit, in verschiedenen Kontexten unterschiedliche Selbstentwürfe und soziale Rollen auszugestalten, heute so und morgen anders handeln zu können – weder einher, jeweils eine andere Person zu sein noch auf die Herstellung von Identität zu verzichten. Im Gegenteil: Gerade der Umstand, dass gesellschaftlich eine kollektiv definierte und insofern alternativenlose Platzanweisung nicht erfolgt, erzwingt eine Selbstplatzierung durch das Subjekt. Wenn aber der Platz (in der klassischen soziologischen Terminologie: soziale Rollen und Positionen) und die ihn konstituierende Ordnung dem Subjekt keine eindeutigen Anweisungen mehr geben hinsichtlich der Frage, was es zu tun und was es zu sein hat, dann stellt sich ein Problem der Strukturierung bzw. der Ordnung. Welche strukturierende Kraft verleiht dem Subjekt im Kontext seiner gesellschaftlichen Freisetzung Schutz vor „subjektiver Anomie“? Wer übernimmt die Integrationsleistung des Subjekts, wenn die Gesellschaft darauf verzichtet, elementare Fragen dieser Integration – von der Frage „Welche Position nehme ich im Gefüge sozialer Ungleichheit ein?“ bis hin zur Frage: „Wen heirate ich?“ – zu beantworten?

Aus dieser Perspektive erscheint die Annahme einer Integration stiftenden, Anomie vermeidenden Strukturierungsleistung biographischer Identität kaum verzichtbar. Geht in die sozialkonstruktivistische Kritik am Identitätsbegriff die Annahme ein, dass Modernisierungsprozesse den Begriff als obsolet erscheinen lassen (das Konzept der Identität erscheint als *nicht mehr* zeitgemäß), so wirft spiegelbildlich dazu die modernitätstheoretische Begründung des Identitätsbegriffs die Frage auf, ob die Rekonstruktion vormoderner Gesellschaften auf den Identitätsbegriff verzichten kann (vgl. dazu die Beiträge in Benoist [Hg.] 1980). Diese Frage können und brauchen wir hier nicht zu beantworten. Denn selbst wenn wir davon ausgehen müssten, dass die Annahme einer subjektiven Strukturierungsleistung für jedwede Gesellschaftsform unverzichtbar ist, können wir festhalten, dass der Komplexitäts- und Entstrukturierungszuwachs der modernen Gesellschaft subjektive Strukturierungsleistungen in gesteigerter Intensität abverlangt.

Allerdings stellt sich für einen strukturtheoretisch gefassten Identitätsbegriff das Problem der Transformation. Deshalb wurde gerade auch aus identitätstheoretischer Perspektive der Begriff der Krise stark gemacht. So haben Erikson und Goffman ihre Konzepte von Identität entlang empirischer Beobachtungen zu Krisenverläufen und Beschädigungen von Identität formuliert. Bei Erikson sind es die Krisen der gesunden Persönlichkeit, während Goffman in *Stigma* (1977) darstellt, dass die Fassade durch kleine und große Stigmata ständig bedroht ist. Wie die Ethnomethodologie mit dem Krisenexperiment eine Methode entdeckt hat, mit der unscheinbare, weil im Modus des selbstverständlich Geltenden operierende Strukturen sichtbar gemacht werden können, verweisen Krisen und Beschädigungen auf das Operieren von Identität, das ohne Krise und ohne Beschädigung leicht zu übersehen ist. Erikson (1973: 147) hat gezeigt, dass man sich seiner Identität besonders dann bewusst wird und aktive Syntheseleistungen erforderlich werden, „wenn man sie eben erst zu gewinnen im Begriff steht und gewissermaßen überrascht seine Bekanntheit macht; das gleiche Gefühl entsteht, wenn man gerade auf eine Krise zusteuert.“ Die Gewinnung und Aufrechterhaltung von Identität ist, so eine grundlegende theoretische Annahme, offenbar mit Anstrengung und Kampf verbunden, die Immanenz der Krise/Fragilität von Identität wird damit hervorgehoben. Identitätskonstruktionen enthalten schon in sich, „keimhaft“, diejenigen Momente, die (nicht notwendig, aber potenziell) zur Krise führen („Sollbruchstellen“). Damit rückt der prozessuale und dynamische Charakter von Identität in den Blick, nicht im Sinne der wohlfeilen Reklamierung der Prozessualität allen Daseins; sondern im spezifischen Sinne der Fragilität der identitätsgestifteten Kontinuität. Identität als theoretisches Konzept und empirisches Phänomen umfasst, Erikson folgend, ein „dauerndes inneres Sich-

Selbst-Gleichsein, wie ein dauerndes Teilhaben an bestimmten gruppenspezifischen Charakterzügen“ (1973: 124).

Auch wenn in diesem Konzept von Identität die Bedeutung eines über die Zeit kohärenten Gefühls der Selbstheit hervorgehoben wird, bedeutet dies nicht, wie Erikson zu Unrecht immer wieder unterstellt wird, dass hier Identität als geschlossene oder starre Struktur gedacht wird (vgl. Straub 1991: 65). Vielmehr ist die hier angesprochene Einheit der Person und das Gefühl des „Mit-sich-identisch-Seins“ als prozesshaftes Geschehen zu denken. Und diese Prozesshaftigkeit scheint uns theoriearchitektonisch von zentraler Bedeutung zu sein: nicht als kumulative und kontinuierliche Aufschichtung von Erfahrung, sondern als krisenhafter Prozess der De- und Rekonstruktion. So wie der Strukturbegriff konstitutiv auf die Figur der Strukturtransformation verweist, so verweist der Identitätsbegriff konstitutiv auf die Figur der Identitätskrise. Der Kontinuitätsthese, die zweifelsohne dem Identitätsbegriff inhärent ist, korrespondiert also eine Diskontinuitätsthese, die ebenso grundlegend für das Identitätskonzept ist wie die Kontinuitätsthese.

Diese Konzeption einer Dialektik von Strukturreproduktion und Strukturtransformation, von Kontinuität und Diskontinuität, von Identität und Identitätskrise, ist vor allem aus methodischer Perspektive dem Bild einer Prozessualität im Sinne einer nicht fixierbaren Dauerauflösung und Neukonstituierung von Welt vorzuziehen. Auch wenn das Subjekt und seine biographische Identität als ständig im Werden begriffen aufgefasst werden muss, auch wenn Stabilität, Kontinuität und Routine konstitutionstheoretisch eher als Grenzfall konzipiert werden (vgl. Oevermanns Argument der Vorgängigkeit der Krise gegenüber der Routine, Oevermann 2004), lässt sich diese Prozessualität empirisch nur fassen als Übergang von einem Zustand (im Sinne einer Strukturreproduktion) in einen anderen.² Übergänglichkeit, Prozessualität, Transformation oder Dynamik als solche, also ohne die Voraussetzung von Phasen der Stabilität, Ruhe, Reproduktion oder Kontinuität, lassen sich konstitutionstheoretisch formulieren, empirisch aber nicht greifen. Erst die Rekonstruktion einer Strukturgesetzlichkeit und ihrer reproduktiven Bewegung ermöglicht die empirische Diagnose transformatorischer Dynamiken.

Schließlich müssen wir rekonstruktionsmethodologisch einen zweiten Aspekt der Dynamik in Rechnung stellen. Wenn wir davon ausgehen, dass Prozesse der Transformation sich methodisch nur als Übergang von einer rekonstruierba-

2 Lévi-Strauss hält der Synchronismus-Kritik Piagets entgegen: „Nicht, als ob wir nicht wüssten, dass jede Struktur notwendig erzeugt ist. [...] Denn wir geben bereitwillig zu, dass Strukturen eine Genesis haben, sofern man ebenfalls zugibt – doch liefert das Werk Piagets nicht den Beweis dafür? – dass jeder vorherige Zustand einer Struktur selbst eine Struktur ist.“ (Lévi-Strauss 1976: 734; vgl. auch Piaget 1973: 102ff.)

ren Reproduktionsgesetzlichkeit in eine andere fassen lassen, heißt dies nicht, dass die Strukturreproduktion als solche einem statischen Zustand entsprechen würde. Das Bild der Zuständigkeit ist nur hinsichtlich der (relativen) Abwesenheit krisenförmiger Transformationsbewegungen angebracht. Aber die Strukturreproduktion als solche erfolgt in einem dynamischen Prozess. Das wird insbesondere in dem Begriff des *modus operandi* (s. o.) deutlich. Der Prozess der Strukturreproduktion bleibt missverstanden, wenn er als eine formale Operation konzipiert wird, die eine gleichbleibende, starre phänomenale Wirklichkeit erzeugt. Die Pointe eines genetischen Strukturalismus besteht ja darin, Strukturreproduktionen als kreativen Prozess zu konzipieren.³

Dieser kreative Erzeugungsprozess, in dem mannigfaltige, differenzierte und unvorhersehbare Wirklichkeiten als Ausdruck derselben strukturierenden Kraft gebildet werden, macht die Dynamik der Strukturreproduktion aus. Bei der Frage der „Entstehung des Neuen“ (vgl. Oevermann 1991) muss also zwischen Struktur und Ausdrucksgestalt unterschieden werden. Emergenz im Mead'schen Sinne können wir als Strukturtransformation verstehen. Die Sinnrekonstruktion der empirisch zu greifenden Ausdrucksgestalten erzwingt in diesem Fall die Formulierung zweier differenter Strukturgesetzmäßigkeiten. Die Dialektik von Emergenz und Determination betrifft aber nicht nur die Entstehung des Neuen im Sinne der Bildung neuer Strukturen als Umbildung vorangegangener, sondern sie betrifft auch die Emergenz neuer Ausdrucksgestalten auf der Basis einer strukturellen Kontinuität. Die methodische Operation der Fallrekonstruktion führt hier zu einer material reichhaltigen Reformulierung derselben Struktur angesichts scheinbar heterogener Ausdrucksgestalten.

Wenn wir von einer stabilen und kohärenten Identität ausgehen (also nicht die Identitätskrisen und die mit ihnen einhergehenden Transformationen in den Blick nehmen), dann gehen wir in diesem Sinne von einem *dynamischen* Konzept von Identität aus, das auf der Ebene der Ausdrucksgestalten immer neue Gesichter annehmen kann, hinter denen sich dieselbe Sinnstruktur verbirgt.⁴ Die Methode der Strukturrekonstruktion biographischer Identität zielt genau auf diese Dynamik. Die objektiv-hermeneutische Sequenzanalyse dient vor allem dazu, diesen strukturierenden Prozess der Reproduktion einer Fallstrukturgesetzmäßigkeit empirisch zu fassen.

3 Analog zu Chomskys Ausgangspunkt für die Formulierung einer generativen Transformationsgrammatik: „Der bemerkenswerteste Aspekt der Sprachkompetenz liegt in der, wie wir sagen können, ‚Kreativität der Sprache‘, d. h. der Fähigkeit des Sprechers, neue Sätze zu produzieren, die von anderen Sprechern sofort verstanden werden, obwohl sie keine physikalische Ähnlichkeit mit ‚vertrauten‘ Sätzen aufweisen.“ (Chomsky 1974: 4)

4 Es ist nicht auszuschließen, dass die empirische Evidenz der Annahme eines Pluralismus von Identitäten darauf beruht, dass die einheitliche Struktur dieser vermeintlich differierenden Identitäten methodisch erst gar nicht in den Blick gerät.

2. Objektive Hermeneutik und narratives Interview

Von diesen grundlegenden strukturtheoretischen Prämissen ausgehend wollen wir im Folgenden einige methodologische Präzisierungen bezüglich des empirischen Zugriffs auf das narrative Interview aus der Perspektive der Objektiven Hermeneutik vornehmen. Es geht uns darum, den spezifischen Forschungszugriff einer hermeneutischen Rekonstruktionsmethodologie auch und vor allem in Abgrenzung zu tatsachenwissenschaftlichen methodischen Prozeduren herauszuarbeiten. Im Anschluss an die Skizzierung des Textbegriffs in der Objektiven Hermeneutik werden wir zunächst den empirischen Status des narrativen Interviews diskutieren, um dann auf die Unterscheidung manifester und latenter Sinnstrukturen und ihre Bedeutung für die Rekonstruktion biographischer Identität einzugehen.

2.1 *Interviewtext und objektive biographische Daten: Struktur und Inhalt*

Eine grundlegende methodologische Prämisse der Objektiven Hermeneutik besteht nach Oevermann in der Annahme der Textförmigkeit sozialer Wirklichkeit. Die Sinnstrukturiertheit sozialen Handelns manifestiert sich in Texten, und eine methodische Operation, die auf die Rekonstruktion dieser Sinnstrukturiertheit zielt, muss den Text als basales empirisches Datum ins Zentrum rücken. Der Vorschlag Oevermanns zielt auf eine Überwindung der erkenntnislogischen Gegenüberstellung hermeneutischer und empirischer Methoden (ausführlich vgl. Wernet 2006). Die Textförmigkeitshypothese reklamiert, dass ein Sinnverstehen, das sich als empirische, d. h. an Erfahrungstatsachen überprüfbare (und d. h. wiederum: falsifizierbare) Operation der Theoriebildung versteht, sich auf Texte (Protokolle) als Geltungsbasis berufen kann und muss. Verstehen überhaupt ist auf sinnhafte Äußerungen angewiesen. Eine Minimalvoraussetzung eines methodisch kontrollierten Verstehens besteht in der Fixierung der Lebensäußerung (Dilthey 1966) in Form eines möglichst authentischen, die tatsächlichen Äußerungen wiedergebenden Protokolls. Ein solches Protokoll stellt eine unverzichtbare Grundlage der diskursiven, intersubjektiv überprüfbaren Sinnerschließung dar. Erst dadurch ist überhaupt die Möglichkeit eröffnet, eine interpretative Geltungsfrage aufzuwerfen.⁵ Ohne die stabile Bezugsgröße eines Protokolls bleibt ein argumentativer Streit um die Angemessenheit einer Interpretation jenseits eines mit Geltungsanspruch ausgestatteten Diskurses.

5 ...während es umgekehrt für die alltagsweltlichen Deutungskontroversen charakteristisch ist, dass der Streit um den Text von dem Streit um seine Auslegung nicht systematisch getrennt wird und eher der Streit um den Text („das habe ich so gar nicht gesagt“), also das, was die für die skriptuale Hermeneutik das Problem der (Text-), „Kritik“ darstellt, im Vordergrund steht.

Eine wichtige Implikation dieses Grundsatzes, den Oevermann in Opposition zu jenen methodologischen Begründungsansätzen formuliert hat, die sich auf lebensweltliche Evidenz als Geltungskriterium des Verstehens berufen, besteht in der Annahme, dass jede Interpretation, die sich nicht auf ein Protokoll beruft, methodisch gleichsam in der Luft hängt. Das spontane und unmittelbare Verstehen flüchtiger, nicht-fixierter Äußerungen kann zwar durchaus zu erhellenden Sinnerschließungen führen. Es kann deren Explikation aber weder methodisch anleiten, noch kann es die Triftigkeit der Sinnrekonstruktion auf der Grundlage eines transparenten und nachvollziehbaren interpretatorischen Vorgehens ausweisen. Genau darin aber, in der Überprüfbarkeit und Widerlegbarkeit der Ergebnisse, besteht der zentrale Anspruch eines forschungsmethodischen Vorgehens.

Wir wollen hier nicht im Einzelnen auf die methodischen Verfahrensschritte eingehen, mit denen die Objektive Hermeneutik versucht, dem Anspruch einer intersubjektiv überprüfbaren Sinnerschließung eines Protokolls gerecht zu werden. Wichtiger für den thematischen Zusammenhang des Konzepts der biographischen Identität scheint uns die Frage der Textförmigkeit des für die Erforschung von Prozessen der biographischen Selbstkonstitution zentralen Forschungsinstruments des biographisch-narrativen Interviews zu sein. Hier ist eine erkenntnistheoretische Voraussetzung der Textförmigkeitshypothese von grundlegender Bedeutung. Diese Hypothese ist auf dem Hintergrund eines Wissenschaftsverständnisses formuliert, das auf die Rekonstruktion von Sinnstrukturen zielt. Die forschungslogische Bedeutung des Protokolls besteht nicht darin, uns Informationen über eine tatsachenwissenschaftliche Würdigung der sozialen Welt zu liefern, sondern darin, eine Ausdrucksgestalt der sinnstrukturellen Verfasstheit der protokollierten sozialen Wirklichkeit zu repräsentieren. Die Unterscheidung von Ausdrucksgestalt und Sinnstruktur verweist im Forschungsverständnis einer strukturalen Hermeneutik darauf, dass die Rekonstruktion von Sinnstrukturen an den Ausdrucksgestalten vorgenommen werden muss, weil diese eben „Ausdruck von...“ sind; sie sind nicht mit Sinn ausgestattet, sondern sie sind sinnstrukturell erzeugt.

Die Unterscheidung verweist aber auch darauf, dass die forschungslogische und -methodische Bezugnahme auf ein und dasselbe Protokoll unterschiedlichen, durchaus heterogenen Fragestellungen folgen kann. Wir können das Protokoll auf seinen informatorischen Gehalt hin befragen und die in ihm artikulierten Selbst- und Weltbezüge in inhaltlicher und thematischer Perspektive analysieren: Was ist wann geschehen? Von was ist die Rede? Wie sehen sich die Sprecher im Rahmen des von ihnen dargestellten Geschehens? Diese und vergleichbare Fragen stehen im Zentrum einer beschreibenden, informatorischen und tatsachenwissenschaftlichen Würdigung des Textes. Der Text dient dieser Herangehens-

weise im eigentlichen Sinne nicht als Ausdrucksgestalt, sondern als Datenträger (vgl. dazu Oevermann u. a. 1980). Die Rekonstruktion der Bedeutungsstruktur des Protokolls im Sinne einer Ausdrucksgestalt unterliegt einem völlig anderen Blick auf den Text. Es geht dann nicht um das Was, sondern um das Wie des Gesagten; nicht um die Inhalte und Themen des Ausdrucks (Protokolls), sondern um die Ausdrucksgestalt als solche. Die Frage nach der Sinnstruktur der protokollierten Äußerung bzw. ihrer Ausdrucksgestalt ist klar zu scheiden von der Frage ihres Inhalts. Entsprechend unterscheiden sich die Methoden der Erschließung: Inhalts- und Strukturanalyse eines Textes stellen methodisch völlig unterschiedliche Herangehensweisen dar; Herangehensweisen, die wechselseitig aufeinander angewiesen sind – die Strukturanalyse bedarf der Inhalte und die Inhaltsanalyse einer sie leitenden Strukturidee –, die sich aber forschungslogisch nicht ineinander überführen lassen.

Dieses Problem der methodologisch zwingenden Unterscheidung zwischen struktur- und inhaltsrekonstruierenden Operationen stellt sich im Falle des narrativen Interviews in gesteigerter Form. Das liegt zum einen daran, dass diese Protokollgattung wie kaum eine zweite einen reichhaltigen Fundus für beide Herangehensweisen bietet.⁶ Wir haben eingangs darauf hingewiesen, dass schon die bloße Lektüre eines biographischen Interviews beim Leser ein neugieriges Interesse weckt, sowohl für die geschilderten Sachverhalte als auch für die Art und Weise des Erzählens. Noch wichtiger aber ist, dass Struktur und Inhalt aufs Engste miteinander verknüpft sind. Was erzählt wird und wie es erzählt wird ist nicht nur gleichermaßen interessant, sondern vermittelt Einsichten in ein und dieselbe Fallstruktur. Gerade dieser enge Zusammenhang zwischen dem „erzählten Leben“ und dem „erlebten Leben“ und die wechselseitige Verwiesenheit von Erzählung und Erzähltem, laden dazu ein, Struktur- und Inhaltsanalyse zu konfundieren. Darunter leidet die methodische Transparenz. In biographischen Fallanalysen ist häufig nicht mehr zu unterscheiden, welche Aussagen auf einer Nacherzählung der Interviewerzählung beruhen, welche Aussagen sich auf die im Interview artikulierten Sachverhalte beziehen und welche Aussagen sich in einem methodisch verbindlichen Sinne auf die Textrekonstruktion stützen.

Der methodologische Standpunkt der Objektiven Hermeneutik ist seinerseits dadurch gekennzeichnet, diejenigen hermeneutischen Operationen, die sich auf die tatsachenwissenschaftlich zu erfassenden Informationen, die der Narration zu entnehmen sind (Interpretation der objektiven Daten), strikt zu trennen von denjenigen hermeneutischen Operationen, die die sinnstrukturelle Konfiguration des Falls an der Rekonstruktion des Textes, der in Form einer biographischen

6 ... während andere Texte und Textgattungen eindeutig eine primär inhaltliche (z. B. Akten) oder eine primär strukturelle Betrachtung (z. B. ein Luftbild, vgl. Wienke 2001; ein abstraktes Gemälde, vgl. Ritter 2003 oder ein Grabstein, vgl. Wernet 2003) nahe legen.

Narration vorliegt, zu gewinnen versucht. Und diese Operation steht zweifellos im Zentrum der methodischen Zuständigkeit der Objektiven Hermeneutik. Hier erscheint der durch das Setting des narrativen Interviews gewonnene Text als Ausdrucksgestalt einer Fallstruktur; als biographische Identität im oben skizzierten Sinn. Und natürlich handelt es sich dabei um diejenige sinnstrukturelle Verfasstheit einer biographischen Identität, die zum Zeitpunkt des Interviews den Interviewtext als Ausdrucksgestalt hervorgebracht hat. In diesem offenen Prozess der Hervorbringung – weder weiß der Interviewte während des Interviews, was er zehn Minuten später sagen wird noch könnte er den Erzähltext als solchen wiederholen – reproduziert sich diejenige Fallstruktur, die es zu rekonstruieren gilt. In einem methodisch verbindlichen Sinne kann dieser Text nicht als Protokoll oder Ausdrucksgestalt biographischer Transformationen angesehen werden; auch und gerade dann nicht, wenn er von solchen Transformationen berichtet. Es geht der objektiv-hermeneutischen Fallrekonstruktion also weder um die Rekonstruktion des „erlebten Lebens“, noch des „erzählten Lebens“; es geht um die Rekonstruktion der Fallstrukturgesetzlichkeit der biographischen Identität, wie sie sich in einem gegebenen Protokoll Ausdruck verschafft.

Es bedarf aus der Perspektive der Objektiven Hermeneutik deshalb auch keiner eigenen methodischen Kunstlehre der Analyse narrativer Interviewtexte. Die immer wieder vorgebrachte Kritik, durch die Analyse kurzer Sequenzstränge könne die Gesamtgestalt der Erzählung nicht in den Blick genommen werden,⁷ verkennt die methodologischen Prämissen einer fallstrukturekonstruktiven Hermeneutik. Diese Kritik ist nur dann plausibel, wenn die Erzählung selbst zum Fall wird; wenn es also darum geht, nicht die diese Erzählung generierende biographische Identität als Fall zu rekonstruieren, sondern die Erzählung als Erzählung empirisch ins Zentrum zu stellen. Dieses Forschungsverständnis ist aber insofern ein genuin philologisches, als sein Interesse dem Text als solchem mehr gilt als der dem in diesem Text sich Ausdruck verschaffenden Lebenspraxis.

7 Die Kombination von Narrationsanalyse und objektiv-hermeneutischer Sequenzanalyse begründen die Fischer-Rosenthal und Rosenthal mit der Notwendigkeit der „sequentiellen Einbettung der jeweils zu analysierenden Textstelle in die Gesamtgestalt des Textes“ (vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997: 150). Die Kombination beider Verfahren wird von Hummrich mit der Begründung gewählt, Prozesse, denen längere Handlungsketten zugrunde liegen, ließen sich nicht an nur punktuell ausgewählten Textstellen erfassen. Zwar ließen sich damit die „Verarbeitung von Erlebtem als Fallstrukturgesetzlichkeit fassen und Transformationsspielräume ermitteln (Oevermann 1983: 275), die Prozesse, denen mehrfach gebrochene Handlungsketten zugrunde liegen, können jedoch nicht erschlossen werden.“ (Hummrich 2009: 46) Diese Kritik unterläuft die dargelegte Unterscheidung zwischen Sinnstruktur und Ausdrucksgestalt: Müssen die „gebrochenen Handlungsketten“ als Strukturtransformationen aufgefasst werden? Oder handelt es sich um Strukturproduktionen?

2.2 *Objektive Daten*

Die inhaltliche Ebene des narrativen Interviews betrifft auch die gerade aus biographietheoretischer Perspektive so bedeutsamen „objektiven Daten“. Dabei handelt es sich um markante Eckdaten eines Lebenslaufs, die im Laufe der biographischen Erzählung mitgeteilt werden: „Wir haben dann 1975 geheiratet und 1976 kam unser erstes Kind zur Welt.“ Solche Daten können und müssen natürlich auch, wenn wir sie methodisch-systematisch in Rechnung stellen wollen, durch gesonderte, nicht narrative Befragungen erhoben werden. Allerdings tauchen sie in jeder Lebenserzählung unvermeidlich schon deshalb auf, weil sich diese Erzählung um diese Daten herum spinnt und entwickelt. Diese Daten ergeben für sich genommen schon eine biographische Kontur. Sie teilen die elementaren sozialen Sachverhalte und Eigenheiten des jeweiligen Werdegangs mit. Schon mit der Information, zu welcher Zeit und wo jemand geboren ist, ist ein biographischer Handlungsraum gegeben, dessen Explikation für das Verständnis der konkreten Biographie basal ist. Und je detaillierter diese Informationen ausfallen, umso plastischer schält sich aus ihnen das Bild einer biographischen Identität heraus. Dieses Bild ergibt sich entlang des Wissens um die Hintergründe dieses Lebens im Sinne seiner sozio-historischen Situiertheit und entlang der biographisch bedeutsamen Entscheidungen, die diesen Daten abzulesen sind. Sie können als Ausgangspunkt und Wegmarkierungen des Biographieverlaufs interpretiert werden.

Der allgemeine Stellenwert solcher Informationen steht außer Frage. Wie kann aber der methodische Stellenwert der objektiven Daten im Kontext einer auf die biographische Identität gerichteten Forschung bestimmt werden? In welchem Zusammenhang stehen die objektiven Daten zu dem Protokoll, das in Form eines transkribierten biographischen Interviews vorliegt? Aus methodologischer Perspektive muss betont werden, dass die im Text artikulierten Sachverhalte einen gänzlich anderen Erkenntnishintergrund und Erkenntniszugang eröffnen als die Ausdrucksgestalt des Textes selbst. Was oben allgemein zu dem Zusammenhang bzw. der Heterogenität tatsachenwissenschaftlicher und hermeneutischer Erschließung angemerkt wurde, trifft hier für die objektiven Daten zu. Wir müssen in Rechnung stellen, dass sie ein völlig anderes empirisches Datum darstellen, als die textliche Gestalt der Erzählung selbst. Das lässt sich am einfachsten an einem Beispiel plausibilisieren. Wenn eine Person eine biographische Erzählung mit dem Satz beginnt: „Ich bin 1955 als erstes von drei Mädchen auf einem Bauernhof in Thüringen zur Welt gekommen“, so enthielte dieser Erzählanfang eine Fülle von objektiven Daten. Geboren in der ehemaligen DDR; bäuerliches Milieu; 1955; erstgeborene Tochter; zwei Schwestern. Aber natürlich könnte eine Person, deren Biographie durch dieselben objektiven Daten gekenn-

zeichnet ist, ihre Erzählung auch ganz anders beginnen: „Also ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll.“ Dann hätten wir aus tatsachenwissenschaftlicher Perspektive gar nichts erfahren. Gleichwohl wäre natürlich dieser Anfang für die Rekonstruktion einer biographischen Identität höchst signifikant; ebenso signifikant, wie der bestimmte, mitteilbare Anfang der ersten Erzählvariante, wenn wir deren Ergiebigkeit nur nicht in den mitgeteilten Informationen sehen, sondern in der Art und Weise des Erzählaufakts. Die informatorischen Gehalte des Erzähltextes stellen also eher eine Quelle der Ablenkung für das forschungslogische Anliegen einer sinnstrukturellen Erschießung dar. Und je materialhaltiger und dichter die Erzählungen ausfallen, umso stärker macht sich die ablenkende Suggestivität der Narration bemerkbar. Sie lädt auf Kosten der Strukturanalyse zur Inhaltsanalyse ein.

Angesichts der Heterogenität der empirischen Daten – Textgestalt hier, objektive Daten dort – ist es im Dienste der Transparenz des methodischen Vorgehens notwendig, beide Analysen für sich und unabhängig voneinander vorzunehmen. In der Objektiven Hermeneutik hat sich die Forschungspraxis etabliert, zunächst die objektiven Daten (unter Ausklammerung des Interviewtextes) zu interpretieren (ausführlich zur Stellung der objektiven Daten im Forschungskontext der Objektiven Hermeneutik vgl. Bohler 1994). Aus der Perspektive dieser Primärdaten erscheint der Lebensweg als eine strukturierte Kette von Entscheidungsknoten. Und die Interpretation dieser Entscheidungsknoten führt zu einer ersten Fallstrukturhypothese. Es handelt sich bei diesem Vorgehen, ganz wie bei der Textanalyse, um eine sequenzanalytische Operation der Sinnrekonstruktion. Das Datum ist tatsachenwissenschaftlicher Provenienz, seine empirische Analyse ist eine hermeneutische.⁸

Auch hier wollen wir nicht auf die Probleme der forschungspraktischen Durchführung einer solchen Analyse eingehen,⁹ sondern auf die dieser Analyse

8 Daran schließt sich die für eine rekonstruktionsmethodologische Hermeneutik grundlegende Frage an, ob die objektiven Daten, gleichsam als Datensatz, eine Ausdrucksgestalt (biographischer Identität) darstellen, die als sinnstrukturell generiertes Protokoll einer Lebenspraxis verstanden und rekonstruiert werden können. Nur dann wären wir berechtigt davon auszugehen, dass der Interpretation der objektiven Daten derselbe methodologische Status zukommt wie der Interpretation des Interviewprotokolls. Den Hinweis auf dieses nicht leicht zu lösende methodologische Problem verdanken wir Tom Wenzl.

9 Bruno Hildenbrand hat ein anspruchsvolles und elaboriertes Verfahren der sequenziellen Genogrammanalyse entwickelt, das die objektiven Daten in einer Dreigenerationenperspektive erhebt und analysiert (vgl. Hildenbrand 2005, 2007). In dem von Rosenthal (1995) und Fischer-Rosenthal/Rosenthal (1997) entwickelten Verfahren der struktural-hermeneutischen Fallrekonstruktion erfolgt ebenfalls ein an der Sequenzanalyse der Objektiven Hermeneutik orientierter eigenständiger Auswertungsschritt. Um die Struktur der „gelebten Lebensgeschichte“ zu rekonstruieren, werden die aus dem Interview, ergänzend auch aus anderen Quellen (z. B. Aktenberichten, gemeinsam erstelltes Genogramm) und Kontexten stammenden Lebensverlaufsdaten zunächst un-

zugrunde liegenden methodologischen Prämissen hinweisen. Die Aussagekraft dieser Analyse steht und fällt mit der Annahme, dass sich die Fallstruktur sowohl auf der Ebene der objektiven Daten als auch auf der Ebene des Interviewtextes Ausdruck verschafft. Der Heterogenität des Datenmaterials steht also die Annahme gegenüber, dass die individuierte Fallstruktur im Sinne ihrer biographischen Identität ihre Besonderheit und Einzigartigkeit auf beiden Datenebenen in sinnstrukturell homologer Weise zeigt. Auf der Basis dieser Annahme der Strukturaffinität dient die Interpretation der objektiven Daten der Evidenzsicherung der methodischen Erschließung. Das methodisch voneinander unabhängige Verstehen des Interviewtextes und der objektiven Daten stellt für die Rekonstruktion biographischer Identität einen Zugewinn empirischer „Bewährung“ (Popper) dar.

Den Aspekt der Heterogenität des Datenmaterials und der Unabhängigkeit der Interpretation betonen wir hier deshalb, weil wir es forschungslogisch für unerlässlich erachten, die hermeneutisch-fallstrukturelle Dimension der objektiven Daten von der Dimension der sozio-historischen Situierung und Kontextuierung des Falls zu unterscheiden. Denn über diese methodisch begründete Bedeutung der Sinnrekonstruktion der objektiven Daten kommt diesen natürlich eine große Bedeutung hinsichtlich einer veranschaulichenden, eher beschreibenden Fallwürdigung zu. Wenn wir überhaupt verstehen wollen, in welchen sozialen Kontexten der Biographieverlauf stattgefunden hat, wenn wir uns ein anschauliches Bild von den konkreten Lebensumständen verschaffen wollen, in denen die biographische Identität sich gebildet hat, wenn wir vor Augen führen wollen, in welcher sozialräumlichen Konstellation historischer, milieubedingter oder kultureller Konfigurationen das „So-und-nicht-anders-Gewordensein“ sich formiert hat, dann sind wir (u. a.) auf die objektiven Daten angewiesen. Eine Fallrekonstruktion ohne die Hinzuziehung des mobilisierbaren Wissens um die sozialräumliche Situiertheit des Falles gliche einer Bildinterpretation, die uns das Sujet verschweigt; die uns also nicht erzählen würde, was überhaupt dargestellt ist. Aber umgekehrt kann dieses sozialräumliche Wissen sowenig die Fallrekonstruktion ersetzen, wie das Wissen um die in einem Bild verarbeiteten Sujets eine Bildinterpretation ersetzen kann.

abhängig von ihrer erzählerischen Präsentation und der Interpretation des Biographen in der zeitlichen Abfolge der Ereignisse im Lebenslauf sequentiell analysiert. Methodologisch und methodisch wird hier zwischen Biographie (als kommunikativer Darstellung) und Lebenslauf unterschieden. Die Analyse der biographischen Daten dient dann als Kontrastfolie bei der Rekonstruktion der „erlebten Lebensgeschichte“ (Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997: 154f.; zur Kritik an dieser Operation vgl. Kap. 2.3).

Exkurs: Authentizität und Artifizialität

In der Diskussion um die forschungslogische Bedeutung des narrativen Interviews ist schon früh ein Authentizitätsvorbehalt geltend gemacht worden. Die Biographisierungsaufforderung mache den Erzähler „zum Ideologen seines eigenen Lebens“. Sie lege ihm eine „artifizielle Kreation von Sinn“ nahe, und das sozialwissenschaftliche Interesse an diesem Sinn stehe in „natürlicher Komplizenschaft“ zu jenen biographischen Selbstinszenierungen (vgl. Bourdieu 1990), zu denen der Sozialforscher als „Narrationsanimateur“ (Bude 1985) selbst erst einlade. Wir erinnern hier an diese Kritik, nicht, um sie umfassend zu diskutieren oder mit dem Anspruch, die involvierten Positionen ausführlich darzulegen und ihnen gerecht zu werden. Es geht uns vielmehr um die Klärung des methodologischen Standorts einer strukturalen Hermeneutik und um die Plausibilisierung der These der methodologischen Heterogenität eines tatsachenwissenschaftlichen und eines hermeneutischen Forschungsverständnisses.

Wir haben einleitend schon darauf hingewiesen, dass die narrativ orientierte Biographieforschung sich auf ein Datum stützt, das als solches in merkwürdiger Weise das Problem von Authentizität und Artifizialität auf den Plan ruft. Auf der Authentizitätsseite steht die einfache Forschungserfahrung, dass das sozialwissenschaftliche Interesse an der Durchführung eines biographisch-narrativen Interviews Resonanz findet. Die Tatsache, dass wir forschungspraktisch darauf vertrauen können, dass den Interviewten die Bitte um ein biographisches Interview als nicht weiter erklärungsbedürftig erscheint und dass sie die Rolle des Autobiographen bereitwillig einnehmen, stellt für sich genommen schon einen bemerkenswerten Sachverhalt dar. Würden sich die Erzähler regelmäßig auf den Standpunkt stellen: „Zu meinem Leben gibt es nichts zu sagen“, würde der narrativ prozedierenden Biographieforschung ihr Gegenstand abhanden kommen. Die Spontaneität und Kreativität des autobiographischen Erzählens ist wesentlich dafür verantwortlich, dass wir es nicht nur mit der Schilderung eines Lebenslaufs im Sinne der Kundgabe von Ereignisketten zu tun haben, sondern gleichsam mit einer authentischen Gestaltung, die für sich steht und als solche aussagekräftig ist. Erst die Bereitschaft, zu erzählen, statt nur zu berichten oder lediglich zu informieren, konstituiert den spezifischen Gegenstand der Biographieforschung.

Dabei sind die Inhalte der Erzählung dem Autobiographen offensichtlich nicht äußerlich. Schon in *Asyle* hat Goffman (1973)¹⁰ gezeigt, dass bestimmte

10 Beispielsweise arbeitet Goffman in *Asyle* heraus, dass ein Mensch in geschlossenen Institutionen solche „traurigen Geschichten“ entwirft, die ein entlastendes Bild seines Lebenslaufs bedeuten, wenn er seine Vergangenheit in „Nicht-Übereinstimmung mit den zentralen Werten seiner Gesellschaft“ bringt. Es handelt sich dann um eine „apologetische Selbstdarstellung“, da sich der

lebensgeschichtliche Erzählungen Bestandteile „trauriger Geschichten“ enthalten, was eine Form des Selbstschutzes darstellt. Dadurch kann Mitgefühl bei Interaktionspartnern hervorgerufen oder auch sozial abweichendes Verhalten mit soziokulturell anerkannten Interpretationsmustern („schwere Kindheit“) plausibilisiert werden. Lebensgeschichtliche Erzählungen können dazu dienen, die Brüche, das Wechselhafte und Zerrissene des Lebens in der erlebten Lebensgeschichte zu glätten, Handlungen zu plausibilisieren, die eigene Biographie „umzuschreiben“ und (neu) zu bewerten, um somit Konsistenz oder Kontinuität herzustellen und sich der eigenen Geschichte, des eigenen Geworden-Seins zu bemächtigen (vgl. Rosenthal 1995: 133f.). Die autobiographische Erinnerung und der Akt des Erzählens können durch die Zuwendung zu teilweise noch Unstrukturiertem dem Autobiographen dazu verhelfen, diese Erfahrungen und sein Erleben zu strukturieren und Konsistenz herzustellen. Offensichtlich entfalten sich im Akt des Erzählens „identitätskonstitutive Bedürfnisse“ (Lucius-Hoene/Depermann 2004: 87f.).

Dass im Akt des Erzählens sich für den Erzähler selbst identitätsbedeutsame Selbstdeutungsprozesse vollziehen, lässt sich auch an der Beobachtung ablesen, dass ein kohärenter biographischer Entwurf „besser“ oder „schlechter“ gelingen kann. Die Bereitschaft, in der Interviewsituation die Rolle des Autobiographen einzunehmen, führt also nicht dazu, eine gleichsam fertige Vita zu präsentieren, sondern in der Unmittelbarkeit der Interviewsituation sich auf die Suche nach selbstbedeutsamen Ereignisketten und ihrer Deutung zu begeben. Insofern ist das narrativ-biographische Interview ein Ort,

„an dem Unsicherheit, Offenheit, Kontingentes seinen Platz hat, also nicht verschwindet und fixiert wird, sondern auch erzeugt wird. [...] Wer divergierende individuelle Erfahrungen so oder so biographisch konturieren kann, mag im Antagonismus stecken bleiben oder sich auch verweigern und damit selbst blockieren oder instabilisieren.“ (Apitzsch u. a. 2006: 42)

Es kann also kaum ein Zweifel daran bestehen, dass der Interviewtext eine spontan zur Entfaltung gebrachte Deutung darstellt, die für eine empirische Rekonstruktion von Subjektivität höchst bedeutsam ist. Mit dieser Feststellung ist der methodologische Stellenwert dieses Textes aber noch nicht bestimmt. Wenn wir die allgemeine Dignität des Datenmaterials anerkennen, hat sich damit die Frage seiner wirklichkeitswissenschaftlichen, forschungslogischen Dignität noch nicht erübrigt. Erübrigt hätte sich diese Frage allerdings dann, wenn das forschungsinduzierte biographische Erzählen einer lebensweltlichen Praxis entspräche, wenn

Betreffende defensiv an die Werte der Gesellschaft mit diesem Bild seines Lebenslaufs anpasst. (Goffman 1973: 149f.)

wir also diese Form der Selbstdeutung auch außerhalb des Interviewsettings finden würden. Dann nämlich wäre der wirklichkeitswissenschaftliche Status der biographischen Erzählung insofern gesichert, als sich im Interview eine lebensweltliche Interaktionspraxis gestalthomolog spiegeln würde.

In der Tat wird diese Begründung von der Narrationsforschung gelegentlich vorgebracht. So bemerkt Fritz Schütze, dass es sich bei den Interviewnarrationen um biographische Erzählungen handele, „wie sie sich [...] Menschen in der Existenzwelt in wichtigen Kennenlern-, Sozialisations-, Beicht-, Authentisierungs- und Krisensituationen untereinander mündlich aus dem Stegreif anvertrauen“ (Schütze 2005: 216). Die methodologische Begründungsstrategie dieser Behauptung liegt klar auf der Hand: Wenn sie zuträfe, würde das narrative Interview eine Wirklichkeit repräsentieren, die außerhalb und unabhängig des Forschungszugriffs vorliegt; dann würde diese Erhebungstechnik eine Möglichkeit darstellen, die „Existenzwelt“, um die es einer wirklichkeitswissenschaftlichen Forschung ja gehen muss, methodisch in den Blick zu nehmen. Dass aber die Analogisierung zur „Existenzwelt“ nicht haltbar ist, ist ebenso offensichtlich. Natürlich finden sich im Prozess der Paarbildung („Kennenlernsituationen“) biographische Anspielungen (vgl. Berger/Kellner 1965; Maiwald 2009), und natürlich gehen in die Eltern-Kind-Interaktion („Sozialisationsituationen“) biographische Reminiszenzen seitens der Eltern ein („Wir haben damals...“). Aber weder ist die Annahme plausibel, es handele sich dabei um biographische Narrationen, noch ist zu vermuten, diese Anspielungen, Informationen oder Reminiszenzen seien gestalthomolog zur biographischen Narration im Interviewkontext.¹¹ Und umgekehrt: Wäre die Analogiehypothese zutreffend, würde dann eine Eltern-Kind-Interaktion oder eine Paarinteraktion biographietheoretisch nicht von ebensolcher, wenn nicht gesteigerter, forschungslogischer Bedeutung sein wie ein narratives Interview? Wäre es dann nicht sinnvoller, Protokolle der „Existenzwelt“ zu erheben, statt Interviews zu führen?

Offensichtlich handelt es sich bei der Bemerkung von Schütze nicht um eine forschungsprogrammatisch ausformulierte Position, sondern eher um eine Randnotiz. Sie scheint uns dennoch wichtig zu sein, um das methodologische Begründungsproblem der Narrationsstrukturanalyse kenntlich zu machen und die Blickrichtung des strukturekonstruktiven Forschungszugriffs zu verdeutlichen. Rekonstruktionsmethodologisch stellt sich die Frage der Übereinstimmung des qua Interview erhobenen Datenmaterials mit der außerhalb dieses Forschungsin-

11 Gerade die Narrationsstrukturanalyse hat ja darauf hingewiesen, dass die autobiographische Erzählung charakteristischen Formungsprinzipien folgt. Die Textgattung als solche erzeugt „Zugzwänge“ (vgl. Schütze 1976). Sie erzwingt eine „biographische Gesamtformung“ (Schütze 1984) bzw. eine „Erzählgestalt“ (Rosenthal 1995). Das aber trifft offensichtlich für die alltagsweltlichen Erzählkontexte gerade nicht zu.

struments vorfindlichen Welt lediglich als die Frage, ob der forschungsmethodisch evozierte Text als Protokoll derjenigen Sinnstrukturen interpretiert werden kann, die uns als wirklichkeitsgenerierende Strukturen interessieren. Aus strukturtheoretischer Perspektive stellt das Interview ja nicht schon deshalb ein Artefakt dar, weil hier ein Text produziert wird, der außerhalb des Interviews nicht vorkommt, sondern erst dann, wenn dieser Text sinnstrukturell verfremdet bzw. entstellt ist.¹² Für das narrative Interview scheint kaum bezweifelbar, dass es eine außerordentliche, außeralltägliche, von dem Sprecher so nicht wiederholbare und in lebensweltlichen Kontexten so nicht anzutreffende Erzählung „hervorlockt“ (ein Ausdruck, den Fritz Schütze gerne gebraucht). Dennoch spricht nichts dagegen, diese Erzählung als authentische Ausdrucksgestalt der Struktur biographischer Identität anzusehen. Für diesen Zusammenhang aber spielen die erzähltheoretisch benennbaren Eigenheiten und Eigendynamiken der Textgattung kaum eine Rolle. Im Gegenteil: Erst die Überbetonung der Erzählung als Erzählung erzeugt das Problem des wirklichkeitswissenschaftlichen Status. Erst wenn der Biographieforscher sich als Narrationsforscher versteht, muss er sich die Frage stellen bzw. gefallen lassen, worin denn der wirklichkeitswissenschaftliche Stellenwert der Narration bestehe.

Das methodologische Problem der Narrationsstrukturanalyse und der Standpunkt einer strukturalen Rekonstruktionsmethodologie lassen sich auch an dem Fiktionalitätsvorbehalt von Bude und der Antwort darauf verdeutlichen. Bude verweist auf die Möglichkeit der „Fiktionalität von Erzählungen“ (Bude 1985: 332). Für eine „kalkulierte Darstellung“ (ebd.: 330) der eigenen Biographie könne die „Authentizität der Erfahrungsrekapitulation“ (ebd.: 331) nicht in Anspruch genommen werden. Nach dieser Kritik ist der methodologische Status der durch das Interview animierten biographischen Narration von der Wahrhaftigkeit des Autobiographen abhängig. Nimmt dieser eine nicht-strategische, nicht-kalkulierte Haltung zu der Erzählaufforderung im Sinne einer aufrichtigen Rekapitulation und Reflexion seines Lebensweges ein, dann können wir von einem authentischen und verlässlichen Datenmaterial ausgehen. Aber diese Haltung, so Budes Kritik an Schütze, könne das Setting des narrativen Interviews nicht garantieren. Wenn aber nicht auszuschließen sei, dass der Autobiograph eine autobiographische Erzählung fingiert, sei das narrative Interview methodisch ungesichert. Mindestens die themenanalytischen Operationen der Interviewinterpretation – sie stehen im Zentrum des narrativen Analyseverfahrens – sind dann empirisch unbrauchbar, wenn eine fiktive Erzählung derart vorliegt, dass die Themenstränge frei erfunden sind und mit der Biographie des sich artikulierenden Ichs tatsächlich nichts zu tun haben.

12 Wenn etwa eine Befragung von Eltern als Ausdruck für das Eltern-Kind-Verhältnisses angesehen wird.

Der Fiktionalitätsvorbehalt, den Bude vorbringt, ist eigentümlich hölzern. Zu Recht hat Gabriele Rosenthal dagegen geltend gemacht, dass sich gravierende lebensgeschichtliche Erlebnisse nicht einfach biographisch reinterpretierend negieren bzw. thematisch einfach ignorieren lassen. Auch wenn die Erzählung Gestaltungsfreiräume hat oder Gestaltungszwängen unterliegt, bleibt sie bezogen auf die Relevanzhorizonte des erlebten Lebens (grundlegend für eine Theorie der Bezogenheit erlebter und erzählter Lebensgeschichte vgl. Rosenthal 1995). Es ist also erst gar nicht mit der Gefahr einer hochstaplerischen Scheinidentität zu rechnen. Und selbst wenn dieser Fall eintreten würde, könnten wir darauf vertrauen, mindestens auf die Scheinhaftigkeit dieser Erzählung durch die Mittel der Textrekonstruktion aufmerksam zu werden.

Unsere Überlegungen zeigen aber auch, dass die Unterscheidung fiktiver und nichtfiktiver Erzählungen methodologisch problematisch ist. Im Kern handelt es sich dabei nicht um eine hermeneutische bzw. textlogische, sondern um eine tatsachenwissenschaftliche Unterscheidung. Denn ausschließlich unter der Perspektive der Frage der Tatsächlichkeit der in der Erzählung verarbeiteten Sachverhalte macht die Unterscheidung fiktiv/nichtfiktiv einen Sinn. Die Rede von einer fiktiven Erzählung betrifft also von vornherein nicht die Erzählung als solche, sondern den Realitätsstatus von Tatsachenbehauptungen, die in einer Erzählung vorkommen. Nur aus dieser Perspektive ist Budes Fiktionalitätskritik nachvollziehbar. Sie kann sich lediglich darauf berufen, dass das narrative Interview kein methodisch gesichertes Instrument der empirischen Erfassung biographischer Sachverhalte darstellt. Darin aber ist eine eigentümliche Reduktion eines wirklichkeitswissenschaftlichen auf ein tatsachenwissenschaftliches Forschungsverständnis enthalten. Letztlich reduziert Bude das narrative Interview auf seine inhaltlich-informatorischen Aspekte. Denn nur gegenüber diesen macht es Sinn, sie als fiktiv oder nichtfiktiv zu qualifizieren. Umgekehrt muss es überraschen, dass Rosenthal ihrerseits die Vorstellung einer „fiktiven Erzählung“ aufgreift:

„Selbst fiktive Erzählungen, also erfundene Geschichten, die dazu dienen, Erlebnisse zu verdecken bzw. die eigene Biographie umzuschreiben, haben ihren Realitätsgehalt in dem, dass sie einerseits an der Erschaffung der gegenwärtigen Wirklichkeit mitwirken und dass sie andererseits Spuren der geleugneten Wirklichkeit bzw. Vergangenheit enthalten [...]. Sie verweisen in ihrem Versuch, erlebte Realität zu negieren, in ihrem Inhalt und in ihrer Struktur auf das zu Negierende.“ (Rosenthal 2008: 168)

Die Unterscheidung zwischen erfundenen und nicht erfundenen Geschichten beruht auf demselben methodologischen Irrtum, der auch für Budes Fiktionalitätsvorbehalt verantwortlich ist. Sie basiert auf dem Abgleich von Text und Tat-

sache und knüpft die Erkenntnisoperation an eine tatsachenwissenschaftliche Überprüfung (s. o.). Und sie geht von der Vorstellung einer nichterfundenen Geschichte aus; eine Vorstellung, die der Welt wahrheitsgemäßer Sachverhalts-schilderungen entlehnt ist und nicht der Welt der Sinnrekonstruktion. Eine rekonstruktionsmethodologische Argumentation wird hier nur halbherzig in Anschlag gebracht. Das wird besonders deutlich in der gleichzeitigen Bezugnahme auf „Inhalt und Struktur“ des zu Negierenden. Es geht gleichzeitig um die Entdeckung des Negierten und um die Struktur des Negierens. Das erste Anliegen ist ein gleichsam detektivisches der Spurensuche, die es ermöglicht, im Protokoll Hinweise auf die negierte Wirklichkeit zu finden. Der „Realitätsgehalt“, um den es dabei geht, besteht offensichtlich in nichts anderem als in dem „negierten Erlebnis“. Das zweite Anliegen folgt einem genuin rekonstruktionsmethodologischen Wissenschaftsverständnis. Hier geht es um die Bedeutung der „fiktiven Erzählung“ bezüglich der „gegenwärtigen Wirklichkeit“ und um die Struktur des Negierens selbst. Und diese Operation, so können wir aus der methodologischen Perspektive der Objektiven Hermeneutik hinzufügen, steht auf tönernen Füßen, solange sie das Negieren als Differenz von textlicher Repräsentation und außertextlicher Sachverhalte konzipiert. Erst wenn das Spannungsverhältnis latenter und manifester Sinnstrukturen textimmanent rekonstruiert werden kann, und das ist keine detektivische, sondern eine hermeneutische Operation, kann das „Negieren“ zum aussagekräftigen Gegenstand einer Fallrekonstruktion gemacht werden. Dann aber haben wir es nicht mehr mit einer „unwahrheitsgemäßen“ Lebensschilderung zu tun, sondern mit einem textlich repräsentierten Ausdruck biographischer Identität, deren sinnstrukturelle Kontur sich im Spannungsverhältnis zwischen dem, was sie sein will, dem, was sie nicht sein kann, und dem, was sie ist, rekonstruieren lässt.

2.3 Manifeste Sinn und latente Sinnstruktur

Um das methodologische Problem, auf dem der Fiktionalitätsvorbehalt und eine auf die tatsachenwissenschaftliche Dignität der Narration nicht verzichten wollende Erwiderung beruht, ist es notwendig, methodologisch konsequent die Unterscheidung manifester und latenter Sinnstrukturen in Rechnung zu stellen. Oevermann hat in der Entwicklung der Objektiven Hermeneutik diese Unterscheidung ins Zentrum gestellt. Dabei ist es interessant zu sehen, dass diese Unterscheidung in ihrer klassischen soziologischen Form eben jener Vermengung tatsachenwissenschaftlicher und hermeneutischer Operationen geschuldet ist, die wir in dem vorangegangenen Exkurs thematisiert haben. Die ursprüngliche Fassung dieses Begriffspaares beruht nämlich auf der Unterscheidung zwischen subjektiven Handlungsmotiven und objektiven, „nicht intendierten Nebenfolgen“ (Weber).

Grundlegend für diese Unterscheidung ist die Beobachtung, dass die expliziten Motive, die Akteure mit ihren Handlungen verbinden, sich nicht in Übereinstimmung mit den Konsequenzen befinden, die die so motivierten Handlungen zeitigen. Empirisch ist nicht nur mit „nicht intendierten Nebenfolgen“ zu rechnen. Es kann auch regelmäßig beobachtet werden, dass eine spezifisch motivierte Handlung eine Realität erzeugt, die gegensinnig zu ihren motivationalen Grundlagen strukturiert ist: Was als Hilfe intendiert war, führt zu Stigmatisierung. Was als Minderung sozialer Selektivität des Bildungssystems intendiert war (Ganztagsschule; offener Unterricht), erweist sich als höchst selektive Praxis.

Die klassische Unterscheidung zwischen manifest und latent (ausführlich vgl. Merton 1968: Kap. III) organisiert sich also entlang subjektiver, sinnzuschreibender (manifeste) und objektiver, tatsachenbezogener (latente) Wirklichkeitsdimensionen.¹³ Die Tatsächlichkeit, mit der die nicht intendierten Nebenfolgen einer Handlung die Intentionen, die mit ihr verbunden waren, konfrontieren, bewegt sich offensichtlich auf einer anderen Wirklichkeitsebene als die Handlungsintentionen selbst. Hier haben wir es mit (subjektiven) Sinnzuschreibungen zu tun, deren empirische Erfassung durch eine hermeneutische Rekonstruktion des „subjektiv gemeinten Sinns“ erfolgt, dort mit (objektiven) Folgen, die nicht Gegenstand einer hermeneutischen, sondern einer tatsachenwissenschaftlichen methodischen Erfassung sind. Diese Unterscheidung zwischen einer interpretativ zu erschließenden Welt der subjektiven Sinnzuschreibung und einer tatsachenwissenschaftlich zu erfassenden Welt der objektiven Gegebenheiten, die mit der Unterscheidung zwischen manifesten und latenten Funktionen einhergeht, verlagert die Objektive Hermeneutik auf das Feld der Sinnstrukturen. Manifest und latent bezeichnet nicht mehr die klassische Gegenüberstellung von subjektiven Handlungsmotiven und objektiven Handlungsfolgen, sondern bezeichnet ein sinnlogisch immanentes Spannungsverhältnis zwischen manifesten bzw. expliziten Sinnzuschreibungen und latenten Sinnstrukturen eines Handlungszusammenhangs. Damit ist die verstehende Erschließung nicht mehr auf die Ebene der manifesten Handlungsmotive begrenzt, sondern zielt auch bzw. gerade auf die latenten Sinnschichten einer zu untersuchenden sinnstrukturellen Wirklichkeit.

Vor dem Hintergrund der Unterscheidung zwischen manifesten und latenten Sinnstrukturen stellt also eine Fallstrukturerekonstruktion immer die Rekonstruk-

13 Ein ähnliches Problem findet sich übrigens in Freuds Traumdeutung, wenn er zwischen manifestem und latentem Trauminhalt unterscheidet und davon ausgeht, dass der manifeste Inhalt der „entstellte“ sei, während der latente Inhalt dem ursprünglichen Traumtext entspreche. Eine „methodologische“ Korrektur nimmt Freud allerdings dadurch vor, dass er die Bezeichnung „latenter Trauminhalt“ gleichsetzt mit „Traumgedanke“. Letzterer besteht nicht in einem als ursprünglich gedachten Traum, sondern im Sinn des Traumes. (vgl. Freud 1999: 284ff.)

tion und Explikation des fallspezifischen Spannungsverhältnisses zwischen latenten und manifesten Sinnstrukturen dar. Was dem Fall seine Identität verleiht, sind nicht etwa jene latenten Motive, die sich seinem Bewusstsein entziehen und die quer liegen zu seinem Selbstverständnis; die Besonderheit des Falles erscheint im Methodenverständnis der Objektiven Hermeneutik als relationale Konstellierung manifester und latenter Sinnstrukturen. In der Sprache Goffmans ausgedrückt: Es ist nicht die (latente) Hinterbühne, die den Fall zu dem macht, was er im Kontrast zur Vorderbühne eigentlich ist; es ist das Zusammenspiel von Vorder- und Hinterbühne, in dem sich seine sinnstrukturelle Einzigartigkeit konstituiert.

Die methodologische Unterscheidung zwischen manifesten und latenten Sinnstrukturen ist für den Gegenstandsbereich der biographischen Narration und der sich in ihr artikulierenden biographischen Identität folgenreich. Was die biographische Identität im Sinne einer Fallstruktur ausmacht, sind weder die manifesten Selbst- und Biographiedeutungen noch die in diese Deutungen einfließenden latenten Sinnstrukturen. Es ist das fallspezifische Spannungsverhältnis, das sich zwischen beiden Sinnebenen herstellt und das es zu rekonstruieren gilt. Das wirft die Frage auf, wie dieses Spannungsverhältnis methodisch überhaupt abgegriffen werden kann. Welche methodischen Instrumente erlauben es uns, manifeste Handlungsmotive, latente Sinnstrukturen und ihre fallspezifische Relationierung zu rekonstruieren? Wie können wir methodisch überhaupt eine Differenz zwischen beiden Sinnschichten feststellen und würdigen?

Die vordergründig einfachste Antwort verweist uns wiederum auf die Gegenüberstellung tatsachenwissenschaftlicher und hermeneutischer Befunde. Wenn etwa eine Mutter in einem Interview bemerkt, sie wäre für ihre beiden Kinder immer gleichermaßen da gewesen und sich dann herausstellt, dass das zweitgeborene Kind bei der Großmutter aufgewachsen ist, dann haben wir es mit einer Sinndeutung der Mutter zu tun, die in Widerspruch steht zu der Tatsache, dass das eine Kind in ihrem Haushalt lebt, während das andere Kind in diesem Haushalt keinen Platz hat. Die Differenz zwischen „manifest“ und „latent“ und das mit dieser Differenz einhergehende Spannungsverhältnis ergibt sich aus der Nichtübereinstimmung der Lebensschilderung mit den Sachverhalten. Diese Operation ist von erheblicher Suggestivität und spielt auch in der Forschungspraxis der Objektiven Hermeneutik eine wichtige Rolle.¹⁴ Allerdings wirft dieses

14 Diesbezüglich sei auf Oevermanns „*Mutti, wann krieg ich endlich mal was zu essen*“-Beispiel verwiesen; hier ergibt sich der zentrale Befund aus der Gegenüberstellung textlicher Befunde und außertextlicher, kontextueller Sachverhalte (*Abendbrottisch ist gedeckt*; ausführlich vgl. Oevermann 1981; Wernet 2009: 22ff.).

von der narrativen Biographieforschung präferierte Vorgehen¹⁵ spätestens dann erhebliche Probleme auf, wenn die Frage der Feststellung der Sachverhalte methodisch nicht gesichert beantwortet werden kann. Das spielt insbesondere im Kontext des biographischen Interviews, das systematisch von Sachverhaltsdarstellungen und Deutungen dieser Sachverhalte durchwoven ist, aber über keine methodische Kontrolle der Sachverhaltsdarstellungen verfügt, eine große Rolle.

Viel wichtiger als die Frage der methodischen Kontrolle bezüglich der Tatsachen, mit denen die subjektiven Deutungen konfrontiert werden, scheint uns jedoch der Umstand, dass über diesen Weg der Relationierung manifester und latenter Sinnebenen die Eigenleistung hermeneutischer Sinnerschließung aus dem Blick gerät. Wenn das Latente einer tatsachenwissenschaftlichen Überprüfung anheim gestellt wird, dann reproduziert sich ein Forschungsverständnis, in dem in empiristischer Manier die „harten Fakten“ den „weichen Deutungen“ gegenüber gestellt werden und in dem der Ertrag einer hermeneutisch-textwissenschaftlichen Analyse grundlegend von tatsachenwissenschaftlichen, außertextlichen Forschungsergebnisse sich abhängig macht. Als Alternative zu dieser „schwachen Hermeneutik“ bietet sich entlang der Textförmigkeitshypothese ein empirisches Vorgehen an, das das fallspezifische Spannungsverhältnis zwischen manifesten und latenten Sinngehalten textimmanent zu rekonstruieren versucht. Nicht die Feststellung einer Differenz zwischen außertextlichen Verweisungszusammenhängen und textlicher Gestalt, sondern die Rekonstruktion der textimmanenten Spannungen stellt den methodischen Königsweg der Erschließung der Sinnstrukturiertheit des jeweiligen Falls dar. In die Strukturiertheit der Ausdrucksgestalt des Protokolls geht die Spannung zwischen manifesten und latenten Sinndimensionen ein, und sie lässt sich an dieser Ausdrucksgestalt ablesen und material gehaltvoll interpretieren.

Dieses immanente Vorgehen stellt insofern eine „starke“, eigentliche Hermeneutik dar, als sie sich methodisch ausschließlich auf den Text und seine Gestalt bezieht. Sie ist nicht mehr darauf angewiesen, die aufschließende und explikative Kraft ihrer Interpretationen auf die tatsachenwissenschaftlichen Befunde zu gründen, was auf einen hermeneutisch bloß angereicherten Empirismus hinausliefe, sondern bezieht ihre empirische Evidenz ausschließlich aus demjenigen sozialen Datum, dem sie ihre forschungslogische Bedeutung verdankt: der Sinnstrukturiertheit textförmiger Protokolle sozialer Interaktion.

15 So trennt etwa Schütze (1983: 284) die Ebene der latenten Generierungsstruktur der Lebensgeschichte von der Ebene der Deutung des Autobiographen. Wie allerdings das Verhältnis von faktischem Ereignisablauf und Selbstdeutungen des Autobiographen theoretisch gefasst werden kann, wird in der Schütze'schen Erzähl- und Textanalyse im Gegensatz zur Objektiven Hermeneutik nicht expliziert (vgl. dazu auch Rosenthal 1995).

Die biographische Narration, die durch das Interview evoziert wird, stellt aus dieser hermeneutischen Perspektive nichts anderes dar als eine Ausdrucksge-stalt, in der sich die Fallstruktur „biographische Identität“ als in eigener Weise konstellierte Spannungsverhältnis zwischen manifesten und latenten Sinnstruk-turen Ausdruck verschafft. Auch aus der objektiv-hermeneutischen Perspektive sind die Fragen, „was ist das Subjekt“, „was will es sein“, von grundlegender Bedeutung für das forschungslogische Interesse am Subjekt. Methodisch sucht sie die Antwort auf diese Frage aber nicht in der Gegenüberstellung von (außer-textlicher) „Wirklichkeit“ und (textlicher) Erzählung, sondern in der textimman-enten Rekonstruktion derjenigen Fallstrukturgesetzmäßigkeit, die das konkrete sozio-historische Individuum in seiner biographischen Identität, in seinem „So-und-nicht-anders-Gewordensein“ charakterisiert, und die zugleich die sinnstruk-turelle Erzeugungsdynamik dieser Identität darstellt.

Literatur

- Apitzsch, Ursula/Fischer, Wolfram/Koller, Christoph/Zinn, Jens: Die Biographiefor-schung – kein Artefakt, sondern ein Bildungs- und Erinnerungspotential in der refle-xiven Moderne, in: Bukow, Wolf-Dietrich/Ottersbach, Markus/Tuider, Elisabeth/Yildiz, Erol (Hg.): Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungspro-zess, Wiesbaden 2006, S. 38–60
- Baacke, Dieter/Sander, Uwe: Biographieforschung und pädagogische Jugendforschung, in: Krüger, Heinz-Hermann/Marotzki, Winfried (Hg.): Handbuch erziehungswissen-schaftliche Biographieforschung, Wiesbaden 2006, S. 257–271
- Benoist, Jean-Marie (Hg.): Identität. Ein interdisziplinäres Seminar unter Leitung von Claude Lévi-Strauss, Stuttgart 1980
- Berger, Peter/Kellner, Hansfried: Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit, in: Soziale Welt, 3/1965, S. 220–235
- Bohler, Karl: Der Interpretationsansatz der objektiven Hermeneutik in der qualitativen Biographieforschung und die Rekonstruktion der objektiven Daten, in: Vonderach, Gerd (Hg.): Qualitative Biographieforschung am Fallbeispiel eines beruflichen Re-habilitanden, Bamberg 1994, S. 5–22
- Bourdieu, Pierre: Die biographische Illusion, in: BIOS. Zeitschrift für Biographiefor-schung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 1/1990, S. 75–81
- Bude, Heinz: Der Sozialforscher als Narrationsanimateur. Kritische Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 2/1985, S. 327–336
- Chomsky, Noam: Thesen zur Theorie der generativen Grammatik, Frankfurt am Main 1974

- Dilthey, Wilhelm: Vergleichende Darstellung der Hermeneutik Schleiermachers im Verhältnis zu den älteren Systemen, in: Dilthey, Wilhelm: *Leben Schleiermachers*. 2. Band: Schleiermachers System als Philosophie und Theologie, Berlin 1966, S. 691–787
- Erikson, Erik: *Identität und Lebenszyklus*, Frankfurt am Main 1973
- Fischer-Rosenthal, Wolfram/Rosenthal, Gabriele: Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentationen, in: Hitzler, Ronald/Honer, Anne (Hg.): *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*, Opladen 1997, S. 133–164
- Freud, Sigmund: *Die Traumdeutung*. Frankfurt am Main 1999
- Goffman, Erving: *Stigma*, Frankfurt am Main 1977
- Goffman, Erving: *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*, Frankfurt am Main 1973
- Hildenbrand, Bruno: *Einführung in die Genogrammarbeit*, Heidelberg 2007
- Hildenbrand, Bruno: *Fallrekonstruktive Familienforschung: Anleitungen für die Praxis*, Wiesbaden 2005
- Hummrich, Merle: *Bildungserfolg und Migration. Biographien junger Frauen in der Einwanderungsgesellschaft*, Wiesbaden 2009
- Kaufmann, Jean-Claude: *Der Erfindung des Ich: Eine Theorie der Identität*, Konstanz 2005
- Keupp, Heiner/Ahbe, Thomas/Gmür, Wolfgang/Höfer, Renate/Mitzerschlich, Beate/Kraus, Wolfgang/Straus, Florian: *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Postmoderne*, Frankfurt am Main 1999
- Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf: *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*, Wiesbaden 2004
- Lévi-Strauss, Claude: *Mythologica IV. Der nackte Mensch 2*, Frankfurt am Main 1976
- Maiwald, Kai-Olaf: *Paarbildung als Selbst-Institutionalisierung. Eine exemplarische Fallanalyse*, in: *Sozialer Sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung*, 2/2009, S. 213–245
- Merton, Robert: *Social Theory and Social Structure*, New York 1968
- Mey, Günter: *Adoleszenz, Identität, Erzählung. Theoretische, methodologische und empirische Erkundungen*, Berlin 1999
- Oevermann, Ulrich: *Sozialisation als Prozess der Krisenbewältigung*, in: Geulen, Dieter/Veith, Hermann (Hg.): *Sozialisation interdisziplinär. Aktuelle Perspektiven*, Stuttgart 2004, S. 155–181
- Oevermann, Ulrich: *Genetischer Strukturalismus und das sozialwissenschaftliche Problem der Erklärung der Entstehung des Neuen*, in: Müller-Doohm, Stefan (Hg.): *Jenseits der Utopie. Theoriekritik der Gegenwart*, Frankfurt am Main 1991, S. 267–336
- Oevermann, Ulrich: *Zur Sache. Die Bedeutung von Adornos methodologischem Selbstverständnis für die Begründung einer materialen soziologischen Strukturanalyse*, in: von Friedeburg, Ludwig/Habermas, Jürgen (Hg.): *Adorno-Konferenz 1983*, Frankfurt am Main 1983, S. 234–289
- Oevermann, Ulrich/Allert, Tilmann/Konau, Elisabeth: *Zur Logik der Interpretation von Interviewtexten*, in: Heinze, Thomas/Klusemann, Hans/Soeffner, Hans-Georg (Hg.): *Interpretationen einer Bildungsgeschichte*, Bensheim 1980, S. 15–69
- Piaget, Jean: *Der Strukturalismus*, Olten/Freiburg im Breisgau 1973

- Ritter, Bertram: Piet Mondrian „Komposition im Quadrat“ (1922). Eine kunstsoziologische Werkanalyse, in: Sozialer Sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung, 2/2003, S. 295–311
- Rosenthal, Gabriele: Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung, Weinheim/München 2008
- Rosenthal, Gabriele: Erlebte und Erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibung, Frankfurt am Main/New York 1995
- Schütze, Fritz: Eine sehr persönlich generalisierte Sicht auf qualitative Sozialforschung, in: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung, 2/2005, S. 211–248
- Schütze, Fritz: Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens, in: Kohli, Martin/Günther, Robert (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit, Stuttgart 1984, S. 78–117
- Schütze, Fritz: Biographieforschung und narratives Interview, in: neue praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik, 3/1983, S. 283–293
- Schütze, Fritz.: Prozessstrukturen des Lebensablaufs. In: Joachim Matthes (u. a.) (Hg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen/Nürnberg, Nürnberg 1981, S. 67–156
- Schütze, Fritz: Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung – dargestellt an einem Projekt kommunaler Machtstrukturen, in: Arbeitsgemeinschaft Bielefelder Soziologen (Hg.): Kommunikative Sozialforschung, München 1976, S. 156–260
- Straub, Jürgen: Identitätstheorie im Übergang? Über Identitätsforschung, den Begriff Identität und die zunehmende Beachtung des Nicht-Identischen in subjekttheoretischen Diskursen, in: Sozialwissenschaftliche Literaturrundschau, 23/1991, S. 49–71
- Wienke, Ingo: Das Luftbild als Datum soziologischer Analyse. Eine objektiv-hermeneutische Textinterpretation als Beitrag zur Rekonstruktion von Strukturen sozialer Räume, in: Sozialer Sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung, 1/2001, S. 165–190
- Wernet, Andreas: Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik, Wiesbaden 2009
- Wernet, Andreas: Hermeneutik – Kasuistik – Fallverstehen. Grundriss der Pädagogik/Erziehungswissenschaft, Stuttgart 2006
- Wernet, Andreas: Die Auflösungsgemeinschaft „Familie“ und die Grabsteininschrift. Eine exemplarische Fallrekonstruktion, in: Sozialer Sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung, 3/2003, S. 481–510

Die erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Zur Wechselwirkung zwischen Erleben, Erinnern und Erzählen

Gabriele Rosenthal

Wie präsentieren sich Menschen mit ihrer Lebensgeschichte in der Gegenwart des Erzählens oder Schreibens, und inwiefern ist ihre Präsentation konstituiert durch ihr Erleben in der Vergangenheit? Dieser Fragestellung möchte ich im Folgenden mit Hilfe einer gestalttheoretischen und phänomenologischen Konzeption des dialektischen Verhältnisses von Erleben, Erinnern und Erzählen nachgehen. Die Gegenwart, d. h. sowohl die gegenwärtige lebensgeschichtliche Konstellation, die in der Gegenwart wirkmächtigen sozialen Diskurse als auch die gegenwärtige Interaktionssituation, konstituiert den Rückblick auf die Vergangenheit, den Erinnerungsprozess, die vorstellig werdenden Erinnerungen und deren Ausdrucksformen in der Kommunikation. Dennoch steht die sich in der Gegenwart vollziehende Konstruktion der Vergangenheit in einer Abhängigkeit von der erlebten Vergangenheit; sie ist nicht unabhängig vom bisher Erlebten. Um der prinzipiellen Differenz zwischen der gegenwärtigen Perspektive auf die Vergangenheit und den sich im Lauf des Lebens immer wieder verändernden Perspektiven in früheren Gegenwarten auf die Vergangenheit gerecht zu werden, ist eine gezielte methodologische Reflexion sowie eine methodisch kontrollierte Vorgehensweise notwendig. In den sich anschließenden Ausführungen wird dies mit dem Fokus einer möglichen Rekonstruktion vergangener Erlebnisse, die sich an die erlebte Vergangenheit annähert, an einem Fallbeispiel verdeutlicht. Mit dem hier diskutierten methodischen Vorgehen wird dezidiert die Annahme einer Homologie zwischen Erleben und Erzählung abgelehnt (vgl. Rosenthal 1995).

1. Einleitung

Als Soziologin, die dem interpretativen Paradigma und dem Anspruch einer historisch ausgedehnten Perspektive zur Erklärung sozialer Phänomene verpflichtet ist, sehe ich in biographischen Dokumenten, insbesondere in (elektroni-

schen oder mechanischen) Aufzeichnungen von in Interviews sorgfältig erhobenen Familien- und Lebensgeschichten,¹ ein ausgesprochen geeignetes Datenmaterial, das den Anforderungen und Prinzipien dieser theoretischen Orientierung – unter Voraussetzung der Einbeziehung von anderen Quellen – gerecht werden kann. Der biographische Forschungsansatz ermöglicht Einsicht sowohl in die gegenwärtigen Deutungsmuster bzw. subjektiven Perspektiven der Alltagshandelnden als auch in ihre mit der sozialen Welt verwobenen Handlungsgeschichten. Mein Anspruch ist es aufzuzeigen, wie die sozialen Konstruktionen in ihrer Wechselwirkung mit den konkreten Erfahrungen der Handelnden und den zu unterschiedlichen Zeitpunkten wirkmächtigen sozialen Diskursen entstanden sind, wie sie sich immer wieder reproduzieren oder verändern.

Mit der Bearbeitung von biographischen Texten stehen wir vor dem Problem, dass diese Quellen auf eine Wirklichkeit verweisen, die bereits vergangen ist und teilweise Jahrzehnte zurückliegt. Die Autobiographen sprechen oder schreiben über selbst erlebte Situationen in der Vergangenheit, an die sie sich in der konkreten Situation des Sprechens oder Schreibens erinnern, an die sie sich früher erinnert und die sie ins Sprachliche übersetzt haben, die sie bereits anderen Menschen mitgeteilt haben oder über die ihnen von anderen, daran ebenfalls beteiligten Personen erzählt wurde. Gehen wir zunächst davon aus, dass die erzählten Erlebnisse auf im Erzählprozess vorstellig werdende Erinnerungen rekurrieren, so beziehen sich diese Erinnerungen nicht auf einen Gedächtnisvorrat, der fest abgespeicherte oder fixierte Erinnerungen enthält. Vielmehr bestimmt die Gegenwart des Erzählens oder biographischen Schreibens den Rückblick auf die Vergangenheit und erzeugt eine jeweils spezifische erinnerte Vergangenheit. Erinnern basiert, wie dies bereits Edmund Husserl diskutierte, auf einem Vorgang der Reproduktion, bei dem das Vergangene entsprechend den Bedingungen und Erfordernissen der Gegenwart der Erinnerungssituation und der antizipierten Zukunft einer ständigen Modifikation unterliegt:

„Die Erinnerung ist in einem beständigen Fluß, weil das Bewußtseinsleben in beständigem Fluß ist, und nicht nur Glied an Glied in der Kette sich fügt. Vielmehr wirkt jedes Neue zurück auf das Alte, seine vorwärtsgehende Intention erfüllt sich und bestimmt sich dabei, und das gibt der Reproduktion eine bestimmte Färbung. Da haben wir also eine Rückwirkung. Das Neue weist wieder auf Neues, das eintretend sich bestimmt und für das Alte reproduktive Möglichkeiten modifiziert usw. Und dabei geht die rückwirkende Kraft der Kette nach zurück. Denn die Reproduktion eines Vergangenen trägt den Charakter des Vergangenen und eine bestimmte Intention einer gewissen Zeitlage zum Jetzt.“ (Husserl 1966: 303f.)

1 Leider hat sich in den letzten Jahren eine ausgesprochen inflationäre Verwendung des Begriffs „narratives Interview“ etabliert – ganz unabhängig davon, ob die so bezeichneten Interviews auch nur annähernd mit einer narrativen Gesprächstechnik geführt wurden.

Diese Modifikationen, die eigentlich auch im Sinne Husserls nicht lediglich als „Färbungen“ der Vergangenheit gesehen werden können, sondern die zu einer jeweils „anderen“ Rekonstruktion der Vergangenheit führen, beziehen sich jedoch ebenso wie die an die Vergangenheit gestellten Fragen auf das Vergangene. Die Zuwendung zur Vergangenheit ergibt sich durch konkrete Fragen oder auch den konkreten Versuch der Abwehr von Fragen: Beides lässt sich nicht losgelöst von der Vergangenheit interpretieren. Die Fragen an die Vergangenheit entwickeln sich nicht nur im aktuellen Kontext des Fragens, sondern sind wiederum aus der Vergangenheit mit entstanden (vgl. Mead 1969: 234). Die Interdependenz zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wurde bereits von George Herbert Mead in seiner Schrift *Die Philosophie der Sozialität* in überzeugender Weise beschrieben. Mead verdeutlichte sowohl die Unwiderrufbarkeit als auch die Widerrufbarkeit der Vergangenheit:

„Die Vergangenheiten, in die wir involviert sind, sind sowohl unwiderruflich wie widerrufbar. Es ist – wenigstens für die Erfahrung – unsinnig, auf eine ‚wirkliche‘ Vergangenheit zurückzugreifen, innerhalb derer wir kontinuierliche Entdeckungen machen könnten; denn diese Vergangenheit muß einer Gegenwart gegenübergestellt werden, in der das Neu-Entstehende (the emergent) in Erscheinung tritt, und die Vergangenheit, die dann aus der Sicht des Neuen gesehen werden muss, wird zu einer anderen Vergangenheit.“ (Mead 1969: 230)

Ein entscheidender struktureller Unterschied zwischen der Gegenwart des Erinnerns, der des Erzählens und der des Erlebens in der Vergangenheit beruht neben den Möglichkeiten des chaotischeren, geordneteren oder schnelleren Erinnerns vor allem auf der Differenz der Temporalität unserer Wahrnehmung zu der der Erinnerung, wie es auch Husserl verdeutlichte. Diesem Phänomen der Differenz zwischen der Reihenfolge des Erlebens und der Reihenfolge der Erinnerung – und damit auch der Erzählung von erinnerten Situationen – muss bei der Analyse von autobiographischen Texten Rechnung getragen werden (vgl. Rosenthal 1995). So unterscheidet sich sowohl die Abfolge der erinnerten, erzählten oder niedergeschriebenen Erlebnisse als auch die Abfolge der erinnerten, erzählten oder niedergeschriebenen einzelnen Handlungssequenzen eines Erlebnisses von der sequenziellen Abfolge des Erlebens in der Vergangenheit. Des Weiteren gilt es zu bedenken, dass beim Prozess des Erzählens von selbst erlebten Erlebnissen der Anteil der Erinnerung sehr variieren kann. Nicht jede Erzählung eines selbst erlebten Erlebnisses beruht auf einem Erinnerungsvorgang während des Erzählens. So kann ich eine längst zur Anekdote gewordene Geschichte, die ich bereits viele Male erzählt und dabei auch den Interaktionserfahrungen bei oder nach dem Erzählen entsprechend verändert habe, einfach (in fast mechanischer Weise) wieder erzählen, ohne mich dabei auf einen Erinnerungsprozess auch nur annä-

hernd einzulassen. Ebenso kann ich in der Gegenwart des Erzählens verschiedene Erlebnisse – selbst erlebte oder auch tradierte – zu einer Geschichte über eine Situation zusammenfügen. Beim Erzählen können somit Bestandteile späterer Erfahrungen oder von Fremderzählungen hinzugefügt, aber auch für das damalige Erleben wesentliche Bestandteile weggelassen werden (für eine detaillierte Diskussion dieser Differenzen vgl. Rosenthal 1995: Kap. 3).

Lassen wir uns auf eine Stegreiferzählung und einen Prozess des Erzählens von Geschichte zu Geschichte ein, setzt in der Regel ein Erinnerungsfluss ein, der eine viel stärkere *Nähe* zur damals *erlebten* – nicht einer vermeintlich wirklichen – Vergangenheit ermöglicht als bei kontrollierteren Formen der biographischen Selbstpräsentation (wie z. B. dem Anekdotenerzählen, dem Erzählen von Fremderlebtem, dem kondensierten Berichten oder gar dem Argumentieren über Bestandteile der Vergangenheit). Damit ist jedoch nicht gemeint, dass die Erzählung sich jemals mit dem Erleben in der Vergangenheit decken könnte, sondern nur, dass die Erzählung eine größere Annäherung an den Handlungsablauf in der damaligen Situation ermöglicht als andere Formen der sprachlichen Darstellung. Vor allem ist es möglich, dass in dem durch das Erzählen geforderten oder induzierten Erinnerungsvorgang Eindrücke, Gefühle, Bilder, sinnliche und leibliche Empfindungen oder bisher zurückgedrängte Komponenten der erinnerten Situationen vorstellig werden, die mit der Gegenwartsperspektive nicht kompatibel sind, nicht dem Präsentationsinteresse und den Regeln der gegenwärtig wirksamen sozialen Diskurse entsprechen – oder auch solche, an die man sich lange nicht mehr erinnert oder über die man noch nie gesprochen hat. Dieses Phänomen der durch den Erzähl- und Erinnerungsvorgang ausgelösten zunehmenden Nähe des Autobiographen zur erlebten Vergangenheit nutzen wir in der soziologischen Biographieforschung mit der von Fritz Schütze (1976) bereits in den 1970er Jahren vorgestellten Technik des biographisch-narrativen Interviews, die mittlerweile in sehr unterschiedlichen thematischen, aber auch unterschiedlichen geographischen Kontexten erprobt und weiterentwickelt wurde. Mit der narrativen Gesprächstechnik fordern wir die Interviewten zu längeren Erzählsequenzen auf und versuchen, sie im Erzähl- und Erinnerungsprozess zu unterstützen (vgl. Rosenthal 2005a: Kap. 5). Dennoch müssen wir auch bei einem Erzählfluss von selbsterlebten Erlebnissen die prinzipiellen Differenzen zwischen dem Erleben in der Vergangenheit, der Erinnerung daran und der Erzählung in den Blick nehmen. Der in der Gegenwart sich vollziehende Akt der Zuwendung zur Vergangenheit – den Edmund Husserl als *Noesis* bezeichnet – ist nicht nur dadurch bestimmt, welche Erlebnisse aus dem Gedächtnis vorstellig werden; sie bieten sich auch je nach Gegenwartsperspektive anders dar. Es entsteht ein anderes *Noema der Erinnerung*, wie Husserl das sich in der Erinnerung Darbietende

nennt.² Des Weiteren unterscheidet sich nicht nur das Erlebnisnoema vom Erinnerungsnoema, sondern auch die Übersetzung einer Erinnerung in die sprachliche Form einer Erzählung oder in eine andere Textform führt zu einer beträchtlichen Differenz zwischen Erinnerung und Erzählung. Neben der sehr erheblichen Formung von Erinnerungen durch die sprachliche Übersetzung, die vor allem auch an die in der jeweiligen Sprache möglichen Ausdrucksformen, Begriffe und Konventionen gebunden ist, erfolgt das mündliche Erzählen in einer konkreten Interaktion mit einem oder mehreren Zuhörern, das schriftliche Erzählen in Interaktion mit einem (zumindest imaginierten) Publikum. Das Sprechen über Erinnerungen konstituiert sich durch die jeweiligen interaktiv ausgehandelten und handlungspraktisch hergestellten Rahmungen und durch die sich im Verlauf der Interaktion immer wieder vollziehenden Modifikationen dieser Rahmungen (vgl. Rosenthal 2005a: 40ff.).

Aufgrund dieser Differenzen zwischen Erleben, Erinnern und Erzählen bzw. Sprechen oder auch Schreiben bedarf es bei der Analyse von biographischen Selbstpräsentationen einer analytisch sorgfältigen Differenzierung der erlebten Situationen in der Vergangenheit, den Modifikationen dieser erlebten Vergangenheiten in den unterschiedlichen Phasen des Lebens, den Erinnerungsvorgängen in der Gegenwart des Erzählens, der sprachlichen und kommunikativen Ausgestaltung sowie den interaktiv hergestellten Rahmungen der Erzählsituation. Vereinfacht formuliert gilt es zu unterscheiden zwischen der erlebten und der erzählten Vergangenheit, auch wenn diese beiden Ebenen nicht von einander zu trennen sind bzw. jede in der Gegenwart präsentierte Vergangenheit durch die Gegenwartsperspektive bedingt ist und umgekehrt die Gegenwart durch die Vergangenheit determiniert ist. Dieser Differenz gerecht zu werden, ist der Sinn meines seit vielen Jahren in unterschiedlichen Forschungszusammenhängen erprobten methodischen Vorschlags, die beiden Ebenen der erzählten und der erlebten Lebensgeschichte zunächst in getrennten Auswertungsschritten in den Blick zu nehmen, bevor die Ebenen kontrastiert und Annahmen über deren Differenz formuliert werden (vgl. Rosenthal 1987, 1995). So geht es einerseits darum, die temporale Gestalt der erlebten Lebensgeschichte, d. h. die Abfolge der biographischen Erlebnisse in der objektiven, chronologischen Zeit (im Unterschied zur subjektiv erlebten Zeit), und deren mögliche Bedeutungen in der Ver-

2 Mit dem Noema ist das sich dem Bewusstsein Darbietende gemeint – ob nun in der unmittelbaren Wahrnehmung oder in der Erinnerung oder der Vorstellung (vgl. Husserl 1976: Kap. 3). Während es bei der Noesis um das Wie der Zuwendung zu Etwas geht, geht es beim Noema um das Wie der Darbietung von Etwas. Unter dem Noema ist nicht der Gegenstand (oder das Geschehen) schlechthin gemeint, sondern der „Gegenstand im Wie seines Vermeintseins, de[r] Gegenstand so – genauso, aber nur so – wie er in dem in Rede stehenden Akt des Bewußtseins sich darstellt, wie er in diesem Akt aufgefaßt und intendiert ist, den Gegenstand in genau der Perspektive, Orientierung, Beleuchtung und Rolle, in der er sich darbietet.“ (Gurwitsch 1959: 426)

gangenheit zu rekonstruieren. Andererseits wird in einem davon getrennten Schritt der Auswertung die temporale Gestalt der biographischen Selbstpräsentation, d. h. die Abfolge der Themen in der gegenwärtigen Präsentation, sowie die Bedeutung der Erlebnisse in der Gegenwart des Biographen und die interaktiven Rahmungen ihrer Präsentation rekonstruiert. Bei der Rekonstruktion der erlebten Lebensgeschichte soll deren Genese entschlüsselt werden, während bei der Rekonstruktion der erzählten Lebensgeschichte die prozessuale Entstehung der biographischen Selbstpräsentation zum Zeitpunkt ihrer mündlichen – oder auch schriftlichen – und interaktiven Gestaltung analysiert wird.

2. Ein Fallbeispiel: Erfolgreiche Umschreibungen der Vergangenheit?

Lassen sich Spuren einer erlebten Vergangenheit, die in der Gegenwart aufgrund einer neuen Perspektive auf diese Vergangenheit und eines entsprechenden Präsentationsinteresses erheblich reinterpretiert wird, überhaupt erkennen? Um die Möglichkeiten der Rekonstruktion der erlebten Vergangenheit bzw. einer Annäherung aufzuzeigen, werde ich im Folgenden ein Fallbeispiel aus dem Kontext eines gegenwärtigen Forschungsprojekts zu Familien von ethnischen Deutschen aus der Sowjetunion³ darstellen. Es handelt sich bei dem hier präsentierten Biographen um einen ethnischen Deutschen, der mit seiner Familie im Jahre 2000 aus der ehemaligen Sowjetunion, d. h. aus Russland, nach Deutschland emigrierte. Das Interview mit ihm ist sehr typisch für die mittlere genealogische Generation in den Familien der so genannten SpätaussiedlerInnen.⁴ Interviews mit Angehörigen dieser Generation⁵ zeichnen sich für gewöhnlich dadurch aus, dass sie nur wenige Stegreiferzählungen enthalten und sich die Interviewten auf keinen längeren Prozess des Erzählens und Erinnerns einlassen. Werden Geschichten erzählt, handelt es sich meist um Belegerzählungen, die eine Argumentation verdeutlichen sollen und die wahrscheinlich in unterschiedlichen Kontexten – vor

3 Das von mir geleitete Forschungsprojekt „Biographie und Kollektivgeschichte“ – dem eine zweijährige Pilotstudie vorausging (vgl. Rosenthal 2005b) – wurde von der DFG von Anfang 2007 bis Ende 2009 gefördert. Viola Stephan, Irina Fefler und Niklas Radenbach arbeiteten als MitarbeiterInnen an diesem Projekt mit. Wir danken der DFG für ihre Unterstützung, die die Durchführung unseres Vorhabens ermöglicht hat.

4 Als „SpätaussiedlerInnen“ werden im Unterschied zu „AussiedlerInnen“ diejenigen MigrantInnen aus Familien mit deutscher ethnischer Zugehörigkeit aus den GUS-Staaten bezeichnet, die ab 1993 einwanderten und – im Unterschied zu den früher Migrierten – von verschärften Aufnahmebedingungen betroffen waren. Ab 1996 mussten sie auch einen vom Bundesverwaltungsamt an verschiedenen Standorten in den Herkunftsgebieten durchgeführten Sprachtest bestehen, um ihre ethnische Zugehörigkeit nachzuweisen und die deutsche Staatsbürgerschaft zu erhalten.

5 Zu den Besonderheiten der einzelnen genealogischen, aber auch der historischen Generationen (im Sinn Mannheims) in dieser Gruppierung von MigrantInnen vgl. Rosenthal/Stephan 2010.

allem dem des Ausreiseverfahrens – vielfach erprobt und eingeübt wurden. Unsere empirische Untersuchung zu dieser Gruppierung von MigrantInnen verdeutlichte, dass die aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland emigrierten ethnischen Deutschen aufgrund der wechselnden historischen Verhältnisse und der damit einhergehenden sich wandelnden ungleichen Machtbalancen ihre Familien- und Lebensgeschichten entsprechend den jeweiligen gesellschaftlich (oder situativ) dominanten Diskursen bereits mehrfach umgeschrieben haben bzw. umschreiben mussten. Ein Sich-Einlassen auf einen Erinnerungsprozess wird dadurch nicht nur erschwert, sondern würde vermutlich auch als bedrohlich empfunden werden.

Mit dem im Folgenden dargestellten Interview mit Sergej Wolf⁶ wähle ich den Fall eines Biographen, der sich kaum auf Erinnerungsprozesse einlässt. Ich möchte aufzeigen, dass der Interviewtext dennoch Spuren der Vergangenheit trägt und wir diese vor allem dadurch entschlüsseln können, dass wir seine Gegenwartsperspektive und die Regeln rekonstruieren, die seiner biographischen Selbstpräsentation in einem narrativen Interview mit einer Angehörigen der bundesdeutschen Mehrheitskultur zugrunde liegen. Anders formuliert: Gelingt es uns bei einer biographischen Selbstdarstellung – von Erzählung kann in solchen Fällen kaum gesprochen werden – aufzuzeigen, welches Darstellungsinteresse und welche Gegenwartsperspektive die Darstellung steuert, ist damit die Chance verbunden, empirisch fundierte Annahmen über das Erleben in der Vergangenheit zu formulieren.

Zunächst seien die wesentlichen *familien- und lebensgeschichtlichen Daten* von Sergej Wolf angeführt. Sergej wurde 1967 in Sibirien in eine Familie von ethnischen Deutschen geboren. Es ist eine Phase, in der es den 1941 in der Sowjetunion kollektiv verurteilten Deutschen in der Sowjetunion schon wieder etwas besser ging, sie nicht mehr in Sondersiedlungen leben mussten und teilrehabilitiert waren.⁷ Die Familie väterlicherseits war bereits 1914 aus der westlichen

6 Im Jahr 2004 interviewte Anne Blezinger (als Mitarbeiterin unseres Pilotprojekts) Sergej, seinen Vater und seine Tochter. Im Jahr 2005 führte sie ein Folgeinterview mit Sergej, und 2007 sprach Viola Stephan nochmals mit ihm (zu einer ausführlicheren Darstellung dieser Familie vgl. Rosenthal 2005b). Zudem ist anzumerken, dass der Name verändert wurde und die Daten aus Gründen der Anonymität leicht maskiert wurden. Die lebensgeschichtlichen Daten sind nur bis zum Zeitpunkt des ersten Interviews aufgelistet, dessen Auswertung ich hier vorstelle.

7 Die Kollektivverurteilung erfolgte im Zusammenhang mit dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion im August 1941 aufgrund eines Generalverdachts der Kollaboration der ethnischen Deutschen mit Nazi-Deutschland. Die Folgen des damit zusammenhängenden Erlasses, dem gemäß ihnen die Bürgerrechte abgesprochen wurden, sie nach Sibirien und Zentralasien umgesiedelt und zum großem Teil in „Arbeitslagern“ (der so genannten Trudarmee) inhaftiert werden sollten, waren je nach ihrer regionalen Ansässigkeit im Jahre 1941 oder auch ihrer jeweiligen biographischen Situation (z. B. verheiratet mit einem ethnischen Russen) unterschiedlich (vgl. Mukhina 2007: 41ff.). Viele von ihnen erlebten die Verbannung und die Lagerhaft un-

Sowjetunion nach Sibirien ausgewandert. Der Großvater väterlicherseits wurde 1941 in einem Arbeitslager inhaftiert und verstarb ein Jahr später. Die Familie mütterlicherseits lebte 1941 in der Ukraine, der Großvater wurde nach der Rückeroberung (1943/1944) dieses durch die deutsche Wehrmacht besetzten Gebietes zu 25 Jahren Straflager verurteilt, 1956 entlassen, kehrte jedoch nicht zu seiner nach Sibirien deportierten Familie zurück und verstarb 1960. Die Eltern von Sergej sind in den 1930er Jahren geboren und erlebten als Kinder die schwere Zeit in den vom Gulag („Hauptverwaltung der Besserungsarbeitslager“) verwalteten Lagern in Sibirien. Beide Eltern absolvierten Ende der 1950er Jahre eine Facharbeiterausbildung und waren bis zur Verrentung erwerbstätig.

Sergej hatte zwei ältere Schwestern. Jedoch kam eine drei Jahre vor seiner Geburt bei einem Unfall ums Leben. Als Sergej drei Jahre alt ist, wird seine jüngere Schwester geboren. Seine älteste Schwester betreut ihn und seine jüngere Schwester, während beide Eltern berufstätig sind. Sergej gelingt ein Bildungsaufstieg. Er studiert ab 1984 an einer pädagogischen Hochschule in Leningrad Fremdsprachen. Während der Studienzeit wird er zwei Jahre zum Militär (im Gebiet Russlands) eingezogen, vollzieht eine Fachausbildung in dieser Zeit, wird Mitglied einer geheimen Einheit und befördert. Nach der Armeezeit lernt er seine zukünftige Frau, die eine ethnische Russin ist, an der Hochschule kennen. Ihre Tochter wird noch in der Zeit des Studiums geboren. 1991 beginnt Sergej als Dozent an einer Militärschule in Russland zu arbeiten. Diese Tätigkeit übt er bis zu seiner Ausreise nach Deutschland aus. Seine Frau arbeitet in einer höheren Position in einer Regierungseinrichtung. 1996, also fünf Jahre *nach* dem Ende der Sowjetunion, stellt Sergej für sich, seine Frau und Tochter sowie für seine Eltern einen Antrag auf Ausreise nach Deutschland. Die Mutter stirbt im Jahre 2000, kurz bevor die Familie das Visum erhält und nach Deutschland auswandert. In Deutschland werden sowohl Sergejs Universitätsabschluss als auch der seiner Frau nicht anerkannt. Sergej studiert 2004 – in der Zeit des ersten Interviews – ebenso wie seine Frau ein sozialwissenschaftliches Fach.

Bisher habe ich nur familiengeschichtliche und biographische Daten von Sergejs Leben in chronologischer Reihenfolge angeführt und noch keine Hinweise darauf gegeben, wie er selbst darüber spricht und welche Bedeutung sie heute für ihn haben oder in der Vergangenheit hatten. Diese hier gekürzte Auflistung der biographischen Stationen dient dem ersten Auswertungsschritt, nämlich der *sequenziellen Analyse der objektiven oder biographischen Daten*, der in Anlehnung an ein zuerst von Ulrich Oevermann u. a. (vgl. Oevermann/Allert/Konau

ter extrem schweren und unmenschlich grausamen Arbeits- und Lebensbedingungen. Erst 1948 wurde die „Arbeitsarmee“ aufgelöst. Ab 1956 durften jene Deutschen, die in Sondersiedlungen lebten, diese verlassen, 1964 erfolgte eine Teilrehabilitierung. Aber in ihre Heimatgebiete durften sie in der Folgezeit offiziell nicht zurückkehren, obwohl es auch hier Ausnahmen gab.

1980) vorgestelltes Vorgehen erfolgt. Dabei werden zunächst die kaum an die Interpretationsleistungen des Biographen gebundenen Daten in der zeitlichen Abfolge der Ereignisse im Lebenslauf analysiert. Diese Daten werden dem transkribierten Interview sowie allen anderen zur Verfügung stehenden Quellen (Archivmaterial, Interviews mit anderen Familienmitgliedern, behördliche Akten, Gerichtsakten etc.) entnommen. Historische bzw. gesellschaftspolitische Daten, die für den vorliegenden Fall relevant sein könnten, werden ebenfalls in diese Liste von Daten aufgenommen und die biographischen Daten in den jeweiligen historischen Kontext eingebettet. Mit diesem Vorgehen bei diesem Analyseschritt, bei dem der Interviewtext – abgesehen von den daraus entnommenen Daten – zunächst völlig einklammert wird, soll einer vorschnellen Übernahme der gegenwärtigen Selbstdeutungen und -darstellungen der Interviewten entgegengewirkt werden. Angestrebt ist hier gerade das Auffinden bzw. die Konstruktion von Hypothesen über die möglichen Bedeutungen der verschiedenen biographischen Stationen für die Biographen *zum Zeitpunkt des Erlebens*. Für diese Hypothesenbildung ist es in einem heuristischen und empirisch fundiertes Wissen über die vermutlichen Auswirkungen bestimmter Lebensereignisse in einem bestimmten Lebensalter auf diese und die folgenden Lebensphasen mit einzubeziehen. Angestrebt ist des Weiteren die Formulierung von Hypothesen über die sich mit jedem Datum sowohl eröffnenden als auch verschließenden Handlungsoptionen. Es wird bei jedem Datum gefragt, welche Handlungsmöglichkeiten die Biographin oder der Biograph in einer bestimmten Situation hatte, welche er oder sie auswählte und welcher mögliche weitere biographische Verlauf daraus folgen könnte. Entscheidend ist, dass stets ebenfalls überlegt wird, was im Leben der Biographin oder des Biographen geschehen könnte, das Veränderungen für ihre Lebensführung ermöglicht, und unter welchen Bedingungen sie diese Möglichkeiten ergreifen. Die Prognosen über den weiteren Verlauf beziehen sich also nicht nur auf Reproduktionen der sich in der Analyse bereits andeutenden oder hypothetisch entworfenen stabilen Strukturen (wie etwa Regeln einer wiederholt ähnlichen Reproduktion von Handlungsabläufen), sondern auch auf Möglichkeiten für Transformationen. Es wird gezielt darauf geachtet, nicht von einer frühen und unveränderlichen Determination des Individuums oder seiner Lebensgeschichte auszugehen, sondern vielmehr auch mögliche Veränderungen zu entwerfen.

Ich kann im Kontext dieses Artikels nur kurz auf diesen Analyseschritt im Fall von Sergej Wolf eingehen. Betrachtet man seine biographischen Daten, so fällt insbesondere auf, dass sowohl seine erfolgreiche Berufslaufbahn als auch seine Partnerwahl deutlich auf eine erfolgreiche Integration in die sowjetische bzw. russische Gesellschaft und in staatliche Institutionen hinweist. In diesem

Zusammenhang stellt sich die Frage nach den Motiven für seinen Antrag auf Ausreise und seine Migration. Hier lassen sich unterschiedliche Hypothesen formulieren, z. B. dass das Ende der Sowjetunion und die gesellschaftlichen Entwicklungen in den 1990er Jahren in Russland nicht den Erwartungen von Sergej und seiner Familie entsprachen. Dies kann sehr unterschiedliche Gründe gehabt haben. Wir können in diesem Zusammenhang jedoch durchaus die Hypothese formulieren, dass es einen biographischen Wendepunkt bzw. eine Wendephase von einer Integration in die sowjetische/russische Gesellschaft hin zu einer zunehmenden Unzufriedenheit gab, in deren Verlauf Sergej eine Zukunft in Deutschland zu entwerfen begann. Hier ist zu bedenken, dass Ende der 1980er Jahre die massenhafte Auswanderung der ethnischen Deutschen aus der Sowjetunion einsetzte.⁸

Mit diesem biographischen Wendepunkt ging auch ein Interpretationspunkt einher und zwar in dem Sinn, dass von diesem Punkt an sowohl die Zukunft neu entworfen als auch die Vergangenheit reinterpretiert wurde. Ein solcher Interpretationspunkt, wie dieser Begriff von Wolfram Fischer in die Diskussion eingeführt wurde (vgl. Fischer 1978, 1982), kann sowohl durch eine gesellschaftliche Entwicklung und die damit einhergehenden neuen sozialen Diskurse als auch durch Veränderungen im Familiensystem oder biographische Wendepunkte des persönlichen Lebens – wie z. B. eine Eheschließung oder eine Scheidung – hervorgerufen werden. Im vorliegenden Fall können wir u. a. die Hypothese formulieren, dass mit den Überlegungen über eine mögliche Auswanderung nach Deutschland für Sergej seine ethnische Zugehörigkeit zur Wir-Gruppe der ethnischen Deutschen verstärkt an Bedeutung gewann, zumal diese ihm und seiner Familie die Emigration nach Deutschland überhaupt erst möglich machte. Damit würde sich auch die Art und Weise verändert haben, wie Sergej auf seine Vergangenheit zurückblickt und wie sich ihm die früheren Erlebnisse in der Erinnerung darbieten. Mit der zunehmenden Relevanz des Themas „*mein Deutschsein oder meine deutsche Abstammung*“ wird Sergej sich in seiner Erinnerung ganz anderen Erlebnissen zuwenden als zuvor. Durch diesen Erinnerungsakt – diese *Noesis* – werden nicht nur andere Erlebnisse aus dem Gedächtnis vorstellig, sie bieten sich der sich erinnernden Person auch anders dar. Es entsteht ein anderes *Erinnerungsnoema*. Der Akt der Zuwendung, die *Noesis*, bestimmt das *Noema* und natürlich bestimmt auch das jeweils sich darbietende *Noema* die *Noesis*. Es ist vor allem den Gestalttheoretikern zu verdanken, verdeutlicht zu haben, nach welchen Regeln das *Noema* bereits eine Strukturiertheit vorgibt. Beim Erinne-

8 Nach der Perestrojka und dem Zusammenbruch der Sowjetunion sind im Zeitraum zwischen 1989 und 2007 etwa 2,2 Millionen Menschen mit deutscher ethnischer Zugehörigkeit aus der UdSSR bzw. ihren Nachfolgestaaten nach Deutschland ausgewandert (vgl. Bundesverwaltungsamt [Hg.] 2007).

rungsvorgang ist es möglich, dass das sich anbietende Noema sich der intendierten Zuwendung geradezu widersetzt. Es können, wie bereits erläutert, Bestandteile der erlebten Situation vorstellig werden, die entsprechend der Gegenwarts-perspektive und des Präsentationsinteresses nicht intendiert waren und sogar inkongruent sein können. Ebenso können jedoch angezielte Bestandteile nicht vorstellig werden. So erleben wir in narrativen Interviews immer wieder, dass eine Erzählung mit einer Evaluation eingeleitet wird (wie z. B. „an meine Schulzeit habe ich nur gute Erinnerungen, so hatten wir einmal eine tolle Klassenfahrt“), sich die darauf folgende Geschichte jedoch dieser Evaluation widersetzt.

Doch zurück zum Fall von Sergej. Anhand der biographischen Daten können wir noch von einem weiteren Interpretationspunkt ausgehen. So lässt sich annehmen, dass sich, ausgelöst durch die Nichtanerkennung seines Universitätsdiploms in Deutschland, sowohl sein beruflicher Zukunftshorizont veränderte als auch sein Rückblick auf die eigene berufliche Vergangenheit und auf seinen Entscheidungsprozess für die Migration. Sergejs möglicher Umgang damit könnte eine Entwertung seiner Ausbildung und Erwerbsarbeit in Russland oder auch ein selbstkritischer Rückblick auf die Ausreisentscheidung sein.

Die Präsentation der Lebensgeschichte

Betrachten wir nun, wie Sergej seine Lebensgeschichte im Interview präsentiert und fragen, ob sich Hinweise auf derartige Interpretationspunkte und Reinterpretationsprozesse finden lassen. Sergej war entsprechend der Technik des narrativen Interviews zu Beginn des Interviews aufgefordert worden, seine Familien- und Lebensgeschichte zu erzählen. Seine auf diese Aufforderung folgende autonom gestaltete biographische Selbstpräsentation dauerte 70 Minuten. Wie von dieser Interviewtechnik gefordert wird, wurde er in der ersten Phase des Gesprächs nicht durch Fragen der Interviewerin unterbrochen. Nachfragen wurden erst in der darauf folgenden weiteren Stunde des ersten Gesprächs sowie in den Nachfolgeinterviews gestellt. Sergej bedient sich in seiner Eingangspräsentation vorwiegend der Textsorte „Bericht“. Er begann seine Präsentation folgendermaßen:⁹

9 Transkriptionsregeln: , = kurzes Absetzen; (4) = Dauer der Pause in Sekunden; Ja: = Dehnung eines Vokals; ((lachend)) = Kommentar der/s Transkribierenden; / = Einsetzen des kommentierten Phänomens; **nein** = betont; **NEIN** = laut; viel- = Abbruch eines Wortes oder einer Äußerung; 'nein = leise; () = Inhalt der Äußerung ist unverständlich; Länge der Klammer entspricht etwa der Dauer der Äußerung; (sagte er) = unsichere Transkription; Ja=ja = schneller Anschluss.

„gut so dann fang ich an, ich heiße oder ja ((lachend)) sag ich erst /, ich heiße Sergej Wolf und ich bin, ah ein Russlanddeutscher oder mit anderen Worten Spätaussiedler aus Russland ich bin, 1967 in der Stadt Omsk in Sibirien, in Westsibirien geboren, in einer ((seufzt)) ah russlanddeutschen Familie, und ah so, ah: ja das mein Lebensweg war eigentlich so typisch für, ah für viele Menschen, jener ah Generation und ich hab, ah Mittelschule besucht (nach der) Mittelschule bin ich auf die Hochschule ah pädagogische Hochschule gegangen und dort hab ich zehn Semester Pädagogik und (2) ((seufzt leicht)) englische Sprache studiert, ähm dann, bin ich ah in die Sowjetarmee einberufen worden, zwei Jahre meine W- ah meinen Wehrdienst geleistet, so danach hab ich ah:, so nach ah meinem Diplom habe ich zeh- ah neun Jahre an der (2) M- ((lachend)) Militärhochschule / gearbeitet, ah: als Lehrkraft beim Lehrstuhl für Fremdsprachen, habe Englisch unterrichtet, so und ah, ach so, ja, im Mai 2000 ah im Mai 2000 ah: bin ich samt meiner Familie nach Deutschland gekommen.“

Sergej stellt sich in dieser ersten Sequenz des Interviews mit mehreren biographischen Daten vor, die sich auf seine familiäre Herkunft und die durch diese vermittelte ethnische Zugehörigkeit und vor allem auf die Stationen seines Bildungs- und Berufsverlaufs konzentrieren. Er rahmt somit seine Berufslaufbahn mit der Nennung seiner ethnischen und familialen Zugehörigkeit und seiner Auswanderung nach Deutschland. Dagegen berichtet er weder von seinen Eltern und seinen Schwestern noch von seiner Ehefrau und seiner Tochter.

Zu diesem spezifischen Anfang einer biographischen Selbstpräsentation stellen sich die Fragen: Wieso beginnt Sergej seine Lebenserzählung in dieser Weise, mit diesen Bestandteilen und in dieser Textform? Geht es im zweiten Schritt der Auswertung, der so genannten *thematischen Feldanalyse*, doch um die Rekonstruktion der Mechanismen, die die Auswahl der Themen, deren Abfolge und die thematische Verbindung zwischen den einzelnen Segmenten des Textes steuern. Dabei gehen wir vor allem auch der Frage nach, inwiefern die je konkrete Präsentation der Interviewsituation und/oder der gegenwärtigen Lebenssituation geschuldet ist und inwieweit sie überhaupt auf biographische Relevanzen in der Vergangenheit verweist, so lassen sich zu dem oben zitierten Interviewbeginn, unabhängig vom Wissen über den weiteren Fortgang, verschiedene Hypothesen formulieren. Es handelt sich dabei um Hypothesen, die sich wechselseitig nicht ausschließen müssen und die sich auf sehr verschiedene Ebenen (Interviewinteraktion, gegenwärtige Lebenssituation, familiäre Konstellation, weiteres soziales Umfeld, dominante kollektive Diskurse in diesem Umfeld, Vergangenheitsperspektive etc.) beziehen können. Folgende Hypothesen sind für das vorliegende Segment sowie für das gesamte vorliegende Interview u. a. möglich:

1. Das zitierte Segment, die Auswahl der biographischen Daten und deren sequenzielle Gestalt ist hauptsächlich dem *Interviewkontext* geschuldet, vor allem der Tatsache, dass Sergej das Interview im Kontext einer Studie zu SpätaussiedlerInnen gibt. Hier könnte u. a. die Hypothese formuliert werden, dass für ihn seine Bildungskarriere von höchster Relevanz ist, er jedoch versucht, den Interessen bzw. Fragestellungen, die er der Interviewerin zuschreibt, gerecht zu werden und deshalb zunächst auf seine ethnische Zugehörigkeit und familiäre Herkunft zu sprechen kommt.

Entsprechend dem abduktiven Vorgehen (in Anlehnung an Peirce 1980; Rosenthal 2005a: 58ff.) werden zu den einzelnen Hypothesen immer wieder Folgehypothesen über einen möglichen, anschlussfähigen Fortgang entworfen, d. h. hier über mögliche Versionen für einen passungsfähigen Fortgang des Interviewtextes. Eine Folgehypothese an dieser Stelle könnte z. B. sein, dass Sergej auch im Anschluss immer wieder zwischen seinen biographischen Relevanzen und den der Interviewerin zugeschriebenen hin und her schwankt und damit immer wieder auf seine Bildungs- und Berufsbiographie zu sprechen kommt.

2. Diese erste Sequenz kann jedoch auch seiner *gegenwärtigen biographischen Situation* geschuldet sein, die vor allem durch die nicht erfolgte Anerkennung seines Universitätsabschlusses und den Umstand bedingt ist, dass dadurch eine Erwerbstätigkeit in Deutschland, die seinen bislang ausgeprägten beruflichen Erwartungen entsprechen würde, bisher verhindert worden ist. Sergej konzentriert sich also in seinem Bericht auf die Daten seiner Ausbildungs- und Berufskarriere, weil diese Karriere nach der Emigration fragwürdig wurde. Hier kann u. a. die Folgehypothese formuliert werden, dass er immer wieder auf dieses Thema zu sprechen kommen wird.
3. Der Beginn dieser biographischen Selbstpräsentation ist vor allem dem *öffentlichen Diskurs* über Migranten in Deutschland geschuldet und Sergej versucht, sich mit seiner Biographie von anderen Migranten abzugrenzen. Deshalb möchte er sich mit seinem Deutschsein und seiner Bildungskarriere präsentieren. Trifft diese Hypothese zu, wird er auch im Folgenden immer wieder bemüht sein, sich von den ihm – seiner Annahme nach – zugeschriebenen Fremdbildern abzugrenzen.
4. Dieser Bericht ist in erster Linie durch eine *Perspektive in der Vergangenheit* bedingt, in der Sergejs Bildungsweg und beruflicher Werdegang eine ausgesprochen hohe biographische Relevanz für ihn hatten. Hier sei auch daran gedacht, dass Sergej der erste in seiner Familie ist, der einen Universitätsabschluss erreicht hat. Trifft diese Hypothese zu, sind im Folgenden weitere Textpassagen zu diesem Thema zu erwarten.
5. Eine weitere Hypothese zu dieser Sequenz lautet, dass sie in erster Linie dem Bedürfnis geschuldet ist, die *gelebte Vergangenheit und die Vergangenheitsperspektiven* nicht deutlich werden zu lassen. Indem Sergej die Darstellung seiner beruflichen Karriere mit dem Thema der ethnischen Zugehörigkeit rahmt, versucht er, seine Migration vor diesem Hintergrund darzustellen, d. h. die ZuhörerInnen davon zu überzeugen, dass die Migration durch seine ethnische Zugehörigkeit motiviert war. Dies könnte die Funktion haben, andere Motive zu verbergen, die z. B. mit seiner Zeit in

einer geheimen militärischen Einheit oder als Dozent an einer Militärhochschule zusammenhängen können. Eine der Folgehypothesen hierzu lautet: Bei den Themen „Gründe zur Emigration“ und „Lebensphase im Kontext des Militärs“ erwarten wir im weiteren Interviewtext in erster Linie die Textform der Argumentation und kaum Erzählungen.

Mit diesen unterschiedlichen Hypothesen demonstrierte ich strukturell die verschiedenen Lesarten, die wir bei jeder biographischen Selbstpräsentation zu verfolgen haben, um den Wechselwirkungen zwischen der Gegenwartsperspektive, der erlebten Vergangenheit, den sich im Verlaufe des Lebens verändernden Perspektiven auf die Vergangenheit und den damit zusammenhängenden unterschiedlichen Diskursen gerecht zu werden.

Es geht bei diesem Analyseschritt nun auch darum, die Mechanismen zu rekonstruieren, die die temporalen und thematischen Verknüpfungen der einzelnen Teile der biographischen Selbstpräsentation steuern. Wie empirische Analysen immer wieder zeigen (vgl. Rosenthal 1995) können wir davon ausgehen, dass die erzählte Lebensgeschichte nicht aus einer unverbundenen Ansammlung einzelner Teile besteht, sondern dass die einzelnen Sequenzen in irgendeiner spezifischen Weise miteinander in Beziehung stehen. Offener formuliert heißt dies, wir müssen hier, wie auch bei allen anderen Arten von längeren, vom Produzenten selbst gestalteten Textpassagen, die Frage an den Text stellen, ob die einzelnen Sequenzen im Sinne einer Gestalt angeordnet sind, in der sie untereinander in einem Beziehungszusammenhang stehen, oder ob es sich um eine beliebige Anhäufung einzelner Teile handelt. In Anlehnung an Aron Gurwitschs thematische Feldanalyse und die Vorschläge Wolfram Fischers (1982) zu deren Anwendung auf die Analyse von Lebensgeschichten geht es um die Frage, ob die einzelnen Bestandteile eines von einem Autoren oder einer Autorin selbst gestalteten Textes Elemente eines oder mehrerer thematischer Felder sind. Gurwitsch diskutiert in seiner gestalttheoretischen Betrachtung und Weiterentwicklung der Analysen Edmund Husserls die dialektische Beziehung zwischen Thema und thematischem Feld. Unter „Thema“ versteht er das, was uns in einem gegebenen Augenblick beschäftigt und im Zentrum unserer Aufmerksamkeit steht. Themen sind jeweils in ein thematisches Feld eingebettet. Das „thematische Feld“ definiert Gurwitsch (1974: 4) als „die Gesamtheit der mit dem Thema kopräsenten Gegebenheiten, die als sachlich mit dem Thema zusammenhängend erfahren werden und den Hintergrund oder Horizont bilden, von dem sich das Thema als Zentrum abhebt“. Die nur zeitlich kopräsenten Gegebenheiten gehören dagegen in dieser Terminologie zum „Rand“. Das thematische Feld ist keine beliebige Anhäufung von Beständen, sondern diese sind in einer bestimmten Anordnung gegeben und stehen in einer sachlichen Beziehung zum Thema. Die Verbindung der Themen ist eine Gestaltverbindung: Das Feld bestimmt das Thema und das Thema das

Feld. Mit dem Wechsel eines Themas von einem Feld in ein anderes modifiziert sich das Thema, ebenso wird mit der Einbettung eines Themas in ein spezifisches Feld dieses Feld modifiziert. Mit diesen Überlegungen geht einher, dass sich die Bedeutung der einzelnen Bestände einer biographischen Präsentation letztlich nur in deren Gesamtgestalt erschließt und dabei auch die temporale Abfolge eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Bei jeder Sequenz ist das Auffinden der inhärenten Verweisungen auf mögliche thematische Felder und der hypothetischen Entwurf der jeweils anschlussfähigen weiteren Sequenzen notwendig. Im Fortgang der Analyse zeigt sich dann, welche thematischen Felder von der Biographin/dem Biographen (breiter) ausgestaltet werden, welche potenziell sich anbietenden Bestände dieser Felder nicht entwickelt bzw. nur angedeutet werden, und ebenso wird dabei klar, welche Felder vermieden werden. Es wird – und zwar unabhängig von den Selbstdeutungen der Autobiographen – deutlich,

- a) welche Themen nicht thematisiert werden, obwohl sie kopräsent sind, und
- b) wie die Autobiographin/der Autobiograph ihre/seine Erlebnisse systematisch nur in spezifische Felder einbettet und mögliche andere, den Erlebnissen inhärente Rahmungen vermeidet.

Das in der Gegenwart des Erzählens ausgewählte Erlebnis aus der Vergangenheit und das in der Gegenwart des Erinnerns aus dem Gedächtnis ausgewählte Erlebnis repräsentieren das Thema, das eingebettet ist in ein thematisches Feld, das sich – wie bereits betont – jedoch im Lauf des Erinnerns und Erzählens modifizieren kann. Das thematische Feld einer Lebenserzählung oder auch die sich verändernden Felder im Verlauf des Erzählens sind bestimmt durch die Gegenwartsperspektive der Biographin/des Biographen und die sich daraus ergebende Art und Weise, wie sie/er sich ihrer/seiner Vergangenheit zuwendet, also durch die Noesis, aber auch aus den sich ihr/ihm anbietenden Erinnerungen, also den Noemata. Zum dialektischen Verhältnis zwischen der Gegenwart des Erinnerns und der Vergangenheit des Erlebens haben die Gestalttheoretiker wichtige Überlegungen und auch empirische Experimente vorgelegt. Koffka, Köhler und Wertheimer weisen assoziationalistische Konzeptionen des Gedächtnisses überzeugend zurück. Sie setzen der Vorstellung einer assoziativen Verbindung von einzelnen Elementen die der Gestaltverbindung gegenüber und gehen davon aus, dass das Gedächtnis in erster Linie ananzeigenshaft und Strukturzusammenhänge anknüpft, wie es Max Wertheimer (1922: 55f.) formuliert. Unter Bezugnahme auf die Assoziationshypothese, die auf der Annahme beruht, dass, wenn ein Inhalt a öfters zusammen mit einem Inhalt b auftritt, die Tendenz bestehe, sich beim Auftreten von a sich an b zu erinnern, erlaubt sich Wertheimer (1922: 49) die scherzhafte Aussage, sein Freund sei mit seiner Telefonnummer assoziativ verbunden. Dazu bemerkt Köhler (1947: 156): „between the name and the num-

ber there are no specific relations; they do not tend to form a group spontaneously“. Entsprechend einer gestalttheoretischen Konzeption erinnert man sich nicht an einzelne Erlebnisse aufgrund eines in der Gegenwart auftauchenden Elements, sondern man geht von organisierten Prozessen oder Einheiten aus, die in ihrer Ganzeigenschaft an die Ganzeigenschaften von Erinnerungseinheiten erinnern (vgl. Köhler 1947). Die Auswahl eines vergangenen Erlebnisses aus dem Gedächtnis „depends upon the similarity of pattern between excitation and trace“ (Koffka 1963: 464). Entscheidend an der gestalttheoretischen Konzeption ist, dass hier von einer Interaktion zwischen sedimentierten und gegenwärtigen Gestalten ausgegangen wird. Dies ermöglicht eine Vermeidung dualistischer Konzeptionen von einerseits einem Etwas, das im Gedächtnis gespeichert ist, und andererseits einem Etwas, das in der Gegenwart erinnert wird. Eine gestalttheoretische Sichtweise, wie sie konsequent Gurwitsch in seiner Konzeption der thematischen Feldanalyse vertritt, legt das Verständnis einer wechselseitigen Konstitution von „alten“ und „neuen“ Figuren nahe, d. h. einer ständigen Reorganisation der Erinnerungsbestandteile. So schreibt Koffka (1963: 524), „that the reorganization of the pattern interferes directly with the recall of the old pattern, i.e., it exerts a direct influence upon the old trace“. In welchem thematischen Feld oder welchen Feldern präsentiert nun Sergej seine Lebensgeschichte? Die thematische Feldanalyse verdeutlichte, dass die einzelnen Sequenzen seiner biographischen Selbstpräsentation in ein Feld eingebettet sind, dessen wesentliche Bestände die Themen „Bildung“ und „Verfolgung und Diskriminierung als Russlanddeutsche“ sind. Dieses Feld kann wie folgt formuliert werden: „Bereits meine Großeltern waren gebildete Menschen, doch sie, wie auch meine Eltern, wurden als ‚Russlanddeutsche‘ in ihrer Ausbildungs- und Berufskarriere behindert“. In dieses thematische Feld fügt sich seine eigene Ausbildungs- und Berufskarriere kaum ein. Sergej kommt auch nach der zitierten ersten Sequenz in seiner Haupterzählung – die immerhin 70 Minuten lang ist – nicht mehr auf seine berufliche Karriere in Russland zu sprechen. Er spricht vielmehr in aller Ausführlichkeit über seine Familiengeschichte als „Russlanddeutscher“ und seine eigenen Erfahrungen der Diskriminierung als Deutscher in der Sowjetunion und in Russland.

Wie stark seine Ausführungen, die meist eine Mischung von Argumentation und Bericht darstellen, von dieser Gegenwartsperspektive geprägt sind, aber dennoch Spuren des Erlebens in der Vergangenheit enthalten, möchte ich an einem von ihm berichteten biographischen Erlebnis aus seiner Zeit bei der Armee im Jahre 1985 verdeutlichen. Es handelt sich darum, dass er nach sechs Monaten Armeezeit – in seiner Darstellung ohne Angabe von Gründen – in eine andere Einheit versetzt wurde. Er führt dies als Beleg für die Diskriminierung der Deutschen in der Sowjetunion an. Bei der Analyse der biographischen Daten hatte ich die Hypothese formuliert, dass Sergej zum Zeitpunkt seiner Armeezeit

mit dem sowjetischen System identifiziert war und sich sehr um seine Integration in die sowjetische und russische Gesellschaft bemühte. Beziehen wir des Weiteren das Ergebnis der thematischen Feldanalyse mit ein, es ginge ihm im Interview darum aufzuzeigen, wie sehr Deutsche in der Sowjetunion diskriminiert wurden, bedarf es des quellenkritischen Blicks auf seine Erzählung über dieses Erlebnis. So können wir davon ausgehen, dass er heute – zumindest auf der manifesten Ebene der Mitteilung – nicht über seine damalige Identifikation mit dem sowjetischen Gesellschafts- und Regierungssystem oder über seine Integration in dieses System sprechen wird. Es gilt also am Text zu überprüfen, inwiefern neben dem manifesten Gehalt der Aussagen Hinweise darauf zu finden sind, dass er zum Zeitpunkt des Erlebens die Versetzung nicht als diskriminierend, sondern als Karrieresprung in der Armee erlebte. In einem solchen dritten Schritt der Analyse, der *Rekonstruktion der erlebten Lebensgeschichte*, fragen wir in Verbindung mit den bei der Analyse der biographischen Daten formulierten Hypothesen wieder nach der biographischen Bedeutung eines Erlebnisses zum Zeitpunkt des Erlebens. Zu diesem Zweck betten wir die in der Gegenwart präsentierten Erlebnisse gedankenexperimentell in andere mögliche thematische Felder als die, die die Gegenwart konstituieren, ein.

Betrachten wir nun Sergejs Darstellung seiner Versetzung. Wie bereits erwähnt, handelt es sich bei dieser Sequenz um eine Belegerzählung aus der Eingangspräsentation. Er führt diese Erzählung mit folgender Erklärung ein:

„erst nach der Armee hab ich erfahren dass, bis neunzehnhundert glaub ich fünfundneunzig äh; eine Verordnung so interne Verordnung äh, existiert so existierte oder, Regelung galt, dass zum Beispiel Volkszugehörige bestimmter Gruppen, nicht in die bestimmten Einheiten äh, aufnehmen werden durften oder, so zum Beispiel ich- äh wurde zuerst in die- äh in eine Einheit einberufen“

Die Abbrüche im letzten Satzteil „ich- äh wurde zuerst in die- äh“ kann man u. a. derart interpretieren, dass sich Sergej beim Sprechen gewissermaßen bremst, da er den Namen der Einheit nicht nennen will oder darf. Sehen wir, wie er fortfährt:

„habe dort sechs Monate gedient aber plötzlich so über eine Nacht, wurde ich äh, aufgerufen und äh, in eine andere Einheit in eine andere Stadt äh: ((seufzt)), so abkommandiert wur- wurde sozusagen, und ich konnte das nicht verstehen denn ich war eigentlich so, ehrgeizig und fleißig“

Auch hier fällt die mangelnde Angabe von Orten auf. An dieser Stelle kann die Hypothese formuliert werden, dass es sich um eine Einheit und Einsatzorte handelte, die er heute zu verbergen sucht. Man erfährt jedoch, dass er die Versetzung

nicht verstehen konnte, da er doch ehrgeizig und fleißig war. Mit der Rahmung der Geschichte will er verdeutlichen, dass dieses Abkommandiertwerden für ihn eine Herabwürdigung bedeutete, die er erst im Nachhinein verstanden hat. Im Folgenden erwarten wir nun als ZuhörerInnen oder LeserInnen einen Hinweis auf eine solche Herabwürdigung, d. h. vielleicht die Versetzung in eine weniger prestigeträchtige Einheit. Sehen wir, wie es weiter geht:

„und, äh sogar seitens von Offizier hab ich oft gehört, ja ihr Deutsche, (2) ähh: ((seufzt)) seid so fleißig und, äh so, ordnungs-treu und äh: so pflichtbewusst und so weiter und so fort deshalb äh gab es äh, viele Unteroffiziere aus äh, aus der Reihen von Deutschen die in der Armee dienen“

Im Unterschied zum Präsentationsinteresse, die Benachteiligung von Deutschen darzustellen, spricht Sergej von den positiven Äußerungen eines Offiziers ihm gegenüber in den ersten Monaten seiner Militärzeit. Diese Aussagen führen Sergej beim Sprechen über diese Ereignisse dazu, dass er – vermutlich ungeplant – damit den Aufstieg von Deutschen in die Offizierslaufbahn begründet. Diese Information steht jedoch im Widerspruch zum Beweisthema einer Diskriminierung der Deutschen – abgesehen davon, dass wir im Folgenden erfahren, Deutsche hätten über die Unteroffiziersränge hinaus nicht im Militär aufsteigen können. Zudem wird hier die Möglichkeit angedeutet, dass Sergej selbst die Offizierslaufbahn einschlug. Er fährt fort:

„und äh, ja hab ich auch so gut, einen guten Dienst geleistet aber trotzdem ward ich in eine, andere Einheit äh Einheit, äh abkommandiert und, dort habe ich äh bis zum Ende meines Dienstes ähh ((seufzt)) (3) ja gedient ((lacht leicht)) sozusagen“

Wie sich der weitere Verlauf des Dienstes gestaltete, erfahren wir nicht; es wird nur eine Versetzung mitgeteilt und dann mit Seufzen und Lachen zum Ende der Militärzeit übergeleitet. Steht das „sozusagen Dienen“ vielleicht doch für etwas, das inkompatibel zu einer Herabwürdigung oder Diskriminierung ist? Diese Textstelle gibt jedenfalls einen Hinweis darauf, dass die Diskriminierung als Deutscher im Militär eine Reinterpretation aus einer später eingenommenen Perspektive sein kann. Wir können annehmen, dass die Erinnerung an diese Situation bzw. jene Zeit dem Erzähler kein dazu passendes Erinnerungsnoema bietet, d. h. es fällt ihm kein weiterer Bestandteil dieser Situation ein, der das Präsentationsinteresse belegen könnte, er sei aufgrund seiner ethnischen Zugehörigkeit versetzt worden. Die Annahme, dass Sergej vor allem aus der Gegenwarts-perspektive heraus bemüht ist, Situationen in seiner Vergangenheit aufzuspüren, die eine Diskriminierung belegen, diese Situationen jedoch damals von ihm kaum so erlebt wurden, konnte durch die Analyse weiterer Belegerzählungen weiter plau-

sibilisiert werden. Auch sind die von Sergej angeführten (Diskriminierungs-)Belege eher schwach. So führt er z. B. an, dass eine Nachbarin seine (ethnisch russische) Frau gefragt habe, weshalb sie einen Deutschen geheiratet habe. Darüber hinaus enthalten etliche seiner Belegerzählungen auch immer wieder Hinweise auf Sergejs damalige Identifikation mit dem sowjetischen System und vor allem auf seinen erfolgreichen beruflichen Aufstieg in den staatlichen Institutionen. Des Weiteren wird deutlich, dass Sergej genauere Angaben über seine Militäreinsätze und seine beruflichen Tätigkeiten vermeidet – vermutlich auch, weil er dazu verpflichtet wurde, über seine Militäreinsätze und Ähnliches zu schweigen – und seine damalige Identifikation mit der Sowjetunion zu verschleiern versucht. Diese Interpretation konnte durch ein weiteres Interview mit ihm noch gestützt werden. Aufgrund der Analyse konzentrierte sich die Interviewerin in diesem zweiten Gespräch auf Erzählaufforderungen zu seiner Militärzeit und seiner beruflichen Laufbahn. Sergejs Antworten enthielten deutliche Hinweise darauf, dass er in einer geheimen militärischen Einheit gedient hatte.

Mit dieser Analyse soll nun keineswegs der Eindruck erweckt werden, dass ich davon ausgehe, die Söhne und Töchter der kollektiv verurteilten Deutschen in der Sowjetunion seien nicht oder niemals diskriminiert worden. Der Fall verdeutlicht jedoch, dass diesem Mann, wie vielen anderen seiner Generation von Deutschen in der UdSSR, ein beruflicher Aufstieg und die Integration in die sowjetische bzw. russische Gesellschaft gelang (vgl. Fefler/Radenbach 2009). Das Bemühen um einen Aufstieg kann bei Sergej, wie auch bei anderen Angehörigen seiner Generation, u. a. als ein Versuch der Reparatur der psychisch belastenden und durch eine soziales Stigma belasteten Familienvergangenheit interpretiert werden, der wie unsere Analysen zeigen, in vielen Fällen auch mit einer Verleugnung oder Ablehnung der durch die familiäre Abstammung vermittelten ethnischen Zugehörigkeit einherging (vgl. Rosenthal/Stephan 2009). Nach den erheblichen Enttäuschungen und der Entwertung seiner Bildungs- und beruflichen Leistungen im Anschluss an die Migration nach Deutschland – die auch seine in Russland beruflich ausgesprochen erfolgreiche Ehefrau erleben musste – ist dieser Biograph jedoch darum bemüht, die Migration als eine richtige oder notwendige biographische Entscheidung zu interpretieren und dementsprechend seine Vergangenheit im thematischen Feld der Diskriminierung zu betrachten. Darüber hinaus wurde im Interview mit seinem Vater deutlich, dass dieser, wie auch Sergejs Mutter, entschieden gegen die Auswanderung waren. Der Vater präsentierte sich in einer Oppositionshaltung gegen Deutschland und bestand – trotz deutscher Sprachkenntnisse – auf einem in russischer Sprache geführten Interview. In dem bisher letzten mit Sergej geführten Interview im Jahre 2007 erfuhren wir auch, dass Sergejs Ehefrau nach Russland zurückgekehrt war und sein Vater zwischen Russland und Deutschland pendelt.

3. Resümee

Ich habe versucht mit diesem Beispiel aufzuzeigen, inwiefern die in der Gegenwart vollzogene Konstruktion eines vergangenen Erlebens, die einem gegenwärtigen Präsentationsinteresse entspricht, das mit der erlebten Vergangenheit nur wenig kompatibel ist, dennoch nicht völlig unabhängig vom Erleben in der Vergangenheit möglich ist. Das sich in der Gegenwart der Erzählung aus der Erinnerung Darbietende hat sein Erinnertes, und jedes Erinnerungsnoema verweist auf andere mögliche Noemata desselben noematischen Systems. Dies bedeutet, bei jedem Erinnerungsnoema sind auch andere mögliche Darbietungen mitgegeben, – wie bei der Versetzung in eine andere Armeeeinheit – mit denen gemeinsam es einen zusammenhängenden, umfassenderen Komplex möglicher oder nahe liegender, miteinander verknüpfter thematischer Verbindungen bildet. In dieser Grundrelation zwischen Noema und noematischem System, d. h. zwischen Teil und Ganzem, reproduziert sich das Verhältnis von Erinnerungsnoema und Erlebnis. Indem sich das jeweilige Erinnerungsnoema auf ein vergangenes Erlebnis bezieht und auf das noematische Gesamtsystem verweist, also auch auf das Erlebnisnoema, wirkt die Vergangenheit auf die Gegenwart ein. Es ist durchaus möglich, dass sich das Erlebnis bei erneuter Zuwendung in der Erinnerung anders als bisher (und möglicherweise „näher“ am damals Erlebten) darbietet. Der Prozess des Erinnerns an ein Erlebnis ermöglicht immer auch, dass sich noematisch etwas Neues darbietet und damit eine neue Bedeutung des sich darbietenden Erlebnisses möglich wird. So ist zum Beispiel vorstellbar, dass Sergej in einem offenen, nicht abgewehrten Erinnerungsprozess, Aspekte von Diskriminierungen gegenwärtig würden, die er in den erlebten Situationen aufgrund seines damaligen Wunsches nach Integration vor sich verleugnet oder nicht in dieser Bedeutung erlebt hat.

Die dialektische Beziehung zwischen Erleben, Erinnern und Erzählen bedeutet also: Die in der Vergangenheit liegenden Erlebnisse können sich den Biographen in der Gegenwart des Erinnerns und Erzählens nicht darbieten, wie sie erlebt wurden, sondern nur im Wie ihrer Darbietung, d. h. nur im Wechselverhältnis zwischen dem sich in der Gegenwart der Erzählung Darbietenden und dem Gemeinten. Doch nicht nur die Erzählsituation konstituiert die im Erzähl- und Erinnerungsprozess vorstellig werdende Erfahrung, sondern auch das aus dem Gedächtnis vorstellig werdende Erinnerungsnoema gibt bereits eine Strukturiertheit vor.

Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen verweisen sowohl auf das heutige Leben mit dieser Vergangenheit als auch auf das damalige Erleben. Ebenso wie sich das Vergangene aus der Gegenwart und der antizipierten Zukunft konstituiert, entsteht die Gegenwart aus dem Vergangenen und dem anvisierten sowie

avisierten Zukünftigen. Und so geben biographische Erzählungen sowohl Auskunft über die Gegenwart der/des Erzählenden als auch über deren/dessen Vergangenheit und deren/dessen Zukunftsperspektive. Selbst fiktive Erzählungen, also erfundene Geschichten, die dazu dienen, Erlebnisse zu verdecken bzw. die eigene Biographie umzuschreiben, haben ihren Realitätsgehalt in dem Sinn, dass sie einerseits an der Erschaffung der gegenwärtigen Wirklichkeit mitwirken und dass sie andererseits Spuren der geleugneten Wirklichkeit bzw. Vergangenheit enthalten (vgl. Rosenthal 2002). Sie verweisen in ihrem Versuch, erlebte Realität zu negieren, in ihrem Inhalt und in ihrer Struktur auf das zu Negierende. „Denn auch in der Negation orientiert man sich grundlegend am Negierten und läßt sich ungewollt durch es bestimmen.“ (Mannheim 1928: 181)

Literatur

- Bundesverwaltungsamt (Hg.): Spätaussiedler und deren Angehörige – Verteilverfahren. Jahresstatistik 2007 – Alter, Berufe, Religion, o.O. 2007
- Fefler, Irina/Radenbach, Niklas: The Interrelation between Social Mobility and the Sense of Collective Belonging. A Generation of Social Climbers in the Soviet Union, in: Rosenthal, Gabriele/Bogner, Artur (Hg.): Ethnicity, Belonging and Biography: Ethnographical and Biographical Perspectives, Münster 2009, pp. 161–179
- Fischer, Wolfram: Time and Chronic Illness. A Study on the Social Constitution of Temporality, Berkeley 1982 (unveröffentlichte Habilitationsschrift)
- Fischer, Wolfram: Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten, in: Kohli, Martin (Hg.): Soziologie des Lebenslaufs, Darmstadt/Neuwied 1978, S. 311–336
- Gurwitsch, Aron: Das Bewußtseinsfeld, Berlin/New York 1974
- Gurwitsch, Aron: Beitrag zur phänomenologischen Theorie der Wahrnehmung, in: Zeitschrift für Philosophische Forschung, 13/1959, S. 419–437
- Husserl, Edmund: Ideen zu einer reinen Phänomenologie und Phänomenologischen Philosophie, Den Haag 1976
- Husserl, Edmund: Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins (1893–1917), Den Haag 1966
- Köhler, Wolfgang: Gestalt Psychology, New York 1947
- Koffka, Kurt: Principles of Gestalt Psychology, New York 1963
- Mannheim, Karl: Das Problem der Generationen, in: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie, 7/1928, S. 157–185, 309–330
- Mead, Georg Herbert: Die Philosophie der Sozialität, Frankfurt am Main 1969
- Mukhina, Irina: The Germans of the Soviet Union, London/New York 2007
- Oevermann, Ullrich/Allert, Tilman/Konau, Elisabeth: Zur Logik der Interpretation von Interviewtexten, in: Heinze, Thomas/Allert, Tillmann/Klusemann, Hans-Werner/Soeffner, Hans-Georg. (Hg.): Interpretationen einer Bildungsgeschichte: Überlegungen zur sozialwissenschaftlichen Hermeneutik, Bensheim 1980, S. 15–69
- Peirce, Charles Sanders: Collected Papers, Cambridge 1980

- Rosenthal, Gabriele: Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung, Weinheim/München 2005a
- Rosenthal, Gabriele: Biographie und Kollektivgeschichte. Zu den Reinterpretationen der Vergangenheit bei Familien von Deutschen aus der Sowjetunion, in: Sozialer Sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung, 2/2005b, S. 311–329
- Rosenthal, Gabriele/Stephan, Viola: Die generationsspezifische Bedeutung der kollektiven und familialen Vergangenheiten von Deutschen aus der (ehemaligen) Sowjetunion, in: Balla, Bálint/Sterbling, Anton (Hg.): Osteuropa-Serie, Hamburg 2009, S. 161–189
- Rosenthal, Gabriele: Erzählte Lebensgeschichten zwischen Fiktion und Wirklichkeit. Zum Phänomen „falscher“ Identitäten, in: Diekmann, Irene/Schoeps, Julius H. (Hg.): Das Wilkomirski-Syndrom. Eingebildete Erinnerungen oder von der Sehnsucht, Opfer zu sein, Zürich 2002, S. 216–235
- Rosenthal, Gabriele: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt am Main 1995
- Rosenthal, Gabriele: „Wenn alles in Scherben fällt ...“ Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration, Opladen 1987
- Schütz, Alfred: Wissenschaftliche Interpretationen und Alltagsverständnis menschlichen Handelns, in: Schütz, Alfred: Gesammelte Aufsätze I, Den Haag 1971, S. 3–54
- Schütze, Fritz: Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Kommunikative Sozialforschung, München 1976, S. 159–260
- Wertheimer, Max: Untersuchungen zur Lehre von der Gestalt, in: Psychologische Forschung 1, Berlin 1922, S. 47–58

Identität oder „Biographizität“? Beiträge der neueren sozial- und erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung zu einem Konzept der Identitätsentwicklung

*Peter Alheit*¹

Die zeitdiagnostischen Trends, die sich in den Sozial- und Bildungswissenschaften zum Ende des Jahrhunderts behauptet haben, koinzidieren in der empirisch gut belegbaren Feststellung, dass die Organisation des sozialen Lebens modernisierter moderner Gesellschaften mit deutlich ansteigender Tendenz dem Einzelnen selbst zugemutet wird. Diese Pointe der so genannten „Individualisierungsthese“ (stellvertretend vgl. Beck 1986: 205ff.) hat die reflexive Wende zumal in den Erziehungswissenschaften zugespitzt und den gesamten Lebenslauf zu einem Lernfeld werden lassen. Wir beobachten dabei eine Art „Universalisierung der Pädagogik“ in modernen Gesellschaften (stellvertretend vgl. Kade 1989, 1997), die sich nicht allein auf soziale Räume und soziale Gruppen, sondern auch auf die zeitliche Organisation des sozialen Lebens bezieht. Kaum eine Statuspassage des Lebenslaufs wird nicht von pädagogischen Maßnahmen flankiert. Jede Altersstufe begegnet ihren spezifischen pädagogischen Inszenierungen. Ausdruck dieser Entwicklung ist die Aktualität des Konzepts *lebenslangen Lernens* (vgl. dazu ausführlich Alheit/Dausien 2002).

Diese „Orientierungsfigur“ (Nittel) hat freilich nicht nur eine institutionelle Seite. Sie charakterisiert auch den informellen Anpassungszwang sozialer Akteure an veränderte gesellschaftliche Bedingungen. Der Lebenslauf hat seine normative Kraft eingebüßt. Populäre Zeitdiagnosen wie das „Verschwinden der Kindheit“ (Postman) oder die „Infantilisierung“ des Erwachsenenstatus (Bly) machen dies überaus deutlich. Die um eine Arbeitsbiographie herum organisierte soziale „Institution“ Lebenslauf (stellvertretend vgl. Kohli 1985) wird offensichtlich diffuser. Die problemlose Abfolge von Vorbereitungsphase, Aktivitätsphase und Ruhephase, die ohnedies nur für einen privilegierten Teil der männlichen Erwerbstätigen gegolten hat (ausführlich vgl. Dausien 1990), verliert ihre Selbstverständlichkeit. Immer neue und immer riskantere Statuspassagen entstehen (stellvertretend vgl. Weymann/Heinz 1995). Das Individuum wird zur Agentur

1 Zuerst erschienen in: Integrative Therapie. Zeitschrift für vergleichende Psychotherapie und Methodenintegration, Heft 3–4/2002, S. 190–209.

eines zwangsläufig selbstorganisierten Lernprozesses, dessen Ergebnis eine unverwechselbar einzigartige, aber durchaus fragile Biographie darstellt.

Riskant ist diese moderne Biographie, weil die Sinnhorizonte, auf die sie sich beziehen könnte, diffus geworden sind. Es existiert kein einheitliches symbolisches Universum mehr, das die individuellen Entscheidungen synthetisiert und ordnet. Vielmehr bewegt sich der Einzelne durch eine Fülle unterschiedlicher Teilsysteme und „Sinnprovinzen“ (Hitzler/Honer 1994) und steht vor der Aufgabe, Konsistenz und Kontinuität der vielfältigen Erfahrungen – also *biographische Identität* – in zeitlicher Abschichtung erst herstellen zu müssen (vgl. Nassehi/Weber 1990). Das Nebeneinander konkurrierender Sinnofferten wird zu einem mehr oder weniger plausiblen biographischen Nacheinander. Dieser Zwang zur „Sinnbastelei“ (Hitzler 1994), zum „Patchworking“ (Keupp 1988; Alheit 1995a), die Notwendigkeit zu einer ganz neuartigen Form der „Lebensführung“ (Voß 1991) macht biographisches Lernen zur Basisstruktur von Bildungsprozessen (vgl. Alheit 1993). Biographieforschung ist deshalb von der Peripherie ins Zentrum vor allem des bildungswissenschaftlichen Diskurses gerückt (vgl. auch Kade/Nittel 1997). Die Rekonstruktion individueller Lebensführung in modernisierten modernen Gesellschaften deutet auf ein *neues Paradigma des Lernens* (Alheit 1993), das ganz gewiss auch den Identitätsbegriff berührt.

Diese vergleichsweise „starke“ Hypothese soll in den folgenden Überlegungen begründet und gefestigt werden. Ich diskutiere dabei zunächst drei allgemeinere theoretische Konzepte, die für das Lernen im Lebenslauf relevant sind (1), versuche die gewonnenen Einsichten für den „klassischen“ Identitätsbegriff fruchtbar zu machen (2), zeige exemplarisch an einem Fallbeispiel, dass „biographische Arbeit“ gerade nicht nur mit Konsistenz und Kontinuität umgehen, sondern sich auch den Diskontinuitäten des Lebens stellen muss (3) und schließe meine Überlegungen dann mit einem theoretischen Vorschlag ab, der auf die Komplementarität der Konzepte „Identität“ und „Biographie“ verweist (4).

1. Biographie als Konzept des Lernens in der Lebensspanne: Theoretische Probleme und Bezugsmöglichkeiten

Die „Entdeckung“ des Lebenslaufs und die Relevanz der Altersstufen als Institutionen der gesellschaftlichen Organisation wie der individuellen Orientierung lässt sich in verschiedenen Strängen sozial- und erziehungswissenschaftlicher Theorieentwicklung verorten (vgl. Nittel 1999). Im Folgenden sollen nur die wichtigsten theoretischen Bezüge diskutiert werden, die namentlich im Bildungsdiskurs der vergangenen 30 Jahre eine Rolle gespielt haben: (a) das Kon-

zept der *Sozialisation*, (b) das Theorem der *Individualisierung* und (c) das *Biographie*-Konzept.

(zu a) Die Durchsetzung des Sozialisationsparadigmas seit den späten 1960er Jahren ist eng mit der „erziehungswissenschaftlichen Wende“ in der Pädagogik verknüpft. Die Frage, wie Individuen jenseits von Erziehungsprozessen im engeren Sinn in eine Gesellschaft „hineinsozialisiert“ und zu einer aktiven Rollenübernahme als kompetente Mitglieder befähigt werden, beinhaltet von vornherein einen Doppelaspekt: die Reproduktion gesellschaftlicher Strukturen und die subjektive Leistung der Ausbildung von Identität und Handlungskompetenz angesichts einer immer komplexer werdenden Sozialwelt. Mit dieser Öffnung eines eng gefassten pädagogisch-psychologischen Lernbegriffs zur Seite der Gesellschaft hin wird auch die Konzentration auf Kindheit und Jugend prinzipiell aufgehoben. Die programmatische Forderung eines lebenslauftheoretischen Ansatzes begleitet die Sozialisationsforschung seit den 1970er Jahren (vgl. Brim 1974; Hurrelmann [Hg.] 1976; Kohli 1991). Das damit verknüpfte Thema der *Erwachsenensozialisation* (vgl. Griesse [Hg.] 1979; Nave-Herz [Hg.] 1981; Kohli 1984) wird zunächst unterstützt durch ein theoretisch-politisch motiviertes Interesse am Zusammenhang von *Arbeit und Persönlichkeit* bzw. *beruflicher Sozialisation*. Fragen des Alterns als Prozess und der Differenzierung des Alters als aktiver Lebens- und „Lernphase“ sind weitere Themen im Kontext einer *Prozessperspektive* von Sozialisation über die gesamte Lebensspanne hinweg (vgl. auch Hoerning 1989), die in der Folge zu einer Fülle empirischer Forschungen anregen.

Dennoch ist diese programmatische Öffnung bis heute nicht in eine befriedigende Theorieentwicklung überführt worden. Wie Kohli (1991: 303) in seiner Neufassung des einschlägigen Handbuchartikels resümiert, ist „die theoretische Diskussion über Sozialisation im Lebenslauf [...] kaum über den Stand von 1980 hinausgekommen“. Ohne die Gründe für diese theoretische Stagnation ausführlich zu diskutieren, lassen sich einige Faktoren benennen, die für das Sozialisationskonzept insgesamt bezeichnend sind: Mit der inhaltlich und politisch motivierten Fokussierung der wissenschaftlichen Debatte auf die Klassen- und Geschlechterfrage (*schichtspezifische* und *geschlechtsspezifische* Sozialisation) wird in der programmatischen Anfangsphase des Konzepts stärker die Reproduktion (und Veränderbarkeit) gesellschaftlicher Ungleichheitsstrukturen betont als der individuell-biographische Aspekt. Empirische Forschungen richten sich eher darauf, die Ergebnisse der gesellschaftlichen „Prägung“ sichtbar zu machen und damit die soziale Bedingtheit klassen- und geschlechtsspezifischer Differenzen zu belegen, als die Prozesse der Differenzierung selbst zu rekonstruieren.

Die Suche nach Ursachenfaktoren, „Sozialisationsagenten“ und „-instanzen“ mündet in den 1980er Jahren in eine breite empirisch ausgerichtete Soziali-

sationsforschung, die nun eine Vielzahl weiterer „Dimensionen“ und „Bereiche“ zum Gegenstand wählt (Medien, Gesundheit, Sport, Körper und vieles andere, für einen Überblick vgl. Geulen 1991). Der Streit um ein angemessenes theoretisches Konzept wird in dieser Konsolidierungsphase des Paradigmas allerdings in einem Konsens auf der Meta-Ebene gleichsam still gestellt: Das von Klaus Hurrelmann und anderen entwickelten Rahmenkonzept des „produktiv-realitätsverarbeitenden Subjekts“ und das „Mehrebenenmodell“ der Sozialisation (vgl. Hurrelmann 1983, 1986) leisten eine Systematisierung des Forschungsfeldes, ohne jedoch Entscheidungen über einzelne Theorien oder inhaltliche Konzepte zu fällen. Diese bestehen seither in pragmatischer Koexistenz nebeneinander. Die Konstruktionslogik des Modells bleibt im Übrigen den klassischen Dichotomien abendländischen Denkens verhaftet: Individuum und Gesellschaft, Handeln und Struktur, Subjekt und Objekt, Innen und Außen (vgl. Geulen 1991). Diese Dualismen werden als Dimensionen bzw. Ebenen in das Sozialisationsmodell aufgenommen, ihre wechselseitige Bezogenheit bleibt allerdings weitgehend abstraktes Programm.

Stattdessen legt die additive Anordnung der dichotomischen Kategorien innerhalb der theoretischen Matrix eine arbeitsteilige Forschung nahe. „Psychologische“ Ansätze befassen sich mit dem *Individuum*, „soziologische“ Konzepte thematisieren eher institutionelle oder strukturelle Aspekte der *Gesellschaft*, „lifespan“-Forschungen verfolgen Lernprozesse in der Perspektive des *Lebenslaufs*, „Erwachsenensozialisation“ konzentriert sich auf eine abgrenzbare *Lebensphase*. In diesem Spektrum erscheint auch die Frage nach der biographischen Dimension nur als ein möglicher Zugang, nicht aber als eine konsequente theoretische Herausforderung an das Sozialisationskonzept insgesamt. In dieser Matrix können sich empirische Forschungen in einzelnen Feldern oder Ebenen verorten – ohne explizite theoretische Bezugnahme. Es kommt zu einer relativen Entkoppelung von Theorie und Empirie. Das Rahmenkonzept von Sozialisation bezeichnet keinen empirisch fassbaren Gegenstand, sondern eher eine hochabstrakte Perspektive, unter der nahezu jeder Gegenstand betrachtet werden kann. Daraus wiederum resultiert eine relative Beliebigkeit hinsichtlich der anzuwendenden Forschungsmethoden und -methodologien. Wo keine konsequente Verbindung zwischen Theorie und empirischem Gegenstand besteht, macht auch die Forderung einer „gegenstandsangemessenen“ Methodologie und Methodik wenig Sinn. Im Gegenteil, eine Vielzahl der vorliegenden empirischen Forschungen konterkariert in ihrer quantitativ-statistischen Ausrichtung gerade den Prozesscharakter des Konzepts und verfehlt auch die theoretische Herausforderung, jenes Ineinandergreifen von Individuum und Gesellschaft qualitativ zu beschreiben.

So stellt sich in den 1990er Jahren vor dem Hintergrund einer etablierten empirischen Sozialisationsforschung die Frage nach der theoretischen Dignität des Konzepts. Die Chance zu einer erneuten Theoriediskussion könnte sich nicht zuletzt durch die de-konstruktivistische Kritik an der geschlechtsspezifischen Sozialisationsforschung und ihren „Reifikationstendenzen“ (stellvertretend vgl. Bilden 1991; Dausien 1998) entwickeln, also an einem der Ausgangspunkte des Konzepts. Das vorliegende Meta-Modell – soviel ist deutlich geworden – weicht der eigentlichen Herausforderung des Sozialisationskonzepts aus, nämlich jene „subjektive Aneignung der sozialen Welt“ oder die „Verinnerlichung gesellschaftlicher Strukturen“ in einer Prozessperspektive theoretisch zu begreifen.

Für die Erforschung lebenslangen Lernens und biographischer Prozesse ist das bestehende Sozialisationsparadigma deshalb nur begrenzt geeignet. Die Perspektive des Lebenslaufs zerfällt in eine abstrakte theoretische Programmatik einerseits und eine Vielzahl empirischer Einzelforschungen, die häufig die Subjektperspektive ignorieren, andererseits. Ein überzeugender Ansatz zur Erforschung biographischer Lernprozesse, der zwischen diesen beiden Polen vermitteln könnte, bleibt ein Desiderat. Hier ist die soziologische Biographieforschung deutlich weiter entwickelt, ohne freilich von der etablierten Sozialisationsforschung zur Kenntnis genommen zu werden. Die von Nittel (1999) diagnostizierte Umorientierung der erziehungswissenschaftlichen Erwachsenenbildung „von der Sozialisationsforschung zur Biographieanalyse“ ist deshalb vermutlich mehr als eine kurzfristige Modeerscheinung. Allerdings ist das Sozialisationskonzept in seiner Funktion als „Leitparadigma“ in den 1980er Jahren *nicht* durch „Biographie“ abgelöst worden, sondern durch ein anderes Konzept, das einen ähnlichen Boom erlebt hat wie Sozialisation in den 1970er Jahren.

(zu b) Gemeint ist die eingangs zitierte *Individualisierungsdebatte*. Auch hier handelt es sich weniger um eine geschlossene Theorie als um einen paradigmatischen Versuch, jene Doppelperspektive von Vergesellschaftung und Individualisierung in einem umfassenden historischen und gesellschaftstheoretischen Entwurf zu fassen. Die Argumentationslinie der Individualisierungsthese ist in der breiten – auch internationalen – Diskussion der letzten 15 Jahre (stellvertretend vgl. Beck/Giddens/Lash 1996) facettenreicher geworden, lässt sich aber im Kern immer noch mit der ursprünglichen Beckschen Fassung umreißen: Im Verlauf der Moderne werden die Individuen immer mehr zu „Zentren“ von Handlungen und Entscheidungen (vgl. Beck 1986, 1993; Beck/Beck-Gernsheim [Hg.] 1994). Ihre Zugehörigkeit zu einem Kollektiv – einem sozialen Milieu, einer Familie, einer Genusgruppe – genügt nicht mehr, um die immer komplexer werdende soziale Welt zu organisieren und Wandlungsprozesse zu bewältigen. Stattdessen wird ein neuer Vergesellschaftungsmodus funktional, der an den Individuen direkt ansetzt und in einer Art „Ablaufprogramm“ Regeln bereitstellt,

die institutionelle Anforderungen und individuelle Handlungen zeitlich abschieben und damit zugleich Handlungsspielräume und Flexibilität für soziale Wandlungsprozesse schaffen (vgl. Weymann [Hg.] 1989). Wie Kohli (1985) mit seiner Institutionalisierungsthese beschrieben hat, stellt der Lebenslauf jenes moderne Regelsystem bereit, ein Regelsystem freilich, das selbst zunehmend weniger verbindlich wird und Anzeichen einer erneuten „De-Institutionalisierung“ aufweist (Kohli 1994).

Parallel zu dem gewachsenen institutionellen Regelungsbedarf ist auch auf Seiten der Individuen die Notwendigkeit zur Selbstregulation, d. h. zur Lebensplanung und aktiven Gestaltung der eigenen Biographie, dramatisch gestiegen. Die Ausdifferenzierung der gesellschaftlichen Handlungsfelder und Institutionen, rascher sozialer Wandel und nicht zuletzt sozio-demographische Veränderungen wie die markante Verlängerung der erwartbaren Lebensspanne (vgl. Imhof 1984, 1988) verlangen dem Individuum in erhöhtem Maß identitäts- und kontinuierlichkeitssichernde Leistungen ab, und zwar über die gesamte Lebensspanne hinweg bis ins hohe Alter (vgl. Naegele/Tews [Hg.] 1993; Birren u. a. [ed.] 1995; Mader [Hg.] 1995). Dass damit andererseits auch die individuellen Wahl- und Gestaltungsmöglichkeiten gestiegen sind, betont die Zwiespältigkeit des Individualisierungsprozesses als Zwang und Chance zur Autonomie (vgl. Habermas 1988; Brose/Hildenbrand [Hg.] 1988).

Genau an dieser Stelle wird die Individualisierungsdebatte für die Bildungswissenschaften relevant. Die gestiegenen Anforderungen an Selbstreflexivität und Selbstregulation, was die Organisation des eigenen Lebens angeht, lassen sich auch als Notwendigkeit *lebenslangen Lernens* (Dohmen 1996) interpretieren. Es stellt sich zum einen die grundlagentheoretische Frage, wie Individuen diese biographischen Lernprozesse im Rahmen ihrer Lebensspanne strukturieren und gestalten. Zum anderen muss auf Basis dieses Wissens untersucht werden, welche Rolle mehr oder weniger organisierte Bildung in und außerhalb der Institutionen in diesem Prozess spielen bzw. spielen könnten. Der Praxisbezug dieser Forschungsperspektive macht deutlich, dass es nicht in erster Linie um ein abstraktes Theoriemodell biographischen Lernens geht, sondern um die differenzierte Untersuchung unterschiedlicher Personengruppen und Problemlagen in konkreten Praxisfeldern. In gewisser Weise verbietet die Individualisierungsthese bereits in ihrer Konstruktionslogik die Annahme universaler „Lernprinzipien“ oder Bildungsmodelle.

Es ist deshalb zu fragen, welche Beiträge die Individualisierungsdiskussion für die Erziehungswissenschaft und die Erforschung biographischer Lernprozesse leisten kann. Der Schwerpunkt der vorliegenden Forschungen liegt auf der Strukturierung von biographischen Statuspassagen durch gesellschaftliche *Institutionen* (Arbeitsmarkt, Wohlfahrtssystem, Berufs- und Bildungssystem, Familie

u. a.), also auf der institutionellen „Meso-Ebene“ (vgl. Heinz [Hg.] 1991a, 1991b, 1992; Leisering u. a. [Hg.] 1993). Die Verknüpfung von Institution und Biographie schafft eine neue, eigenständige Regulationsebene sozialen Lebens (vgl. Hoerning/Corsten [Hg.] 1995; Weymann/Heinz [Hg.] 1995), wobei Bildungsprozessen eine steigende Bedeutung zukommt. Kritische Analysen über Bildungs- und Erwerbsbiographien von Frauen (z. B. Dausien 1996; Krüger 1995; Born/Krüger [Hg.] 1993; Rabe-Kleberg 1993, [Hg.] 1990; Wohlrab-Sahr 1993) zeigen darüber hinaus, dass die Geschlechter auf unterschiedliche Weise in Modernisierungs- und Individualisierungsprozesse einbezogen werden, dass also Institutionalisierungsprozesse immer „vergeschlechtlicht“ sind und ihrerseits zur „Konstruktion von Geschlecht“ beitragen. Theoretisch interessant ist, dass die Lebenslaufmuster von Frauen institutionell weniger eindeutig reguliert sind als die (auch schon brüchig werdende) „männliche Normalbiographie“. Sie werden durch widersprüchliche Anforderungsstrukturen in Beruf, Bildung und Familie systematisch „gestört“. Die interindividuelle Varianz der konkreten biographischen Verläufe ist beträchtlich. Auf Seiten der Subjekte bedeutet dies den Verlust einer „funktionierenden“ Orientierung, wie sie etwa durch das „Drei-Phasen-Modell“ der Kombination von Familie und Beruf suggeriert wird. Angemessener erscheinen deskriptive Modelle wie „Patchwork“ (vgl. Sichtermann 1987; Keupp 1988; Alheit 1995a, 1997a) oder „Puzzle“ (Krüger/Born 1991). „Strukturelle Unplanbarkeit“ (Krüger u. a. 1991) und „biographische Unsicherheit“ (Wohlrab-Sahr 1993) sind typisch für die Lebensverläufe von Frauen; sie werden jedoch zunehmend zu einem allgemeinen Merkmal von Biographien in der „zweiten Moderne“. Wie aber gehen die Subjekte mit dieser „Unsicherheit“ um?

Hier gibt das Individualisierungstheorem für sich genommen noch keine Auskunft. Die Stärke des Ansatzes liegt zweifellos in der Analyse *institutioneller* Modernisierungsprozesse, doch kann das Einschieben der „Meso“-Ebene jenes Auseinanderfallen zwischen gesellschaftlicher Modernisierung und „Biographisierung“ als Pendant auf der Subjektseite ebenso wenig verhindern wie im Sozialisationsmodell. Für die pädagogische Perspektive des lebensbegleitenden Lernens wäre jedoch gerade ein Konzept erforderlich, mit dem das Ineinandergreifen individueller und gesellschaftlicher Prozesse am konkreten Fall theoretisch und empirisch zugänglich wird. Und hier liegt das zweite Problem des Individualisierungsansatzes: Zwar werden „Selbststeuerung“ und „Selbstorganisation“ im Lebenslauf als Konsequenz der gesellschaftlichen Individualisierungsprozesse theoretisch ableitbar, doch muss auch an dieser Stelle ein Bruch zwischen theoretischem Postulat und empirisch-methodischer Forschung konstatiert werden. Hinter den Begriffen des lebenslangen Lernens und der Selbstorganisation verbergen sich sehr unterschiedliche Konzeptionen: angefangen von eher kleinräu-

migen Prozessen „selbstgesteuerten Lernens“ etwa bei der Aneignung konkreter Fertigkeiten und Informationen im Rahmen von Schulungsprogrammen bis zu selbstorganisierten Basisinitiativen im Bereich des Umweltschutzes, von philosophisch unterlegten Schulungskonzepten zur Selbstorganisation im Management bis zu Internetcafés, von Volkshochschulkursen mit lebensgeschichtlichem Ansatz bis zu anspruchsvollen theoretischen Konzepten einer Prozessstruktur biographischer Erfahrungsaufschichtung (vgl. Dohmen [Hg.] 1997). Auch in der Forschung wird die „Arbeit der Subjekte“ – gewissermaßen die Seite der „*individuellen* Modernisierung“ (Alheit 1997b) – mit den unterschiedlichsten Methoden und Indikatoren empirisch untersucht: mit hochaggregierten Querschnittsdaten, statistischen Lebensverlaufsanalysen, „rational-choice“-Modellen, qualitativen Fallstudien und diversen anderen Methoden und in den unterschiedlichsten Gegenstandsfeldern, ohne dass dies durch eine theoretische Konzeption begründet würde. Die allgemeine Interpretationsfolie der Individualisierung reicht hierfür kaum aus.

(zu c) Stattdessen käme es darauf an, dass „Prozesse des Lernens, Umlernens und Verlernens mikrologisch am konkreten Fall untersucht werden können“, um „das komplexe Verhältnis von Identität, Lernen und Bildung empirisch in den Blick zu nehmen“ (Nittel/Marotzki 1997: 7). Ein solcher Forschungsansatz muss die gesellschaftlichen „Makrostrukturen“ keineswegs ausblenden, aber er thematisiert sie aus der Perspektive des konkreten Falles. Statt „Individualisierung“ (als Kennzeichnung eines abstrakten Vergesellschaftungsmodus) bietet sich hier der Begriff der *Biographisierung* an, der mehrere Vorteile besitzt. Zunächst setzt er den Akzent deutlicher auf die Integrations- und Identitätsleistung der Subjekte im lebensgeschichtlichen Prozess. Dann knüpft er unmittelbar an Konzepte der Selbstdeutung und des Alltagshandelns an. Dies hat erhebliche forschungsstrategische Vorteile, denn es erlaubt eine begründete Verknüpfung zwischen Theorie, Forschungsgegenstand und Methoden im Rahmen des interpretativen Paradigmas. Schließlich bietet der Begriff Anknüpfungspunkte zum theoretischen Konzept der *Biographie* und zur Biographieforschung. Und damit ist der dritte theoretische Bezugskontext benannt.

Der entscheidende Unterschied zu den zuvor genannten theoretischen Konzepten besteht darin, dass im Phänomen „Biographie“ schon auf der Ebene der Sozialwelt jene beiden Aspekte von Struktur und Handeln, Subjekt- und Objektperspektive, Gesellschaft und Individuum integriert sind, und nicht erst durch nachträgliche Theoretisierung zusammengebracht werden müssen (vgl. Fischer/Kohli 1987; Alheit 1993: 349ff.). Biographien als konkret gelebtes Leben beinhalten immer beides: *Emergenz* und *Struktur*. Biographisches Handeln und biographische Sinnkonstruktionen als subjektive Leistungen sind gerade in ihrem Charakter der historischen Einmaligkeit und der relativen Offenheit gegenüber

der Zukunft angewiesen auf gesellschaftliche Strukturen, auf Orientierungsmuster, institutionalisierte Prozeduren, geronnene interaktive Formen und Regeln, die als Gerüststrukturen „hinter dem Rücken“ je konkreter biographischer Prozesse wirksam sind (vgl. Alheit 1993). Diese Dialektik ist jedoch nicht als Wechselwirkung oder Reiz-Reaktions-Verkettung konzipiert. Individuen „antworten“ mit ihren Biographien nicht auf gesellschaftliche Modernisierungsprozesse. Ihr „Lernen“ folgt nicht einfach dem Muster gesellschaftlich vorgegebener Anforderungsstrukturen, ist in Termini von „Bewältigung“, „Coping-Strategien“ oder „Verarbeitungsmustern“ nur unzureichend erfasst. Und auch der Begriff der Biographisierung meint mehr als die „subjektive Entsprechung“ zur gesellschaftlichen Modernisierung. Mit dem Biographiekonzept wird jene Doppelheit vielmehr als eine biographische *Prozessstruktur* interpretierbar, als „biographischer Code“, der die einmalige biographische Organisation von Erfahrungen im sozialen Raum als eine Temporalstruktur fasst (vgl. Alheit 1997b). Die Verknüpfungslogik ist keine Kausalkette, sondern die narrativ rekonstruierbare Geschichte eines Falles, eine generative Struktur, die zugleich strukturiertes und strukturierendes Element im gesellschaftlichen Prozess ist (vgl. Giddens 1988). Damit wird einerseits auf die *sequentielle* Struktur von Biographien verwiesen, zugleich jedoch auch auf ihre grundsätzlich *soziale* Verfasstheit (vgl. Alheit 1993). Individualität meint nicht die isolierte oder isolierbare Geschichte eines Individuums, sondern das „Organisationsprinzip“, die soziale Form eines komplexen interaktiven Konstruktionsprozesses. Biographien sind also immer beides zugleich: die *besondere* Lebensgeschichte einer Person und konkretes „Dokument“ einer *allgemeinen* – im Sinn von kollektiv geteilten – gesellschaftlich-historischen Geschichte (vgl. dazu Habermas 1981: 206ff.; Schulze 1997). Erzählte oder in anderen Medien und kommunikativen Formen repräsentierte „Lebensgeschichten“ dokumentieren diese Dialektik am je konkreten Fall.

Biographische Repräsentationen im letzteren Sinn bilden das Material für wissenschaftliche Forschungen ebenso wie für biographische Lernprozesse. Die besondere pädagogische Relevanz dieser Perspektive ist offenkundig. Wenn Lernprozesse als „intakes“ durch den je besonderen biographischen Erfahrungscodex strukturiert werden, neue Erfahrungen also nicht durch die „externe“ Struktur des Gegenstandes, die curriculare Logik oder die Widerständigkeit der sozialen und materiellen Welt determiniert, sondern in die gewordene Struktur einer Lebensgeschichte hineingenommen und perspektivisch verarbeitet werden, dann muss man die Lebensgeschichte in Bildungsprozesse reflexiv einbeziehen, mehr noch: die narrativ darstellbare Lebensgeschichte ist die entscheidende Ressource zum immer neu geforderten Prozess der Vergewisserung der eigenen Identität. Freilich, ist dieser Aspekt in den „klassischen“ Identitätskonzepten präsent?

2. Identität als Prozesskategorie

Der Begriff der *Identität* hat – gleichsam parallel zu den oben diskutierten Konzepten – eine außergewöhnliche Karriere gemacht. Identität erscheint zunächst als Vermittlungsinstanz zwischen der individuellen Subjektivität einer Person (individuelle Bedürfnislage, Wünsche, Erwartungen und Vorstellungen eines Individuums) und den gesellschaftlichen „Strukturen“ (vgl. Rommelspacher 1997: 250). Bereits in dem prominenten psychoanalytisch orientierten Konzept von Erikson (1991) stellt Identität ein Zeichen von Reife nach durchlaufenen Entwicklungsstufen dar. Auch bei Habermas (1976) ist sie ein Signum für die höchste Stufe der zivilisatorischen Entwicklung in Analogie von Onto- und Phylogenese. Ähnlich unterstreicht Krappmann (1971) mit seinem an Goffman angelehnten Konzept der „balancierenden Identität“ den Charakter einer sich entwickelnden subjektiven Disposition. Dabei handelt es sich allerdings nicht um „eine wohlbalancierte und fest etablierte Identität, sondern eine Identität, die aus ständiger Anstrengung um neue Vermittlung entsteht“ (Krappmann 1997: 81). Auch Singer (1997) hebt hervor, dass Identität und Subjektivität auf Erfahrungen basieren und dementsprechend für jedes Individuum einen *Prozess* darstellen und keine fixen Ausgangs- oder Ankunftspunkte sind.² Identität – so die „klassische“ Feststellung George Herbert Meads (1968) – entwickelt sich,

„sie ist bei der Geburt anfänglich nicht vorhanden, entsteht aber innerhalb des gesellschaftlichen Erfahrungs- und Tätigkeitsprozesses, das heißt im jeweiligen Individuum als Ergebnis seiner Beziehungen zu diesem Prozeß als Ganzem und zu anderen Individuen innerhalb dieses Prozesses“ (ebd.: 177).

Mead macht in diesen Ausführungen einerseits auf die Prozesshaftigkeit der Identitätsentwicklung aufmerksam, ein Aspekt, der durchaus nicht uneingeschränkt innerhalb der Diskussionen um den Identitätsbegriff geteilt wird,³ andererseits verweist er auf das soziale Umfeld, welches im Prozess der Identitätsbildung⁴ von Bedeutung ist. Dieser Entwicklungsaspekt von Identität führt zunächst

2 Diese kurzen Ausführungen zum Begriff der Identität verweisen bereits auf die Bandbreite der sozialpsychologischen, interaktionistischen, entwicklungspsychologischen und soziologischen Vorstellungen von Identität. Seit geraumer Zeit hat der Begriff eine gewisse Konjunktur, die bereits zu dem Vorwurf führte, Identität sei der „Inflationsbegriff Nr.1“ (Brunner 1987: 63). In dem hier zur Verfügung stehenden Rahmen können naturgemäß nicht alle Perspektiven der Identitätsforschung dargestellt werden. Ich konzentriere mich auf diejenigen Aspekte der Diskussion, die zur Veranschaulichung einer gewissen „Konkurrenz“ von *Identität* und *Biographie* beitragen können.

3 Ausführlicher zur Problematik der Identitätsbestimmung als Zustand oder Prozess vgl. u. a. Frey/Haußer 1987; Camilleri/Cohen-Emerique 1989 und Kastersztein 1990.

4 Ausführlich zum Begriff der Identitätsbildung vgl. vor allem Joas 1996.

zu der grundsätzlichen Frage nach Verlauf und Gestaltung des Prozesses von Identitätsbildung in unterschiedlichen Biographien.

Erzählte Lebensgeschichten eignen sich in einer besonderen Weise, der Frage nach der Identitätskonstitution nachzugehen, denn in der biographischen Selbstpräsentation beobachten wir einerseits den Prozess der Internalisierung der Lebenswelt einer Person im Laufe der Sozialisation, also die „Außenprägung“ der Identität, und andererseits die Einordnung biographischer Erfahrungen in gewachsene Wissensbestände, wenn man so will: den „inneren“ Aufbau von Identitätsdispositionen, d. h. wir haben Zugang zur Konstitution von Erfahrungs- und Verarbeitungsmustern, die zur gegenwärtigen und zukünftigen Orientierung in der Sozialwelt benötigt werden (vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997). Darüber hinaus können biographische Selbstpräsentationen als notwendiger und fortwährender Versuch angesehen werden, „sich selbst und anderen explizit zu sagen, wer man ist, wer man auf welche Weise geworden ist, was man erfahren hat“ (Fischer-Rosenthal 1995b: 50). In diesem Kontext geht die Betrachtung von Identität über die in statischen Konzeptualisierungen festgelegten Zuschreibungen auf ein So-Sein hinaus, denn im biographischen Erzählen wird deutlich, dass die erzählende Person keine ein für allemal feststehende Identität besitzt, sondern fortwährend damit beschäftigt ist, Identität auf immer neuen Niveaus herzustellen.

In anderen Referenzbezügen, die nicht die Identitäts**bildung** in den Mittelpunkt der Betrachtungen stellen, wird der Identitätsbegriff in der Regel als Zustandsbeschreibung eines Individuums (Ich-Gefühl) oder einer Gruppe (Wir-Gefühl) benutzt und hat dann eher statischen Charakter. Identität ist dabei die Antwort auf die Frage „Wer bin ich?“ (Aspekt der persönlichen bzw. Ich-Identität) und „Zu wem gehöre ich?“ (Aspekt der sozialen, nationalen oder kulturellen Identität). Der Entwicklungscharakter von Identität, der nur in einer Zeitperspektive, also *biographisch* erfasst werden kann, bleibt bei dieser Betrachtungsweise ausgeblendet. Fischer-Rosenthal (1995a) kritisiert Identitätskonzepte, die lediglich einen fixierten Zustand von „sein“ oder „haben“ fokussieren (vgl. ebd.: 258), und schlägt vor, Identität durch das offenere Prozesskonzept *Biographie* zu ersetzen. Dass ein wechselseitiges Ausspielen der Konzepte Identität und Biographie allerdings nicht notwendig ist, zeigen neuerdings sowohl theoretische Auseinandersetzungen als auch empirische Studien.

In einer aktuelleren Untersuchung zur Identitätsentwicklung in einem Migrationsprozess am Beispiel von Französinen (Ricker 2000) werden in den erzählten Lebensgeschichten zwei Dimensionen von Identität festgestellt: Identität zeigt sich in einer Momentperspektive als Selbstzuschreibung („Ich bin ...“). Dabei handelt es sich offensichtlich um eine Form der Selbst-Verortung, die mit dem von Fischer-Rosenthal kritisierten Identitätsverständnis vergleichbar ist.

Identität lässt sich in den Biographien aber auch als eine „innere (Sinn)Struktur“, als ein generatives Erzeugungsprinzip in einer Zeitperspektive aufzeigen.⁵ Diese innere Struktur ist gleichsam eine „biographische Konstruktion“ (Alheit 1997a, 1997b), und sie erzeugt in ihrer Eigenart als generatives Prinzip wiederum die Verarbeitung und Gestaltung von Lebensereignissen und Lebenserfahrungen.⁶ In dieser Perspektive ist Identität *biographische Identität*, d. h. eine im Prozess der Erfahrungsverarbeitung immer wieder neu konstituierte und zugleich restabilisierte Disposition zur eigenen Lebensgeschichte. Ich werde später auf diesen Aspekt ausführlicher eingehen.

Anschlussfähige Überlegungen zur Konzeptualisierung von Identität als Vermittlung unterschiedlicher Temporalstrukturen, aber auch zur Integration des „Anderen“ finden sich bei Schmidt (1996) oder Wodak u. a. (1998). In Anlehnung an Ricœur (1996) sehen beide in der *narrativen Identität* ein Konzept, das Selbstigkeit, Selbstheit und Veränderung zulässt. Wodak u. a. unterstreichen, dass narrative Identität Voraussetzungen schafft,

„vielfältige, differente, zum Teil widersprüchliche Zustände und Erfahrungen in eine zusammenhängende Temporalstruktur zu integrieren und so die Identität einer Person des dynamischen Beständigkeitsmodells zu entwerfen, das dem Lebenszusammenhang eines Menschen gerecht wird. Das Konzept der narrativen Identität kann somit das einseitige Modell eines invarianten selbstidentischen Etwas hinter sich lassen. Es kann der Erkenntnis Rechnung tragen, daß das Selbst nie ohne das Andere, ohne die Veränderung, zu fassen ist.“ (Wodak u. a. 1998: 55f.)

Die Beobachtung, dass Identität in lebensgeschichtlichen Erzählungen sowohl als Momentzuschreibung als auch in einer Zeit- und Entwicklungsdimension rekonstruierbar ist, bedeutet zweifellos eine Ergänzung der „klassischen“ Konzepte. Identität in einer lebensgeschichtlichen Perspektive ernst zu nehmen, heißt nämlich nicht nur, den Entwicklungscharakter des Konzeptes zu berücksichtigen, sondern vor allem die je individuelle und gesellschaftlich konstituierte biographische Erfahrungsaufschichtung, die flexible biographische „*Eigenlogik*“ eines Lebens, zu erfassen. Dennoch gelingt bereits der meistzitierten Identitätsdefinition, die wir Erikson verdanken (vgl. Haußer 1997), die Integration der unterschiedlichen Zeitperspektiven. Erikson (1991: 18) bestimmt Identität als „unmit-

5 Auch rein theoretisch verfasste Abhandlungen, die den Versuch unternehmen, Identität in einer lebensgeschichtlichen Perspektive zu erfassen, beschreiben Identität – ähnlich wie in der empirisch fundierten Studie von Ricker (2000) – als Strukturprinzip (vgl. Nunner-Winkler 1988) bzw. als sinnstiftende und sinnmotivierte Steuerungsprinzipien (Luckmann 1979) oder als symbolische Struktur (vgl. Döbert/Habermas/Nunner-Winkler [Hg.] 1980).

6 Vgl. dazu Nunner-Winkler (1990), die davon ausgeht, „daß Identität nicht in der Art der Inhalte, sondern im Modus der Aneignung von Inhalten gründet“ (ebd.: 675).

telbare Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit und der damit verbundenen Wahrnehmung, daß auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erkennen“. Haußer (1997) ergänzt diese Begriffsbestimmung mit dem Hinweis, dass nach heutigem Erkenntnisstand auch die „Wahrnehmung eigener Diskontinuität und vor allem die Verarbeitung selbstwahrgenommener und sozial gespiegelter Kontinuität und Diskontinuität identitätsrelevant“ seien (ebd.: 120). Diese Bemerkung ist hochinteressant und macht vollends deutlich, dass statische Konzepte von Identität überholt sind. Wenn Identität gerade auch mit Rücksicht auf biographische Brüche immer wieder neu hergestellt werden muss, dann ist sie ein Resultat „biographischer Arbeit“, eine Art „Selbstbildungsprozess“, der zunehmend den Individuen spätmoderner Gesellschaften zugemutet und auferlegt wird. An einem biographischen Beispiel soll ein solcher Prozess exemplarisch rekonstruiert werden.

3. Zur „biographischen Arbeit“ an Diskontinuitäten: Ein Fallbeispiel

Die Lebensgeschichte von Gisela K.⁷ ist ein keineswegs außergewöhnliches Beispiel der komplexen biographischen Bearbeitung eines „klassischen“ Strukturbruchs in weiblichen Biographien. Zunächst verdeutlicht ein für die vorliegende Darstellung erheblich gekürztes Portrait den biographischen Verlauf und einige zentrale Interpretationslinien zur „Struktur des Falles“ (a). Im Anschluss werden exemplarisch Erfahrungen im Kontext organisierter Bildungsprozesse rekonstruiert (b). Ziel der Präsentation ist es zu demonstrieren, wie die innere Konstruktionslogik der Lebensgeschichte, jener biographische „Erfahrungscode“, Identitätsbildungsprozesse strukturiert und Anregungen der sozialen Umwelt (im vorliegenden Fall organisierte Bildungsangebote) *eigensinnig* in die Lebensgeschichte „einbaut“ und verarbeitet (vgl. die ausführlichere Falldarstellung in Alheit/Dausien 1996).

(zu a) *Biographisches Portrait*: Gisela K. wird Ende der 1930er Jahre als erstes von drei Geschwistern in einem kleinstädtischen Facharbeitermilieu geboren. Die Mutter ist Kindergärtnerin, übt ihren Beruf aber nicht mehr aus, der Vater ist Feinmechaniker. Als geschickter Handwerker und Gewerkschafter mit vielen sozialen Beziehungen, aber auch als engagierter Vater ist er die prägende Figur in Giselas Kindheit. Trotz eingeschränkter materieller Bedingungen wachsen die Kinder „frei“ auf und erhalten vielfältige Anregungen von den Eltern.

7 Die biographische Erzählung wurde mit der Methode des biographisch-narrativen Interviews im Rahmen eines DFG-Projekts über Arbeiterbiographien erhoben (vgl. Alheit/Dausien 1985) und in einem späteren Kontext erneut unter geschlechtervergleichender Perspektive analysiert (vgl. Dausien 1996).

Giselas Schulkarriere ist durch die ökonomischen Verhältnisse begrenzt. Trotz guter Leistungen und Interesse am Lernen können die Eltern den Besuch des Gymnasiums nicht finanzieren. Nach Abschluss der Volksschule Mitte der 1950er Jahre erweist sich die Lehrstellensuche als schwierig. Erst nach mehr als zwei Jahren, in denen Gisela verschiedene Arbeitserfahrungen sammelt und ihre eigenen Interessen auslotet, mündet sie in ein reguläres Ausbildungsverhältnis als Köchin. Typisch für das damalige Gaststättengewerbe ist die Lehre durch rigide hierarchische Strukturen geprägt, die von sexistischer Anmache über engmaschige Kontrolle des Privatlebens bis hin zu körperlicher Züchtigung reichen. Dennoch hält Gisela an ihrem Berufswunsch fest. Sie erwirbt fachliche Kompetenzen und Selbstbewusstsein und besteht erfolgreich ihre Gesellenprüfung. Danach steigt sie in die berufstypische Saisonarbeit in verschiedenen Hotels und Gaststätten ein.

Bemerkenswert an Giselas Ausbildungsweg ist, dass sie von Kindheit an eine ausgeprägte Doppelorientierung entwickelt. Sie beschreibt rückblickend, dass ihre Eltern die zeittypische Geschlechtsrollenerwartung geteilt haben: *„Irgendwie war das schon eingepflegt [...] wurdest du praktisch so automatisch darauf hinprogrammiert – du heiratest.“* Während diese Orientierung einerseits eher „automatisch“ weitergegeben wird, d. h. einem tief verwurzelten gesellschaftlichen Konsens entspringt und durch vielfältige alltägliche Kodierungen abgestützt ist, haben die Eltern andererseits einen expliziten Auftrag an ihre Tochter: *„Davon abgesehen – ich kriegte gesagt, 'n Beruf musst du lernen, nech, also, Gesellenbrief musst du haben, damit du immer später sagen kannst: hier ich hab mein Beruf. Kannste was werden.“*

Hinter dieser „präventiven“ Orientierung, die für ein Mädchen aus einer Facharbeiterfamilie in den 1950er Jahren keineswegs die Regel gewesen sein dürfte, steht nicht nur das ökonomische Kalkül, im Notfall auch unabhängig von einem Ehemann die soziale Existenz sichern zu können. Die Berufsorientierung ist darüber hinaus mit einer expliziten *Bildungsidee* verknüpft, mit der Perspektive, „etwas zu werden“. Damit sind Bildung und Beruf zum Gegenstand und Medium biographischer Planungen und Aspirationen geworden. Das zeigt sich bereits in der Phase der Berufswahl, in der es nicht nur um den prinzipiellen Zugang zum Arbeitsmarkt geht, sondern um eine inhaltliche Perspektive. Die Eltern hegen keine hochfliegenden Aufstiegspläne für ihre Tochter, aber sie wollen ihr ein solides Maß an Qualifikation (Gesellenbrief) und eine über den Beruf definierte soziale Position innerhalb des vertrauten Facharbeitermilieus sichern.

Gisela selbst füllt die ihr angetragene Option mit eigenen biographischen Phantasien. Für sie sind beide Bereiche, Familie und Beruf, positive, mit vielfältigen inhaltlichen Gestaltungsvorstellungen und Verwirklichungsansprüchen ver-

knüpfte Lebensziele. Mit der Berufsperspektive verbindet sie die Idee der Entwicklung von Fähigkeiten und Interessen, die Option auf ein Stück „Selbstverwirklichung“ oder, anders gesagt: den *Entwurf einer Biographie*. „Etwas zu werden“ heißt auch für sie nicht, sozial aufzusteigen und „etwas besseres zu werden“, sondern „sie selbst zu werden“. Diese Perspektive bestimmt nicht nur die Berufserfahrungen, sondern auch die Familiengründung. Als Gisela mit 23 Jahren den Koch Peter K. heiratet, ratifiziert sie zwar das ihr aufgetragene gesellschaftliche „Programm“, aber sie macht es zum eigensinnigen Teil ihrer Biographie. Sie hält an ihrer Berufstätigkeit fest und zögert den baldigen Kinderwunsch ihres Mannes um zwei Jahre hinaus. Die Geburt des ersten Kindes verbindet sie dann jedoch mit der bewussten Entscheidung, den Beruf aufzugeben. Drei Jahre später wird das zweite Kind geboren. Die Familie stellt für Frau K. eine selbstgewählte Gestaltungsaufgabe dar, die sie – auf Basis der Erfahrungsressourcen aus der eigenen Kindheit und des im Beruf erworbenen Selbstbewusstseins – mit vielfältigen Aktivitäten und Ideen füllt. Die Familie ist Teil der Verwirklichung ihres eigenen biographischen Entwurfs.

Andererseits setzen die konkreten Lebensbedingungen deutliche Grenzen: Herr K. hat Anfang der 1960er Jahre seinen Beruf wechseln müssen und arbeitet nun als Schichtarbeiter in einem Großbetrieb. Die finanziellen Verhältnisse der Familie sind eingeschränkt, die Wohnverhältnisse beengt. Frau K. leidet unter der Isolation als Hausfrau. Die Schwiegermutter lebt am Ort und versucht, in die Ehe hineinzuregieren. Besonders belastend ist jedoch die Organisation des Alltags mit der Schichtarbeit.

Diese „Familienphase“ dauert insgesamt 15 Jahre. Dann gelingt es Frau K., wieder eine Vollzeitstelle in ihrem gelernten Beruf zu finden. Die Anerkennung in der Arbeit und vor allem die neuen sozialen Kontaktmöglichkeiten im Beruf tragen dazu bei, dass sie ihr altes Selbstbewusstsein und eine handlungsschematische Haltung zu ihrem Leben zurückgewinnt. Obwohl dieser Verlauf retrospektiv wie eine gelungene Verbindung von Frau K.'s doppeltem Lebensentwurf aussehen mag, ist er doch weder planbar noch in seiner biographischen Dynamik vorhersehbar gewesen. Eine genauere Analyse offenbart die Widersprüche des biographischen Prozesses zwischen lebensgeschichtlichem Entwurf und heteronomen Strukturbedingungen.

Gerade die Familienphase ist hochambivalent. Die in der selbstbewussten Entscheidung für die Familienrolle enthaltenen Handlungsentwürfe stoßen im Familienalltag rasch an Grenzen, werden gebrochen oder gehen in den täglichen Notwendigkeiten verloren. Je länger der beschriebene Zustand andauert und die alltägliche Wiederholungsstruktur dieser Erfahrung dominiert, desto mehr verliert die Biographie den Aspekt von subjektiver Entscheidungs- und Handlungsfreiheit. Anfängliche Konflikte und aktive Auseinandersetzungen mit den von

der Familienrolle ausgehenden Fesselungsversuchen weichen einer resignierten Haltung. Aus dem individuellen Projekt wird die Erfüllung jenes normalbiographischen „Programms“, das die Frau auf Ehe und Familie verpflichtet. Die alltägliche Anpassung hat die biographische Perspektive „aufgefressen“. Der auf Lernen und Entwicklung der eigenen Persönlichkeit angelegte Entwurf wird nach der Aufgabe des Berufs in einem schleichenden Prozess eingefroren. Frau K. beschreibt diese Erfahrung mit einem hohen Maß an Selbstreflexivität: *„Mein ganzes Selbstbewusstsein, das hat sich immer weiter abgebaut. Ich wurde immer irgendwie unzufriedener, deprimierter. Also, mir hat überhaupt nix mehr richtig gepasst.“* Die Hausarbeit und die Kinderbetreuung füllen sie nicht aus. Und auch die Partnerbeziehung kann diese Situation nicht „kompensieren“, sondern wird eher konfliktreicher.

Frau K. beschreibt einen „Abbau“ biographischer Perspektiven, einen Prozess des *Verlernens*. Die Erfahrungen in der Familie reichen offensichtlich nicht aus, um ihr genügend Selbstbewusstsein und das Gefühl persönlicher Weiterentwicklung zu geben. Dieses kann sie auch nicht aus der Beziehung zu ihrem Mann gewinnen. Realistisch sagt sie am Ende ihrer biographischen Erzählung: *„Im Grunde kann Peter mir nie das Selbstbewusstsein geben, was ich brauche. Das muss ich mir immer alles selber erarbeiten.“* Sie bewertet damit ihre Biographie als einen Prozess der „Arbeit an sich selbst“ – einen Prozess des Selbstbewusst-Werdens, wie er bereits zu Beginn ihrer Biographie als Entwurf ausgemacht werden konnte. – Dass es Frau K. gelingt, diese Entwicklung umzusteuern, wieder in den Beruf zu gehen und damit an ihren ursprünglichen biographischen Entwurf anzuknüpfen, kann in diesem Sinn als Prozess der *Selbst-Bildung* beschrieben werden. Einige Aspekte dieses Prozesses haben mit organisierten Bildungserfahrungen zu tun. Sie sollen im Folgenden etwas genauer diskutiert werden.

(zu b) *Bildung als biographische Konstruktion*: Nach jahrelanger Unzufriedenheit in der Familiensituation erfährt Frau K. zufällig von einem Vormittagseminar der örtlichen Kirchengemeinde. Dieses Datum wird rückblickend zum Beginn eines Entwicklungsprozesses: *„Da fing das an, dass ich über mich selber son bisschen nachgedacht habe.“* Angestoßen durch diese Erfahrung besucht Frau K. in den folgenden Jahren verschiedene Volkshochschulkurse, in denen sie eine Entwicklung beginnt, die allmählich zum Aufbau eines neuen Selbstbewusstseins beiträgt. Erst auf dieser Basis traut sie sich schließlich den schwierigen Wiedereinstieg in den Beruf zu – Bildung als Anstoß zur sozialen Autonomie sozusagen.

Bei näherem Hinsehen verläuft der Prozess weniger geradlinig und lässt sich vollends nicht als Resultat organisierter Bildungsangebote interpretieren. Erstaunlich ist zunächst, dass Frau K. keineswegs „zielgruppenorientierte“ Se-

minare besucht, die auf die Bedürfnisse von Hausfrauen oder Berufsrückkehrerinnen zugeschnitten sind. Aus Frau K.'s Erzählung lässt sich die zeitliche Abfolge der Kurse als „Stationensequenz“ ihres Bildungsprozesses rekonstruieren: Frau K.'s erster Kurs ist eine „Einführung in den Marxismus“, Anfang der 1970er Jahre gewiss kein ungewöhnliches Angebot, das seitens der Lehrenden vermutlich Lernziele intendierte wie politische Aufklärung und Wissensvermittlung, womöglich auch emanzipatorische Lernprozesse. Frau K. allerdings erzählt nichts über die Kursinhalte, sondern schildert detailliert ihr eigenes Erleben: Das beginnt mit dem Kirchenblatt im Briefkasten, das in einer Situation großer Unzufriedenheit von ihr als „*Möglichkeit*“ aufgegriffen wird, „*irgendwas zu tun*“ und ihre isolierte Hausfrauensituation zu verlassen. Aus dem Kurs selbst erinnert sie die Angst, sich in einer fremden sozialen Umgebung zu bewegen und vor allem „*vor so einer großen Menge – waren fünfundzwanzig Mitglieder da – was zu sagen*“. Sie fühlt sich durch ihren Dialekt gehemmt und wird obendrein mit „*unheimlich vielen Fremdwörtern*“ konfrontiert. Frau K. besucht den Kurs nicht bis zum Ende, aber lange genug, um die für sie entscheidenden Lernerfahrung zu machen: „*Ich habe nur gemerkt, dass da jetzt auch andere Frauen sind, die genauso wenig Selbstbewusstsein hatten wie ich.*“ Dass sie die fremden Inhalte des Kurses nicht nur als abschreckend erlebt, sondern trotz allem „*etwas hängen bleibt*“, das Interesse für politische Fernsehsendungen, eine größere Offenheit für Fremdwörter, hat mit dieser Grunderfahrung zu tun. Im sozialen Vergleich mit anderen Frauen beginnt Frau K., sich selbst zu erfahren und über sich „*nachzudenken*“. Aus der Perspektive organisierter Bildung mögen diese Lernerfahrungen „äußerlich“, „extrafunktional“ oder „zufällig“ erscheinen, sie haben jedoch mit der inneren Logik des biographischen Prozesses zu tun.

Ermutigt durch diese Erfahrung meldet sich Frau K. zu ihrem zweiten Seminar an, einem Kurs über Malerei des 19. und 20. Jahrhunderts, den sie sich aus dem Volkshochschulprogramm herausgesucht hat. Ein vager Bezug auf den Großvater genügt Frau K., um die inhaltliche Seite ihres Lernprozesses zu begründen, den sie im Übrigen erneut als eher passiven Prozess des „Hängenbleibens“ beschreibt: „*Hab' ich gedacht, na ja, bildest dich da 'n bisschen weiter – die Maler mehr kennen zu lernen, die Malstile und so weiter – mit der Zeit [...] bleibt was hängen, nech, kennst' die dann wieder.*“ Wie beim Marxismuskurs liegt der eigentliche Lernprozess auf einer anderen Ebene.

Frau K. ist begeistert von der Kursleiterin, die sie als eine kompetente Frau erlebt, „*die zwei Stunden ununterbrochen [...] enorm klasse erzählen*“ kann. Aber auch die TeilnehmerInnen sind aktiv gefordert: Sie besuchen gemeinsam das Museum und sollen ihre Bildeindrücke wiedergeben. Frau K. lernt schrittweise, sich in neuen sozialen Räumen und im Vergleich zu anderen Personen zu erfahren und zu erproben, über ihre Erfahrungen mit anderen zu sprechen und sie

im Gespräch zu reflektieren. Dieser Prozess braucht Zeit und immer wieder die Möglichkeit, sich als sozial zugehörig zu erleben, sich mit anderen Kursteilnehmerinnen, die auch „so kleine Lichter“ sind, zu vergleichen. Ehe sie öffentlich „spricht“, vergehen noch mehrere Kurse und eine erlebnisreiche Wochenendfahrt. Zunächst macht Frau K. erste Gesprächsversuche mit ihrem Mann. Der Dialog mit ihm reflektiert einerseits ihren eigenen „Fortschritt“ und unterstützt ihr wachsendes Selbstbewusstsein. Andererseits verschiebt sich dadurch die Balance in der Beziehung, und eine neue Konfliktebene tut sich auf. Herr K., der einen ähnlichen biographischen Entwurf des „Selbst-Werdens“ entwickelt hat, erlebt die Lernprozesse seiner Frau als – durchaus konkurrierende – Herausforderung an sich selbst (zur interaktiven „Passung“ biographischer Konstruktionen bei Ehepaaren vgl. Dausien 1996).

Wenn man die einzelnen Kurse rekapituliert – Marxismus, Malerei des 19. und 20. Jahrhunderts, moderne Kunst, eine Wochenendfahrt nach Amsterdam und sozialkritische Malerei –, so lässt sich allenfalls eine oberflächliche thematische Verbindung feststellen, die weder von den Bildungsanbietern intendiert noch von Frau K. legitimiert wird. Aus ihrer Erzählung lässt sich vielmehr ein „heimlicher Lehrplan“ rekonstruieren, der durch den biographischen Prozess gesteuert wird. Jenseits der „dünnen“ curricularen Struktur der Seminare findet ein „dichter“ Prozess lebensgeschichtlichen Lernens statt, dessen Komplexität und Gerichtetheit in der gebotenen Kürze nur angedeutet werden kann:

- Da ist zunächst die rekonstruierbare Ebene *nichtintendierter Lernprozesse*, ein in der Pädagogik keineswegs unbekanntes Phänomen. Frau K. eignet sich nicht nur Informationen und Wissen an, sie macht vor dem Hintergrund ihrer individuell-biographischen Situation (neue) soziale *Erfahrungen*. Hierher gehören die Wahrnehmung sozialer Differenzen und verschiedener sozialer Milieus, die durch die KursteilnehmerInnen repräsentiert werden; das Einüben neuer Sprech- und Interaktionsmöglichkeiten, die „*Erfahrung*“ neuer kultureller und regionaler Räume etwa bei der Fahrt nach Amsterdam, die auch mit der Überwindung persönlicher Angschwelen verbunden ist; das Heraustreten aus dem „Privatraum“ Familie in eine soziale Öffentlichkeit; die Begegnung mit anderen Frauen in einer ähnlichen biographischen Situation und die Möglichkeit, soziale Zugehörigkeit zu erfahren.
- Eine zweite Ebene des Lernprozesses betrifft die *Reflexivität* und *Selbstorganisation* dieser Erfahrungen. Der Lernprozess lässt in der Verknüpfung der Einzelerfahrungen zu einer sequentiellen Struktur tatsächlich eine „Selbststeuerung“ erkennen, die von der Biographieträgerin nur zum Teil bewusst geplant oder handlungsschematisch (vgl. Schütze 1984) vorangetrieben wird, zum größeren Teil aber auf der Ebene „impliziten Wissens“ bleibt. Dieses kann jedoch in Momenten der Reflexion (im Interview wie in damaligen kommunikativen Situationen) expliziert und (neu) strukturiert werden. Ein Beispiel für die innere Verknüpfungslogik der Lernerfahrungen ist die öffentliche Diskussion mit dem Direktor der städtischen Kunstgalerie, die von

den TeilnehmerInnen des letzten Kurses initiiert wird. Die selbstbewusste Auseinandersetzung mit dem Experten wird in gewisser Weise zum Prüfstein und zur Gestaltschließung des mehrsemesterigen Lernprozesses, der retrospektiv als konsequenter „Selbst-Bildungsprozess“ erkennbar (und auch für Frau K. selbst erfahrbar) wird.

- Schließlich ist die Kette der Seminarerfahrungen Teil einer *biographischen Gesamtgestalt*. Die Weiterbildungsgeschichte beginnt nicht zufällig in einer biographischen Situation, in der die Protagonistin ihre handlungsschematische Prozessstruktur zunehmend verloren hat, nachdem sie aus dem einen zentralen Strang ihrer biographischen Konstruktion, dem Beruf, gewissermaßen „ausgestiegen“ ist. In dieser Situation tritt „Bildung“ allerdings nicht einfach an die Stelle von „Arbeit“. Die Kursbesuche können die entstandene „Lücke“ nicht kompensieren, aber sie leiten einen allmählichen – für das Subjekt selbst zunächst nicht vorhersehbaren – Prozess der Rückgewinnung von Handlungsfähigkeit und Selbstbewusstsein ein, der dann am Ende auch den beruflichen Wiedereinstieg ermöglicht. Danach besucht Frau K. keine weiteren Seminare, aber sie setzt ihren Selbst-Bildungsprozess mit anderen Mitteln fort (im Beruf, durch die Mitarbeit in einer Bürgerinitiative u. a.). Diese Entwicklung ist kein Automatismus. Nicht alle Frauen in der Situation von Frau K. könnten von Weiterbildungsangeboten in ähnlicher Weise profitieren. Die Kurse sind in ihrer Lebensgeschichte eine „Brücke“, und zwar eine individuelle biographische Brückenkonstruktion. Sie ist aus spezifischem „Material“ gebaut: Es ist nicht zufällig, dass Frau K. organisierte Bildungsangebote wahrnimmt und nicht etwa eine Selbsterfahrungsgruppe für Hausfrauen aufsucht. Sie knüpft damit an biographisch frühere Bildungsperspektiven an, die oben als Lebensentwurf zur „Selbst-Bildung“ beschrieben worden sind. Die „Brücke“ verbindet lebensgeschichtliche Erfahrungsstränge miteinander, die in ihrer je individuellen Bedeutung rekonstruiert werden müssen. Dabei wird auch sichtbar, dass der gemachte Bildungsprozess die biographische Struktur selbst verändert. Mit den Seminaren nimmt Frau K. biographische Perspektiven wieder auf, die bereits in früheren Arbeitszusammenhängen nicht gelebt werden konnten. Sie findet einen Spielraum für soziales Handeln und Selbstreflexion, für Autonomiegewinn und die (Wieder-)Aneignung biographischer Perspektiven, den sie zuvor im Beruf nicht erlebt hat. Die Bildungserfahrungen besitzen eine eigenständige „Logik“, die sich nach der Rückkehr in den Beruf nicht einfach wieder auflöst. Frau K. ist eine andere geworden, wenn sie nach 15 Jahren Familienpause wieder in den Beruf einsteigt.

Lässt sich nun dieser erstaunliche Prozess „biographischer Arbeit“ an Diskontinuitäten, der markante Veränderungen einschließt, noch mit dem Identitätskonzept fassen? Ist die temporale Struktur des in groben Strichen nachgezeichneten Selbst-Lernprozesses von Frau K. noch als jener prekäre Balanceakt erkennbar, der zwischen personalen Ambitionen und sozialen Anforderungen die eigene Identität zu finden sucht? Diese zentrale Frage soll in einer abschließenden Überlegung noch einmal zum Thema werden.

4. Identität oder „Biographizität“?

Die präsentierte Fallstruktur macht zwei scheinbar widersprüchliche Dynamiken deutlich: Die Konstruktion des eigenen Lebens ist kein konsistenter, linearer Prozess, sondern ein komplizierter Vorgang, der Diskontinuitäten und Veränderungen bewältigen muss. Die Bewältigungsform indessen greift auf Ressourcen zurück, die ein gleichsam „identitäres“ Basismuster zu haben scheinen, eine Art *Intuition des eigenen Lebens* (vgl. Alheit 1993), die als generatives Prinzip die auferlegten Erfahrungen ordnet und zu riskanten oder problemlösenden „Prozessstrukturen“ des Lebensablaufs (Schütze 1981, 1984) verdichtet. Trotz aller Widersprüche und Irritationen unserer Lebenserfahrungen, dies demonstriert der Fall, verbindet uns eine eigenwillige Disposition zu unserem Leben: nämlich das erstaunliche und in aller Regel kontrafaktische Grundgefühl, dass wir Akteure und Planer unserer Biographie sind und eine gewisse Kontinuität unseres „Selbst-Seins“ immer wieder herstellen können (vgl. Alheit 1993: 390ff.). Auf dieses Grundgefühl berufen sich die klassischen Identitätskonzepte, obgleich sie empirisch keinerlei Basis dafür haben (ebenfalls kritisch vgl. Fischer-Rosenthal 1995a).

Der Widerspruch eines generalisierbaren Identitätsgefühls mit der Trivialität kontinuierlich erzwungener Veränderungen lässt sich konzeptionell nur dadurch „heilen“, dass die Außeneinflüsse offensichtlich niemals „als solche“, sondern immer schon als Aspekte aufgeschichteter Erfahrungen wahrgenommen werden. Diese Erfahrungen sind freilich keineswegs banal. Es ist wichtig, ob ich eine *Frau* bin oder ein *Mann*. Gewiss wird mein biographischer Habitus geprägt durch die Tatsache, dass ich in einem bestimmten *sozialen Milieu* aufwachse (vgl. Alheit 1996). Keine Frage, dass die erzwungene *Migration* meiner Eltern in meinem Leben irreversible Spuren hinterlässt (vgl. Apitzsch 1990). Auch die *Zeit*, die mich in entscheidenden biographischen Phasen prägt, begleitet mein Leben (klassisch Mannheim 1964): Ich bleibe ein „68er“, auch wenn ich mich von den Ideen von damals längst distanziert habe. Ich bin Mitglied der „Kriegsgeneration“, selbst wenn die Enkel mich als wohl situierte Großmutter wahrnehmen. Die Spuren der „objektiven“ Bedingungen, die mich geprägt haben, sind also keineswegs ausgelöscht. Aber die „Logik“, durch die sie wirken, muss noch präziser beschrieben werden.

Es erscheint nämlich plausibel, dass jene „Intuition unseres Lebens“ tatsächlich kein intentionales Handlungsschema, kein bewusster und gewollter biographischer Plan ist, sondern eine Art versteckter „Sinn“ hinter den abwechselnden Prozessstrukturen unseres Lebensablaufs, das zweifellos virulente, aber strategisch nicht unbedingt verfügbare *Grundgefühl*, dass es sich bei aller Widersprüchlichkeit doch um „unser“ Leben handelt (vgl. Bude 1984: 7ff.). Wie

kommt eine solche Intuition zustande und welche „Logik“ verbirgt sich dahinter? Offenbar ist das Nicht-Intentionale dabei entscheidender als das Aktiv-Gewollte. Nicht der Erfolg oder Misserfolg der Pläne, die wir hegen, verbirgt diese „Intuition“, sondern ein spezifisches „*Hintergrundwissen*“, das auch den bedrohlichen Eindruck von Konsistenz- und Kohärenzverlust unserer Erfahrung noch auffängt. Es geht um das Phänomen der Anschlussfähigkeit biographischer Problemlagen an bereits akkumulierte Erfahrungen. Solche Erfahrungen sind offensichtlich strukturierter, als wir gewöhnlich annehmen. Sie haben längst nicht mehr den Charakter zufällig aufgeschichteter Erlebnisse, die wir im Lauf unserer Biographie gemacht haben, sondern eine je konkrete *Gestalt* (vgl. dazu Rosenthal 1995). Wir können sie als „biographische Konstruktion“ bezeichnen (vgl. die Beiträge in Alheit u. a. [Hg.] 1992; Dausien 1996), als eine Art „Prozessskript“ unseres konkreten Lebens (vgl. Fischer-Rosenthal 1995a) – eine keineswegs strategisch, aber doch intuitiv verfügbare generative Struktur gerade *unserer* Biographie.⁸

Diese „Gestalt“ sollte man sich nun durchaus nicht als ein Gefängnis vorstellen, sie ist eben kein hermetisch-geschlossenes System. Sie verkörpert vielmehr außerordentlich plastisch die Verarbeitungsstruktur einer nach außen offenen Selbstreferentialität, die Außeneinflüsse mit der ihr eigenen „Logik“ wahrnimmt, gewichtet, ignoriert und vereinnahmt und sich in diesem Prozess selbst verändert (ausführlich Alheit 1997b; Alheit/Dausien 2000). Dabei ist die konstruktivistische Denkfigur nützlich, dass dieser Prozess im strengen Sinn als Kommunikation *interner* Zustände betrachtet werden muss (vgl. stellvertretend Maturana/Varela 1987). Gleichzeitig erscheint es hochplausibel, diese „Zustände“ zu beträchtlichen Teilen als *codierte* Außenbedingungen zu interpretieren, als eine Kette verarbeiteter sozialer „Perturbationen“ (ebd.: 105f.), deren einzigartige Abfolge die Verarbeitungslogik jeder neuen Außeneinwirkung bestimmt (vgl. Alheit 1997b). Diese „Innenwelt der Außenwelt“ ist allerdings nicht nur eine spontane Konstruktion, die unser Gedächtnis als Reaktion auf neue Außenimpulse erzeugt, um seine Kontinuität und Konsistenz zu wahren. Sie muss als Konstruktion in der Zeit, als *biographische Temporalisierung sozialer Strukturen* begriffen werden. Wir können sie als eine Art „Erfahrungscode“ betrachten, als eine individuelle Semantik, deren Performanzebene an kollektive Sprachspiele anschließbar bleibt.

Biographische Konstruktionen sind keine abgeschlossenen Entitäten. Ihr Charakter ist „transitorisch“ (vgl. auch Schimank 1988). Bildhaft gesprochen, erscheinen ihre Konturen weich und flexibel. Dennoch merken wir zumal in

8 Der Anschluss an konstruktivistische Konzepte bestimmt entscheidend den Diskurs der neueren sozialwissenschaftlichen Biographieforschung (vgl. Schimank 1988; Nassehi/Weber 1990; Alheit 1990, 1992, 1993, 1997b; Alheit/Dausien 2000; Fischer-Rosenthal 1999).

biographischen Krisen, dass bestimmte Gestaltgrenzen für uns existieren. Wir kennen nämlich Situationen, in denen uns der Anschluss neuer Erfahrungen misslingt. Wir können eine Anforderung, die man an uns stellt, oder ein Verhalten, mit dem wir unerwartet konfrontiert werden, nicht mehr einordnen. Es irritiert uns. Es fehlt uns das Instrumentarium, damit umzugehen. Wir fühlen uns überfordert. Die Dinge wachsen uns – alltagssprachlich ausgedrückt – „über den Kopf“. Wir mögen das Gefühl nicht loswerden, dass wir „gegen unsere Zeit“ leben. Wir scheitern an unserem gesellschaftlichen Aufstieg, weil uns die kulturellen Ressourcen fehlen, die neue Position im sozialen Raum auch auszufüllen (vgl. Alheit 1996). Oder wir spüren einfach, dass die Bedingungen, unter denen wir unser Leben fristen müssen, uns keinen Spielraum mehr lassen. Vielleicht überfällt uns aber auch ein ganz Gegenteiliges Gefühl: dass sich uns nämlich völlig neue „Welten“ auftun, dass wir eine qualitativ neue Erfahrung gemacht haben, die unser künftiges Leben verändern wird. Alles das deutet daraufhin, dass sich hinter den alltäglichen Erfahrungen eine „Logik“ verbirgt, die unser ganz persönliches Leben betrifft. Zwischen „Außenwelt“ und „Innenwelt“ entstehen biographische Konstruktionen.

Diese Konstruktionen gehen zweifellos über das hinaus, was wir von unserem Leben erzählen können. Sie sind zunächst versteckte Referenzen an die strukturellen Bedingungen, die uns aufgegeben sind. Bourdieu hat diese Tatsache mit dem *Habituskonzept* überzeugend belegt. Und wer seine entlarvende Analyse besonders der Lebenspraxen kennt, die der soziale Habitus des (französischen) Kleinbürgertums hervorbringt (vgl. Bourdieu 1978: 169ff.), erschrickt über die „Macht“ der strukturellen Rahmenbedingungen. Biographische Konstruktionen haben aber noch einen anderen Aspekt: Wir erzeugen im Laufe unseres Lebens in Bezug auf uns selbst und unseren sozialen Rahmen „mehr“ Sinn, als wir „aus der Perspektive unserer biographischen Selbstthematisierung überschauen“ (Bude 1984: 85). Wir verfügen über ein biographisches *a tergo*-Wissen, das uns prinzipiell in die Lage versetzt, den sozialen Raum, in dem wir uns bewegen, auszufüllen und auszuschöpfen. Dabei verfügt niemand von uns über alle denkbaren Möglichkeiten. Aber im Rahmen eines begrenzten Veränderungspotenzials haben wir mehr Chancen, als wir jemals realisieren werden. Wir können – um eine anregende Metapher aus der Neurobiologie aufzunehmen – in gewissem Sinn „individuell stets wieder von vorn“ anfangen (Roth 1987: 281). Lebensgeschichten verfügen über ein Potenzial, das wir an anderer Stelle „*Biographizität*“ genannt haben (Alheit 1990; Dausien 1996): die prinzipielle Fähigkeit, Anstöße von außen auf eigensinnige Weise zur Selbstentfaltung zu nutzen, also (in einem ganz und gar „unpädagogischen“ Sinn) auf eine nur uns selbst verfügbare Weise zu lernen.

Biographische Konstruktionen vermitteln uns Sozialität in einer dem Individuum zuhandenen Gestaltbarkeit; sie belegen die *Biographizität des Sozialen* (ausführlicher vgl. Alheit/Dausien 2000). Das bedeutet, dass wir Soziales tatsächlich nur *selbstreferentiell* „haben“ können – dadurch dass wir uns auf uns selbst und unsere Lebensgeschichte beziehen. Diese Einsicht des radikalen Konstruktivismus bleibt eine intellektuelle Provokation von beträchtlichem theoretischen Reiz. Es bedeutet freilich zugleich, dass diese Selbstreferentialität nach außen „porös“ sein muss. Ihre Verarbeitungspraxis „versteht“ – gewissermaßen *en passant* – den Code sozialer Perturbationen. Denn ihre eigene „Grammatik“ ist das Ergebnis einer Kette vorgängiger Interaktionen. Deshalb sind zumal moderne Biographien keine hermetisch-geschlossenen Systeme. Sie sind „lernende“ soziale Aktionszentren, deren Wandlungs- und Anpassungschancen durch die je eigenen biographischen Erfahrungsressourcen zwar begrenzt, aber doch niemals prognostizierbar sind.

Wenn in diesem Kontext von *Identität* die Rede ist, dann kann schwerlich ein „So-Sein“ gemeint sein, eine statische Invarianz des „Selbst-Seins“. Es kann auch nicht um einen bloßen inneren Zustand gehen, in dem ein Gefühl des „Beisich-selbst-Seins“ entsteht. Ein biographietheoretisch aufgeklärtes Identitätskonzept hat die Beziehung von Selbst und Welt zum Gegenstand – und diese Beziehung ist ein lebenslanger Lernprozess.

Unsere Biographie enthält deshalb ein beachtliches Potenzial an „ungelebtem Leben“ (Victor von Weizsäcker). Das intuitive Wissen darüber ist Teil unseres „praktischen Bewußtseins“ (Giddens). Es ist reflexiv nicht einfach zugänglich, dennoch stellt es in doppeltem Sinn eine ganz außergewöhnliche Ressource für Lern- und Identitätsbildungsprozesse dar:

- Unser präskriptives Wissen von den nicht oder noch nicht realisierten Lebenskonstruktionen, die uns begleiten, hält die reflexiv verfügbare Selbstreferenz prinzipiell offen und schafft die Voraussetzung dafür, dass wir zu uns selbst eine andere Position einnehmen können, ohne dabei jenen versteckten „Sinn“ zu revidieren. Die Prozessstrukturen unseres Lebensablaufs, ihre emergente Dynamik, legen uns eine Erweiterung oder Einschränkung biographischer Handlungsautonomie nahe. Ihre bewusste „Ratifizierung“ liegt indessen bei *uns* als Trägern unserer Biographie. *Wir* sind – um einen irritierenden und doch zugleich anregenden Begriff der Luhmannschen Systemtheorie aufzunehmen – in gewissen Grenzen durchaus „autopoietische Systeme“ (vgl. etwa Nassehi/Weber 1990). Wir haben die Chance, die Sinnüberschüsse unserer Lebenserfahrung zu erkennen und für eine bewusste Veränderung unserer Selbst- und Weltreferenz nutzbar zu machen.
- Biographisches Hintergrundwissen ist aber zugleich ein emergentes Potenzial zur *Veränderung von Strukturen*. Die Modifikation individueller Selbst- und Weltreferenzen – und sei es im begrenzten Kontext je spezifischer Lebenskonstruktionen – birgt Chancen zur Transformation auch der institutionellen Rahmenbedingungen so-

zialer Existenz. „Strukturen“ sind ja zu beträchtlichen Teilen die unbefragt funktionierenden Hintergrundgewissheiten, auf die sich soziale Individuen intuitiv beziehen, wenn sie alltäglich, aber auch wenn sie *biographisch* agieren. Sobald solche Präskripte – oder auch nur Teile von ihnen – ins Bewusstsein treten und verfügbar werden, ändern sich „Strukturen“. Ungelebtes Leben besitzt durchaus soziale Sprengkraft.

Die Dynamik dieser „doppelten Bildungsressource“ weckt Assoziationen an jene aufklärerische Option der klassischen Psychoanalyse: „*wo Es war, solle Ich werden*“. Bei genauerem Hinsehen wird allerdings deutlich, dass es nicht nur um den souveränen, ich-starken Umgang mit einer im übrigen unveränderbaren Grunddynamik geht, sondern um den *Übergang* in eine neue Qualität des Selbst- und Weltbezuges – ein Prozess, der weder das lernende Subjekt noch den umgebenden strukturellen Kontext unverändert lässt. Identitätsbildung bezeichnet einen „*transitorischen Bildungsprozeß*“ (vgl. Alheit 1995b).

Die systematische Qualität solcher Transitionen lässt sich durch Konfrontation mit der Architektonik konventioneller Bildungsprozesse demonstrieren. Die sind bekanntlich so angelegt, dass neue Informationen möglichst „unter einen stabil gehaltenen Kontext subsumiert“ werden (Kokemohr 1989: 340). Lernen dient zur Erweiterung und damit gleichzeitig zur Stabilisierung dieses etablierten Rahmens. Transitorische Bildungsprozesse verarbeiten neue Informationen auf andere Weise. Sie beziehen sie nicht auf bestehende strukturelle Kontexte, sondern deuten sie bereits als Elemente neuer kontextueller Bedingungen (vgl. auch Kokemohr 1989: 340ff.; Marotzki 1991: 171ff.). Damit bekommt das verarbeitete „neue Wissen“ eine andere Qualität. Es wird nicht nur in das bestehende Gebäude biographisch akkumulierten Wissens eingebaut. Es verändert dieses Wissensgebäude. Transitorische Bildungsprozesse sind gewissermaßen „abduktiv“. Sie realisieren, was im frühen amerikanischen Pragmatismus, besonders von Charles Sanders Peirce, als die Fähigkeit beschrieben wird, etwas zu vernetzen, was „zusammenzubringen wir uns vorher nicht hätten träumen lassen“ (Pierce 1991: 181).

Diese Fähigkeit benötigt freilich einen sozialen Akteur. Wissen kann nur als *biographisches* Wissen wirklich transitorisch sein. Nur wenn konkrete Menschen sich derart auf ihre Lebenswelt beziehen, dass ihre selbstreflexiven Aktivitäten gestaltend auf soziale Kontexte zurückwirken, ist jene moderne Schlüsselqualifikation „*Biographizität*“ berührt, die auf einer wissenssoziologischen Ebene bereits eingeführt wurde. Biographizität bedeutet, dass wir unser Leben in den Kontexten, in denen wir es verbringen (müssen), immer wieder neu auslegen können, und dass wir diese Kontexte ihrerseits als „bildbar“ und gestaltbar erfahren. Wir haben in unserer Biographie nicht alle denkbaren Chancen, aber im Rahmen der uns strukturell gesetzten Grenzen stehen uns beträchtliche Möglich-

keitsräume offen. Es kommt darauf an, die „Sinnüberschüsse“ unseres biographischen Wissens zu entziffern und das heißt: die Potenzialität unseres „ungelebten Lebens“ wahrzunehmen. Und genau darin läge auch die Pointe eines weiterführenden Identitätskonstrukts.

Wir entdecken empirisch „Biographizität“ interessanterweise nicht als präventives Konstrukt pädagogischer Avantgarden, sondern gerade in den Biographien transitorischer Existenzen (vgl. Alheit 1996). Migrationsprozesse, biographische Bruchsituationen, identitätsbedrohende Modernisierungserfahrungen provozieren neben beträchtlichen Risiken auch biographische Chancen. „Auto-poiesis“ (Luhmann) ist im Alltag viel verbreiteter, als wir ahnen. Umso unverständlicher bleibt, dass gerade biographieorientierte Bildungsprozesse immer wieder als „quasi-therapeutische“ Interventionen angelegt sind (zur Kritik vgl. Alheit 1993). Offensichtlich erzeugen Transitionen professionelle Ängste. Die Idee der „Heilung“ ist leichter zu ertragen.

Freilich – sind „heile Zustände“ überhaupt wünschenswert? Sind wir nicht auf transitorische Lernprozesse geradezu angewiesen? Ist eine „Identität“, die intuitive Selbstreferenz mit der Chance verknüpft, „objektiv Mögliches“ (Bloch) auch zu realisieren, nicht überlebensnotwendig? Der tiefe (philosophische) Wunsch in uns allen, zu werden, was man „eigentlich“ ist, macht das *Projekt Identität* keineswegs nur theoretisch, sondern auch praktisch zu einer überzeugenden Perspektive. Dies impliziert indessen eine Einsicht in die *Biographizität* moderner Existenz, in das transitorische Potenzial einer lebenslangen Veränderung der Selbst- und Weltreferenz.

Literatur

- Alheit, Peter: „Patchworking“ als moderne biographische Konstruktionsleistung. Bemerkungen zur theoretischen Bedeutung einer Biographieorientierung in der Erwachsenenbildung, in: Derichs-Kunstmann, Karin/Faulstich, Peter/Tippelt, Rudolf (Hg.): *Enttraditionalisierung der Erwachsenenbildung*, Frankfurt am Main 1997a, S. 88–96
- Alheit, Peter: „Individuelle Modernisierung“ – Zur Logik biographischer Konstruktion in modernisierten modernen Gesellschaften, in: Hradil, Stefan (Hg.): *Die Zukunft moderner Gesellschaften*, Frankfurt am Main/New York 1997b, S. 941–951
- Alheit, Peter: Changing basic rules of biographical construction: Modern biographies at the end of the 20th century, in: Weymann, Ansgar/Heinz, Walter R. (Hg.): *Society and Biography. Interrelationships between Social Structure, Institutions and the Life Course*, Weinheim 1996, S. 111–128
- Alheit, Peter: „Patchworkers“. Über die Affinität biographischer Konstruktionen und professioneller Habitualisierungen – Eine Fallstudie über Weiterbildungsstudenten, in: Hoerning, Erika/Corsten, Michael (Hg.): *Institution und Biographie. Die Ordnung des Lebens*, Pfaffenweiler 1995a, S. 57–69

- Alheit, Peter: „Biographizität“ als Lernpotenzial. Konzeptionelle Überlegungen zum biographischen Ansatz in der Erwachsenenbildung, in: Krüger, Heinz-Hermann/Marotzki, Winfried (Hg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung, Opladen 1995b, S. 276–307
- Alheit, Peter: Transitorische Bildungsprozesse. Das „biographische Paradigma“ in der Weiterbildung, in: Mader, Wilhelm (Hg.): Weiterbildung und Gesellschaft. Grundlagen wissenschaftlicher und beruflicher Praxis in der Bundesrepublik Deutschland, Bremen 1993, S. 343–417
- Alheit, Peter: Der „biographische Ansatz“ in der Erwachsenenbildung, in: Mader, Wilhelm (Hg.): Weiterbildung und Gesellschaft. Theoretische Modelle und politische Perspektiven, Bremen 1990, S. 289–337
- Alheit, Peter/Dausien, Bettina: Bildungsprozesse über die Lebensspanne und lebenslanges Lernen, in: Tippelt, Rudolf (Hg.): Handbuch Bildungsforschung, Opladen 2002, S. 569–589
- Alheit, Peter/Dausien, Bettina: Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen, in: Hoerning, Erika (Hg.): Biographische Sozialisation, Stuttgart 2000, S. 257–283
- Alheit, Peter/Dausien, Bettina: Nichtintendierte Lernprozesse in der organisierten Erwachsenenbildung, in: Report. Literatur- und Forschungsreport Weiterbildung, 37/1996, S. 33–45
- Alheit, Peter/Dausien, Bettina: Arbeitsleben. Eine qualitative Untersuchung von Arbeiterlebensgeschichten, Frankfurt am Main/New York 1985
- Alheit, Peter/Dausien, Bettina/Hanses, Andreas/Scheuermann, Antonius (Hg.): Biographische Konstruktionen. Beiträge zur Biographieforschung, Bremen 1992
- Apitzsch, Ursula: Migration und Biographie. Zur Konstitution des Interkulturellen in den Bildungsgängen junger Erwachsener der zweiten Migrantengeneration, Bremen 1990 (unveröffentlichte Habilitationsschrift)
- Beck, Ulrich: Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung, Frankfurt am Main 1993
- Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt am Main 1986
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.): Riskante Freiheiten, Frankfurt am Main 1994
- Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott: Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse, Frankfurt am Main 1996
- Bilden, Helga: Geschlechtsspezifische Sozialisation, in: Hurrelmann, Klaus/Ulich, Dieter (Hg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim/Basel 1991, S. 279–301
- Birren, James E./Kenyon, Gary/Schroots, Johannes/Svensson, Torbjorn (ed.): Aging and Biography. Explorations in Adult Development, New York 1995
- Born, Claudia/Krüger, Helga (Hg.): Erwerbsverläufe von Ehepartnern und die Modernisierung weiblicher Lebensläufe, Weinheim 1993
- Bourdieu, Pierre: Klassenschicksal, individuelles Handeln und das Gesetz der Wahrscheinlichkeit, in: Bourdieu, Pierre/Boltanski, Luc/de Saint Martin, Monique/Maldidier, Pascale (Hg.): Titel und Stelle, Frankfurt am Main 1978, S. 169–226

- Brim, Orville: Sozialisation im Lebenslauf, in: Brim, Orville/Wheeler, Stanton: Erwachsenensozialisation, Stuttgart 1974, S. 1–52
- Brose, Hanns-Georg/Hildenbrand, Bruno (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende, Opladen 1988
- Brunner, Karl-Michael: Zweisprachigkeit und Identität. Probleme sprachlicher Identität von ethnischen Minderheiten am Beispiel Kärntner Slowenen, in: Psychologie und Gesellschaftskritik, 4/1987, S. 57–76
- Bude, Heinz: Die Rekonstruktion von Lebenskonstruktionen – eine Antwort auf die Frage, was Biographieforschung bringt, in: Kohli, Martin/Robert, Günther (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven, Stuttgart 1984, S. 218–226
- Camilleri, Carmel/Cohen-Emerique, Margalit (Dir.): Chocs de Culture. Concepts et enjeux pratiques de l'interculturel, Paris 1989
- Dausien, Bettina: „Geschlechtsspezifische Sozialisation“ – Abschied von einem Konzept der 1970er Jahre oder konstruktivistische Korrektur? Vortrag, gehalten am 27. Januar 1998 im Rahmen des IFF-Kolloquiums an der Universität Bielefeld 1998 (unveröffentlichtes Manuskript)
- Dausien, Bettina: Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten, Bremen 1996
- Dausien, Bettina: „Meine Kinder brauchten 'ne Mutter ..., aber trotzdem, die Arbeit und der ganze Trubel haben mir gefehlt“. Empirische Anmerkungen zum Problem der Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Familie, in: Alheit, Peter/Körper, Klaus/Rabe-Kleberg, Ursula (Hg.): Abschied von der Lohnarbeit? Diskussionsbeiträge zu einem erweiterten Arbeitsbegriff, Bremen 1990, S. 121–146
- Döbert, Rainer/Habermas, Jürgen/Nunner-Winkler, Gertrud (Hg.): Entwicklung des Ichs, Königstein/Ts. 1980
- Dohmen, Günther (Hg.): Selbstgesteuertes lebenslanges Lernen? Bonn 1997
- Dohmen, Günther: Das lebenslange Lernen. Leitlinien einer modernen Bildungspolitik, Bonn 1996
- Erikson, Erik: Identität und Lebenszyklus, Frankfurt am Main 1991
- Fischer-Rosenthal, Wolfram: Biographie und Leiblichkeit, in: Alheit, Peter/Dausien, Bettina/Fischer-Rosenthal, Wolfram/Keil, Annelie (Hg.): Biographie und Leib, Gießen 1999, S. 15–43
- Fischer-Rosenthal, Wolfram: The Problem with Identity: Biography as Solution to some (Post)Modernist Dilemmas, in: Comenius, 3/1995a, pp. 250–265
- Fischer-Rosenthal, Wolfram: Schweigen – Rechtfertigen – Umschreiben. Biographische Arbeit im Umgang mit der deutschen Vergangenheit, in: Fischer-Rosenthal, Wolfgang/Alheit, Peter (Hg.): Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktion gelebter Gesellschaftsgeschichte, Opladen 1995b, S. 43–86
- Fischer, Wolfram/Kohli, Martin: Biographieforschung, in: Voges, Wolfgang (Hg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung, Opladen 1987, S. 25–49
- Fischer-Rosenthal, Wolfram/Rosenthal, Gabriele: Warum Biographieanalyse und wie man sie macht, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 4/1997, S. 405–427
- Frey, Hans-Peter/Haußer, Karl: Identität, Stuttgart 1987

- Geulen, Dieter: Die historische Entwicklung sozialisationstheoretischer Ansätze, in: Hurrelmann, Klaus/Ulich, Dieter (Hg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim/Basel 1991, S. 21–54
- Giddens, Anthony: Die Konstitution der Gesellschaft, Frankfurt am Main/New York 1988
- Griese, Hartmut (Hg.): Sozialisation im Erwachsenenalter. Ein Reader zur Einführung in ihre theoretischen und empirischen Grundlagen, Weinheim/Basel 1979
- Habermas, Jürgen: Individuierung durch Vergesellschaftung. Zu G. H. Meads Theorie der Subjektivität, in: Habermas, Jürgen: Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze, Frankfurt am Main 1988, S. 187–241
- Habermas, Jürgen: Theorie des kommunikativen Handelns. Band 2, Frankfurt am Main 1981
- Habermas, Jürgen: Moralentwicklung und Ich-Identität, in: Habermas, Jürgen: Zur Rekonstruktion des historischen Materialismus, Frankfurt am Main 1976
- Haußer, Karl: Identitätsentwicklung – vom Phasenuniversalismus zur Erfahrungsverarbeitung, in: Keupp, Heiner/Höfer, Renate (Hg.): Identitätsarbeit heute, Klassische und aktuelle Perspektiven in der Identitätsforschung, Frankfurt am Main 1997, S. 120–134
- Heinz, Walter (Hg.): Institutions, Gatekeeping and the Life Course, Weinheim 1992
- Heinz, Walter (ed.): Theoretical Advances in Life Course Research, Weinheim 1991a
- Heinz, Walter (ed.): The Life Course and Social Change. Comparative Perspectives, Weinheim 1991b
- Hitzler, Ronald: Sinnbasteln. Zur subjektiven Aneignung von Lebensstilen, in: Mörh, Ingo/Fröhlich, Gerhard (Hg.): Kultur und soziale Ungleichheit, Frankfurt am Main/New York 1994, S. 75–92
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne: Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung, in: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.): Riskante Freiheiten, Frankfurt am Main 1994, S. 307–315
- Hoerning, Erika: Erfahrungen als biographische Ressourcen, in: Alheit, Peter/Hoerning, Erika (Hg.): Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung, Frankfurt am Main/New York 1989, S. 148–163
- Hoerning, Erika/Corsten, Michael (Hg.): Institution und Biographie. Die Ordnung des Lebens, Pfaffenweiler 1995
- Hurrelmann, Klaus: Einführung in die Sozialisationstheorie. Über den Zusammenhang von Sozialstruktur und Persönlichkeit, Weinheim 1986
- Hurrelmann, Klaus: Das Modell des produktiv realitätsverarbeitenden Subjekts in der Sozialisationsforschung, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 1/1983, S. 91–104
- Hurrelmann, Klaus (Hg.): Sozialisation und Lebenslauf, Reinbek bei Hamburg 1976
- Imhof, Arthur: Die Lebenszeit. Vom aufgeschobenen Tod und von der Kunst des Lebens, München 1988
- Imhof, Arthur: Von der unsicheren zur sicheren Lebenszeit, in: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 71/1984, S. 175–198

- Joas, Hans: Kreativität und Autonomie. Die soziologische Identitätskonzeption und ihre postmoderne Herausforderung, in: Barkhaus, Annette/Mayer, Matthias/Roughley, Neil/Thürnaus, Donatus (Hg.): Identität, Leiblichkeit, Normativität. Neue Horizonte anthropologischen Denkens, Frankfurt am Main 1996, S. 357–369
- Kade, Jochen: Riskante Biographien und die Risiken lebenslangen Lernens, in: Report. Literatur- und Forschungsreport Weiterbildung, 39/1997, S. 112–124
- Kade, Jochen: Universalisierung und Individualisierung der Erwachsenenbildung. Über den Wandel eines pädagogischen Arbeitsfeldes im Kontext gesellschaftlicher Modernisierung, in: Zeitschrift für Pädagogik, 6/1989, S. 789–808
- Kade, Jochen/Nittel, Dieter: Biographieforschung – Mittel zur Erschließung von Bildungswelten Erwachsener, in: Frieberthäuser, Barbara/Prenzel, Annedore (Hg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft, Weinheim/München 1997, S. 745–757
- Kastersztajn, Joseph: Les stratégies identitaires des acteurs sociaux: Approche dynamique des finalités, in: Camilleri, C. (Dir.): Stratégies identitaires, Paris 1990, S. 27–41
- Keupp, Heiner: Riskante Chancen, Heidelberg 1988
- Kohli, Martin: Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie, in: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.): Riskante Freiheiten, Frankfurt am Main 1994, S. 219–244
- Kohli, Martin: Lebenslauftheoretische Ansätze in der Sozialisationsforschung, in: Hurrelmann, Klaus/Ulich, Dieter (Hg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim/Basel 1991, S. 303–317
- Kohli, Martin: Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1/1985, S. 1–29
- Kohli, Martin: Erwachsenensozialisation, in: Schmitz, Enno/Tietgens, Hans (Hg.): Erwachsenenbildung. Enzyklopädie Erziehungswissenschaft. Band 11, Stuttgart 1984, S. 124–142
- Kokemohr, Rainer: Bildung als Begegnung. Logische und kommunikationstheoretische Aspekte der Bildungstheorie Erich Wenigers und ihre Bedeutung für biographische Bildungsprozesse in der Gegenwart, in: Hansmann, Otto/Marotzki, Winfried (Hg.): Diskurs Bildungstheorie II, Weinheim 1989, S. 327–373
- Krappmann, Lothar: Die Identitätsproblematik nach Erikson aus einer interaktionistischen Sicht, in: Keupp, Heiner/Höfer, Renate (Hg.): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven in der Identitätsforschung, Frankfurt am Main 1997, S. 66–92
- Krappmann, Lothar: Soziologische Dimension der Identität, Stuttgart 1971
- Krüger, Helga: Prozessuale Ungleichheit. Geschlecht und Institutionenverknüpfung im Lebenslauf, in: Berger, Peter/Sopp, Peter (Hg.): Lebenslauf und Sozialstruktur, Opfaden 1995, S. 133–153
- Krüger, Helga/Born, Claudia: Unterbrochene Erwerbskarrieren und Berufsspezifika. Zum Arbeitsmarkt- und Familienpuzzle im weiblichen Lebenslauf, in: Mayer, Karl/Allmendinger, Jutta/Huinink, Johannes (Hg.): Vom Regen in die Traufe. Frauen zwischen Beruf und Familie, Frankfurt am Main/New York 1991, S. 142–161

- Leisering, Lutz/Geissler, Birgit/Mergner, Ulrich/Rabe-Kleberg, Ursula (Hg.): *Moderne Lebensläufe im Wandel. Beruf – Familie – Soziale Hilfen – Krankheit*, Weinheim 1993
- Luckmann, Thomas: *Persönliche Identität und Lebenslauf. Gesellschaftliche Voraussetzungen*, in: Klingenstein, Grete /Lutz, Heinrich/Stourzh, Gerald (Hg.): *Biographie und Geschichtswissenschaft*, München 1979, S. 29–46
- Mader, Wilhelm (Hg.): *Altwerden in einer alternden Gesellschaft. Kontinuität und Krisen in biographischen Verläufen*, Opladen 1995
- Mannheim, Karl: *Das Problem der Generationen*, in: Mannheim, Karl: *Wissenssoziologie*, Berlin/Neuwied 1964, S. 509–565
- Marotzki, Winfried: *Entwurf einer strukturalen Bildungstheorie. Biographietheoretische Auslegung von Bildungsprozessen in hochkomplexen Gesellschaften*, Weinheim 1991
- Maturana, Humberto/Varela, Francisco: *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*, Bern/München 1988
- Mead, George: *Geist, Identität und Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1968
- Naegele, Gerhard/Tews, Hans (Hg.): *Lebenslagen im Strukturwandel des Alters. Alternde Gesellschaft – Folgen für die Politik*, Opladen 1993
- Nassehi, Armin/Weber, Georg: *Zu einer Theorie biographischer Identität. Epistemologische und systemtheoretische Argumente*, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 4/1990, S. 153–187
- Nave-Herz, Rosemarie (Hg.): *Erwachsenen-Sozialisation. Ausgewählte Theorien und empirische Analysen*, Weinheim/Basel 1981
- Nittel, Dieter: *Das Erwachsenenleben aus der Sicht der Biographieforschung*, in: Krüger, Heinz-Hermann/Marotzki, Winfried (Hg.): *Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*, Opladen 1999, S. 301–323
- Nittel, Dieter/Marotzki, Winfried (Hg.): *Lernstrategien und Subjektkonstitution. Lebensverläufe von in der Wirtschaft tätigen Erwachsenenpädagogen*, Weinheim 1997
- Nunner-Winkler, Gertrud: *Jugend und Identität als pädagogisches Problem*, in: Zeitschrift für Pädagogik, 5/1990, S. 671–686
- Nunner-Winkler, Gertrud: *Identität. Das Ich im Lebenslauf*, in: Psychologie heute, Dezember 1988, S. 58–64
- Peirce, Charles: *Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus*, Frankfurt am Main 1991
- Rabe-Kleberg, Ursula: *Verantwortlichkeit und Macht. Ein Beitrag zum Verhältnis von Geschlecht und Beruf angesichts der Krise traditioneller Frauenberufe*, Bielefeld 1993
- Rabe-Kleberg, Ursula (Hg.): *Besser gebildet und doch nicht gleich! Frauen und Bildung in der Arbeitsgesellschaft*, Bielefeld 1990
- Ricker, Kirsten: *Migration, Sprache und Identität. Eine biographieanalytische Studie zu Migrationsprozessen von Französinen in Deutschland*, Bremen 2000
- Ricoeur, Paul: *Das Selbst als ein Anderer*, München 1996

- Rommelspacher, Birgit: Identität und Macht. Zur Internalisierung von Diskriminierung und Dominanz, in: Keupp, Heiner/Höfer, Renate (Hg.): Identitätsarbeit heute: Klassische und aktuelle Perspektiven in der Identitätsforschung, Frankfurt am Main 1997, S. 251–269
- Rosenthal, Gabriele: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte, Frankfurt am Main/New York 1995
- Schimank, Uwe: Biographie als Autopoiesis – Eine systemtheoretische Rekonstruktion von Individualität, in: Brose, Hanns-Georg/Hildenbrand, Bruno (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende, Opladen 1988, S. 55–88
- Schmidt, Wilhelm: Der Versuch, die Identität des Subjekts nicht zu denken, in: Barkhaus, Annette/Mayer, Matthias/Roughley, Neil/Thürna, Donatus (Hg.): Identität, Leiblichkeit, Normativität. Neue Horizonte anthropologischen Denkens, Frankfurt am Main 1996, S. 370–379
- Schütze, Fritz: Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens, in: Kohli, Martin/Robert, Günther (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven, Stuttgart 1984, S. 78–117
- Schütze, Fritz: Prozeßstrukturen des Lebensablaufs, in: Matthes, Joachim/Pfeifenberger, Arno/Stosberg, Manfred (Hg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive, Nürnberg 1981, S. 67–156
- Schulze, Theodor: Das Allgemeine im Besonderen und das besondere Allgemeine, in: Hansen-Schaberg, Inge (Hg.): „etwas erzählen“. Die lebensgeschichtliche Dimension in der Pädagogik, Baltmannsweiler 1997, S. 176–188
- Sichtermann, Barbara: FrauenArbeit. Über wechselnde Tätigkeiten und die Ökonomie der Emanzipation, Berlin 1987
- Singer, Mona: Fremd. Bestimmung. Zur kulturellen Verortung von Identität, Tübingen 1997
- Voß, Gerd-Günter: Lebensführung als Arbeit, Stuttgart 1991
- Weymann, Ansgar (Hg.): Handlungsspielräume. Untersuchungen zur Individualisierung und Institutionalisierung von Lebensläufen in der Moderne, Stuttgart 1989
- Weymann, Ansgar/Heinz, Walter (Hg.): Society and Biography. Interrelationships between Social Structure, Institutions and the Life Course, Weinheim 1995
- Wodak, Ruth/de Cilia, Rudolf/Reisigl, Martin/Liebhart, Karin/Hofstätter, Klaus/Kargl, Maria: Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität, Frankfurt am Main 1998
- Wohlrab-Sahr, Monika: Biographische Unsicherheit. Formen weiblicher Identität in der „reflexiven Moderne“. Das Beispiel der Zeitarbeiterinnen, Opladen 1993

Biographisches Wissen: heuristische Optionen im Spannungsfeld diskursiver und lokaler Wissensarten

Andreas Hanses

Biographie als Ausdruck von Wissen zu thematisieren, mag aus der Perspektive eines Alltagsverständnisses erst einmal erstaunen. Biographie wird in diesem Sinne mit der Evidenz des eigenen Lebens, dem Erstpersönlichen gleichgesetzt, ist Erfahrung wie Erlebnis, die im interaktiven Akt des Erzählens mitteilbar werden. Doch schon bei einer systematischeren Betrachtung wird manifest, dass Biographie ohne unterschiedliche Formen des Wissens als narrative Leistung der Erzählenden nicht herzustellen ist. Pointiert formuliert könnte gesagt werden, dass Biographie nur als biographisches Wissen der Subjekte über sich und deren Wissen über gesellschaftlich geforderte Biographieformate zu beschreiben ist. Schon 1988 fand an der Universität Bremen ein Colloquium *Zur Organisation biographischen Wissens: Empirische Befunde und theoretische Konzepte* statt (vgl. Alheit/Hoerning 1989). Auch wenn manche Beiträge dieser Tagung ihre Überlegungen sehr stark an der Gebundenheit biographischen Wissens an der Aufschichtung von Erfahrungen konzeptualisieren, so wird doch schnell deutlich, dass biographisches Wissen keineswegs einseitig als persönliche, subjektive Kategorie gedacht werden kann, sondern Teil eines sozialen Gedächtnisses ist. Biographisches Wissen wird somit immer auch in zentralen Teilen durch die gesellschaftlichen Rahmungen bedingt und hervorgebracht. Peter Alheit (1989) differenziert die Wissensformationen in biographischen Erzählungen in „Erinnerungsschemata“, Wissensformen, deren Konstitutionskern stark auf der Ereignis- und Erlebnisebene anzusiedeln ist, und „Deutungsschemata“, die sich aus ereignisunabhängigen Verarbeitungsformen sozialer Wirklichkeit konstituieren. Beide Wissensbereiche stehen sich nicht als abgrenzbare Sphären gegenüber, sondern durchdringen und beeinflussen sich gegenseitig in unterschiedlicher Wirksamkeit. Damit wird aber auch die Frage aufgeworfen, wie machtvoll normative Orientierungen als dominante Wissensordnungen biographische Selbstthematizierungen bestimmen und inwieweit biographisches Wissen durch einen Rückbezug auf einen Erfahrungskontext ein mögliches „Kontrastwissen“ eröffnen kann.

Die hier skizzierte Wissensthematisierung, wie sie Peter Alheit vor über 20 Jahren entlang einer biographischen Fallanalyse entwickelt hat, verweist auf eine grundlegende Struktur von Biographie. So sehr der Verweis auf eine Biographie erst einmal eine Person oder gar ein Subjekt zu positionieren gedenkt, zeigen biographieanalytische Studien nur zu deutlich, dass narrative Selbstkonstruktionen in einem hohen Maße durch das Soziale bestimmt sind. Biographie könnte in diesem Sinne in Anlehnung an Pierre Bourdieu (vgl. Bourdieu/Wacquant 1996) auch als „sozialisierte Subjektivität“ beschrieben werden. Das Subjekt kann eben nicht als autonome, der Lebenswelt gegenüber stehende Einheit gedacht werden, sondern das Soziale geht mitten durch das Biographische hindurch, wird zum existenziellen Grund, vor dem sich die biographische Figur als Eigenes (vordergründig) abheben kann. Dabei kann das Wirksame des Sozialen auf die Biographie anhand unterschiedlicher theoretischer Perspektiven angelegt werden. Aus der Perspektive einer Sozialtheorie, wie sie Pierre Bourdieu formuliert, wäre Biographie zentral durch die Positionierungen im sozialen Raum, durch die über den Leib inkorporierten sozialen Praxen und durch den Habitus organisierten Deutungs-, Handlungs- und Entscheidungsmustern der BiographInnen geprägt (vgl. ebd.; Bourdieu 2000). Vor dem Hintergrund wissenssoziologischer und institutionstheoretischer Ansätze wird das „eigene Leben“ durch gesellschaftliche Biographiegeneratoren hervorgebracht. Machtvolle Wissensordnungen institutionalisierter Lebenswelten sowie professioneller Praxen prägen nicht unwesentlich unsere Sinnorientierungen und symbolischen Sinnwelten (vgl. Hahn 1982; Berger/Luckmann 1999). Auch das Erzählen, die Interaktion des biographischen Gesprächs, unterliegt als „Situation“, somit auch als kleinster soziologischer Einheit, spezifischen Rahmen und Ordnungen. Die biographische Selbstthematisierung ist nicht die „Unschuld vom Lande“, sondern erfordert ein Management der Selbstpositionierung und gleichsam der Abweisung von Fremdzuweisungen (vgl. Goffman 1998; Sander 2003). Insofern sind die mit der Biographie in Bezug gestellten Erfahrungen, die Deutungskontexte zu unseren biographischen Konstruktionen, die Situation des biographischen Gesprächs und die Performanz des Erzählens konstituiert durch gesellschaftliche Strukturen und soziale Praxen, sind eben weniger „authentischer“ Ausdruck des Subjekts als vielmehr Evidenz sozialer Bedingtheit von Biographie.

Greift man dann noch die machtanalytischen und diskurstheoretischen Analysen Michel Foucaults (1981, 1983, 2003, 2005; Kögler 2004) auf und bezieht diese auf den Kontext Biographie – was bisher nur begrenzt praktiziert worden ist –, so zeigt sich, dass Biographie unter den Perspektiven einer Gouvernamentalisierung geradezu als profundes und optimiertes Medium der Selbstdisziplinierung fungiert. Die biographischen Selbstthematisierungen eines Subjekts sind somit Praxen einer Subjektivierung, also der „selbstredenden“ Übernahme diskur-

siver Setzungen in die Selbstkonzeption eigener Identität. Der Gegensatz von Subjekt und Gesellschaft scheint sich so aufzulösen. Biographie und ihre alltägliche narrative Produktion erweisen sich als (gesellschaftliche) Selbstkonstituierung des Subjekts und seiner optimierten Bemächtigung gleichermaßen. Können die hier genannten unterschiedlichen theoretischen Perspektiven in ihrer Relevanz für die Biographie nur skizziert werden, so verweisen sie trotz ihrer unterschiedlichen Gegenstandsbereiche alle auf die machtvolle soziale Strukturierung von Biographie. Biographische Selbstpräsentationen als grundlegenden Verweis auf einen ontologischen Kernbereich eines durch leiblich gebundene Erfahrungsaufschichtungen sowie zur kohärenten Identitätsbildung befähigten und somit der Sozialwelt gegenüberstehenden Subjekts zu denken, kann anhand der hier angeführten strukturalistischen Perspektiven kaum noch plausibel vorgetragen werden. Umgekehrt ist zu fragen, ob sich das Subjekt gänzlich in den Formen der Biographisierung als Praxen der Subjektivierung aufgelöst hat. Eine theoretische Antwort soll hier nicht gegeben werden, eine einfache wäre auch nicht möglich. Spuren produktiver Provokation gegenüber einer allzu strukturalistischen Perspektive lassen sich eher im empirisch-biographischen Material finden. Es sind gerade jene biographischen Selbstbeschreibungen, die dokumentieren, dass die Praxen der Sozialisation, der Normierungen, der Zuweisungen nicht ungebrochen funktionieren, sondern eine eigenwillige Brechung und Selbstsetzung der BiographInnen herausfordern, die wiederum nicht nur unter dem Label besonders subtiler Subjektivierungspraxen zu subsumieren sind. Diese als „Eigensinn“ zu thematisierenden Phänomene sollen im Folgenden zentraler Gegenstand der Analyse sein.

Biographieforschung steht vor der Herausforderung und bietet gleichsam die Möglichkeit, aufgrund des rekonstruktiv-empirischen Zugangs zu den narrativen Selbstthematisierungen sozialer Akteure, die Ambiguität zwischen den Strukturbezügen und den eigensinnigen Brechungen in den Erzählungen als gleichzeitiges Sowohl-als-Auch zu erfassen. Um diese heuristische Ressource produktiv zu nutzen, macht es Sinn, Wissen als zentralen Gegenstand biographieanalytischer Forschung zu konzeptualisieren. Biographische Erzählungen basieren als interaktiv hergestellte Rekonstruktionsleistungen sozialer Akteure auf unterschiedlichen Wissensformationen. Narrative Selbstpräsentationen sind keineswegs nur als reflexiv verfügte Wissensbestände zu verstehen, sondern sind in einem hohen Maße an implizite Wissensformen gebunden. Erzählungen verweisen auf gesellschaftliche, institutionelle und interaktive Wissensordnungen und deren Wirkungen auf die sozialen Akteure sowie gleichsam auf die eigensinnigen Brechungen dieser Wissensarrangements durch das Subjekt. Biographie muss somit weder als Subjektbezug noch als Mirkoanalyse gesellschaftlicher Strukturiertheit polar gedacht werden, sondern kann in der Analyse biographi-

schen Wissens diese Ambiguität narrativer Selbstthematisierungen produktiv für unterschiedliche Forschungsfragen fassen (vgl. Hanses 2008, 2010a). Diese Dualität zwischen sozialer Strukturiertheit und subjektivem Eigensinn in narrativ-biographischen Erzählungen wird im Zentrum der weiteren Ausführungen stehen. Dabei wird sich der Blick vor allem auf Wissensordnungen und -potenziale beziehen, die insbesondere durch Michel Foucault thematisiert worden sind: auf die Diskurse und die unterdrückten Wissensarten. In einem ersten Analyseschritt soll die Bedeutung der Diskurse für die Formierung des Subjekts und ihre Relevanz für die Biographieforschung markiert werden und das wenig bekannte Konzept der unterdrückten Wissensarten Michel Foucaults als Option für eine Standpunktepistemologie vorgestellt werden (1). Anhand von zwei Auszügen aus biographischen Interviews wird die Bedeutung der unterdrückten Wissensarten herausgearbeitet (2) und abschließend ein Ausblick gegeben (3).

1. Subjektivierungspraxen und unterdrückte Wissensarten

Die Theorien Michel Foucaults schienen lange Zeit für die Biographieforschung nur begrenzt brauchbar gewesen zu sein. Zu sehr blieben der rekonstruktive Blick auf die biographischen Selbstkonstruktionen eines Subjekts auf der einen Seite und die Fundierung eines Subjekts als alleiniger Ausdruck historisch-gesellschaftlich diskursiver Machtpraxen auf der anderen Seite wechselseitig unattraktive Fremde. Um die gegenwärtigen gesellschaftlichen Veränderungen – die Ökonomisierungen aller Bereiche der Alltagswelt und die Etablierung eines aktivierenden Sozialstaates – und deren Wirkung auf die Lebensrealität des Subjekts zu verstehen, stellt der Rückgriff auf Konzepte der diskursiven Machtarrangements und der Gouvernementalisierung indessen wichtige Analysekatgorien bereit. Damit wird allerdings auch eine Neubewertung bisheriger Tradierungen eines Biographie- und Subjektverständnisses erforderlich. Gleichzeitig eröffnet das Spätwerk Michel Foucaults eine Subjektrezption, in dem das Subjekt nicht mehr ausschließlich im Rahmen machtvoller Praxen der Subjektivierung zu denken ist. Aus diesen unterschiedlichen Entwicklungen hat sich eine vorsichtige, notwendige und gleichsam widerspruchsvolle wie produktive Annäherung zwischen Diskurskonzeptionen und Biographieforschung entwickelt (vgl. u. a. Völter u. a. [Hg.] 2005; Hanses 2010a).

Historisch betrachtet kann die Entstehung der Humanwissenschaften als zentraler Impuls für die diskursive Etablierung des Subjekts beschrieben werden. Doch die gesellschaftliche Formierung des modernen Individuums ist, wie Herbert Kögler (2004) treffend formuliert, gleichzeitig mit der Abschaffung seiner eigenen Definitionshoheit verbunden. Aber es sind nicht nur fachliche Diskurse

der Medizin, der Psychiatrie, der Geisteswissenschaften und der „Regierungen“ über das Individuum, die hier subjektkonstituierend wirksam werden. Vielmehr ist die Etablierung der Biographie durch die Macht biographiegenerierender Institutionen hervorzuheben. Die Herausforderungen an das Individuum, einen gesellschaftlich geforderten und mit normativen Orientierungen ausgestatteten Lebenslauf der Moderne einzuhalten, unterlag immer stärker der Notwendigkeit eine spezifische Form der Selbstpräsentation zu entwickeln: Die Konzeption eines biographischen Wissens als Verweis auf eine Kohärenz, Identität und Authentizität wurde als Ressource zur Bewältigung der Planungsaufgaben der Moderne und als notwendige Kulturtechnik in lebensweltlichen sowie institutionellen Interaktionen eingefordert. Biographie ist folglich als gesellschaftliche Konstruktion zu begreifen. Wir haben – pointiert formuliert – nicht die Freiheit, keine Biographie zu haben. Mit Foucault könnte die historische Etablierung eines biographischen Selbstentwurfs mit der Entwicklung des Subjekt-Diskurses verknüpft werden. Die Konstituierung und Präsentation biographischen Wissens ermöglicht eine Subjekt-Produktion, erfordert „Techniken des Selbst“, die die Individuen subjektiviert und diszipliniert. Es sind die von Michel Foucault hervorgehobenen kulturellen Techniken des Geständnisses und Bekenntnisses, die gerade für die Produktion von biographischem Wissen hoch bedeutsam sind (vgl. Schäfer/Völter 2005: 166ff.). Mit dem Konzept der Subjektivierung als zentrale Bedingung der Produktion biographischen Wissens, erweist sich die kulturelle Praxis narrativ-biographischer Selbstpräsentation erst einmal als Praxis diskursiver Bemächtigung auf das Individuum und als Inkorporation der Macht durch das Subjekt selbst. Die in diesem Sinne möglich werdende Dekonstruktion eines biographischen Subjekts als Formation narrativ (re)produzierter, gesellschaftlicher Subjektdiskurse eröffnet eine reibungsvolle Spannung zu den auf dem Modell der Erfahrungsaufschichtung aufbauenden biographieanalytischen Ansätzen.

Wie eingangs schon angedeutet, haben die gegenwärtigen gesellschaftlichen Herausforderungen die Frage nach dem Bezugsverhältnis zwischen Wirksamkeit der Diskurse und dem theoretischen Verhältnis von Subjektivierungsgrundlagen und Subjektkonstruktionen geradezu eingefordert. Die Erörterungen rangieren dabei auf unterschiedlichen Ebenen: So geht es sowohl um eine Standortbestimmung von Biographie und Biographieforschung unter diskurstheoretischen Überlegungen (vgl. Völter u. a. [Hg.] 2005; Schäfer/Völter 2005), über die Möglichkeiten Diskursanalyse und Biographieforschung methodisch und forschungsstrategisch gemeinsam zu nutzen (Freitag 2005; Karl 2007; Spies 2007; Truider 2007) als auch um (theoretische) Fragen, ob hinter den Praxen der Subjektivierung noch ein Subjekt auszumachen ist (vgl. Kögler 2003; Truider 2007). Gerade unter der letzten Perspektive wird die Frage erörtert, inwieweit die Kulturabhängigkeit des Subjekts – als zentrale Perspektive der Theorie Michel Foucaults –

nicht mit der Auflösung des Subjekts gleichgesetzt werden darf. Ohne diese Debatte in ihrer Komplexität erörtern zu können, sollen doch einige Aspekte skizziert werden.

Elisabeth Truider (2007: 31) weist darauf hin, dass Diskurse zwar Subjektpositionen eröffnen, dass sich die Subjekte aber immer wieder an der Schnittstelle unterschiedlicher, konkurrierender Diskurse bewegen. Für die Autorin ist deshalb die Kontrastierung diskursiv hergestellter Subjektivierungsweisen und deren individuelle Aneignungen die eigentlich theoretisch Erkenntnisgewinn produzierende und methodisch herausfordernde Konsequenz. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt auch Tina Spies (2007), die darauf verweist, dass das Subjekt nicht nur in eine Subjektposition hineingerufen werden kann, sondern auch in diese investieren muss, also anhand biographischer Interviews diskursanalytische Analysen möglich sind, ohne dass das erzählende Subjekt in den diskursiven Positionierungen ganz aufzulösen ist. Hans-Herbert Kögler (2003) spricht in einer theoretischen Analyse von der „Wiederkehr des Subjekts nach Foucault“. In Anerkennung der strukturalistischen Perspektive in der Theorie Michel Foucaults, dass ein Subjekt als ontologische Einheit der Gesellschaft gegenüberstehende Kategorie nicht existieren kann, versucht Kögler gerade auf der Basis der Vorstrukturiertheit sozialer Welten darauf aufmerksam zu machen, dass das Subjekt vielmehr als kritische Selbstrelation vor dem Hintergrund diskursiver Setzungen zu verstehen ist. Diese mit Autonomie verbundene „situiertere Subjektivität“ ist durch die reflexive Brechung kontextuell vorgegebener Verständnisformen bedingt.

„Die durch Sprache vermittelte Selbstreferenz kann potentiell zum Ausgangspunkt einer reflexiven Neuschöpfung werden, der zufolge sich die Handelnden als Subjekte der intendierten Akte zugleich reflexiv und situierter verstehen. ‚Agency‘ – als situiertere Handlungsfähigkeit – besteht demnach in der Kompetenz zur Ausschöpfung der sprachlich angelegten Reflexionspotentiale.“ (Kögler 2003: 83)

Folgt man den vorausgegangenen Ausführungen, so wird eine interessante Perspektive aufgeworfen: Das Subjekt ist immer gleichsam aus den Praxen der Subjektivierung und der „eigensinnigen“ Brechung dieser diskursiven Praxen zu verstehen, ohne dass das Subjekt je aus der Situiertheit seiner sozialen Gebundenheit heraustreten könnte; und dennoch kann in der situierteren Subjektivität die relative Autonomie des Subjekts verortet werden.

Michel Foucault eröffnet an anderer Stelle seines Werkes, in der Thematisierung der unterdrückten bzw. disqualifizierten Wissensarten einen Zugang zur situierteren Subjektivität des Subjekts. In der Vorlesung *Historisches Wissen der Kämpfe und Macht* entfaltet Foucault (1978) – wenn auch fragmentarisch – in der Formulierung einer genealogischen Perspektive ihre Bedeutung. Bei diesem Wissen handelt es sich um Wissensformen, die aus der Perspektive der diskursi-

ven Setzungen der Wissenschaften in den jeweiligen historischen Situationen ihre Gültigkeit verloren haben. Es ist das Wissen der Leute, z. B. der Psychiatrieerkrankten, das wieder auftaucht und kritisches Potenzial gegenüber der medizinischen Wissenschaft enthält.

„Zum anderen glaube ich, dass man unter unterworfenem Wissen etwas anderes und, in gewissem Sinne, völlig anderes verstehen muss: eine ganze Reihe von Wissensarten, die nicht sachgerecht oder als unzureichend ausgearbeitet disqualifiziert wurden: naive, am unteren Ende der Hierarchie, unterhalb des erforderlichen Wissens- oder Wissenschaftlichkeitsniveaus rangierende Wissensarten. Und gerade über diese aus der Tiefe wieder auftauchenden Wissensarten, diese nicht qualifizierten, ja geradezu disqualifizierten Wissensarten (das Wissen der Psychiatrisierten, des Kranken, des Krankenwärters, das des Arztes [...] das Wissen der Delinquenten usw.), die ich als Wissen der Leute bezeichnen würde und die nicht zu verwechseln sind mit Allgemeinwissen oder gesundem Menschenverstand, sondern im Gegenteil ein besonderes, lokales, regionales Wissen ein differentielles, von anderen Wissen stets unterschiedenes Wissen darstellen, das seine Stärke nur aus der Härte bezieht, mit dem es sich allem widersetzt, was es umgibt; über das Wiederauftauchen dieses Wissens also, dieser lokalen Wissen der Leute, dieser disqualifizierten Wissensarten, erfolgte die Kritik.“ (Foucault 1978: 60f.)

Michel Foucault beschreibt mit den disqualifizierten Wissensarten eine Gattung von Wissen, das nicht nur durch dominierende Wissensformen gewertet und abgewertet wird. Es unterliegt nicht nur der Charakterisierung durch „mächtige“ Wissensformen, sondern Foucault verweist explizit – wenn auch unzureichend – auf eine eigene Qualität der unterdrückten Wissensarten: Es sind lokale Wissensformen, also Wissen, dass an die konkreten Lebenszusammenhänge der Akteure gebunden ist. Das Wissen ist nicht in den globalen Strukturen diskursiver Praxen aufgehoben. Foucault differenziert das lokale Wissen explizit vom gesunden Menschenverstand oder Allgemeinwissen, da dies möglicherweise eine Nähe zu den wissenschaftlichen Wissensbeständen hat. Ohne das Foucault eine genauere Beschreibung des lokalen Wissens erörtert, sollen hier zwei wesentliche Charakteristika hervorgehoben werden: (1) das disqualifizierte Wissen ist ein Wissen der Leute, ist auf irgendeine Art und Weise an die Person und ihre lokale Lebenswelt gebunden und hat (2) eine Härte, widersetzt sich der Macht dominierender Wissensordnungen und besitzt, wenn sie als unterdrückte Wissensformen wieder auftauchen, ein kritisches Potenzial. Damit avanciert das lokale Wissen der Leute zum Opponenten gegenüber der Macht diskursiver Wissensordnungen. Sind die unterdrückten, lokalen Wissensarten im Kontext diskursiver Wissensordnungen somit in Analogie zur jener, der Subjektivierung innewohnenden situierten Autonomie des Subjekts zu denken? Hans-Herbert Kögler sieht in einer möglichen Standpunktepistemologie der unterdrückten Wissensarten die Chance der Wie-

dereinsetzung des konkreten Erfahrungssubjekts in den Diskurs (vgl. Kögler 2004: 120–126). Beschreibt Michel Foucault die Bedeutung der disqualifizierten Wissensarten im Kontext historischer Kämpfe um Macht, so bleibt die Frage, welche Relevanz die lokalen Wissensformen für die Biographieforschung haben kann. Lassen sich lokale Wissensformen als Opponenten zu diskursiven Wissensordnungen in autobiographischen Stegreiferzählungen analysieren? Anhand von zwei Interviewauszügen soll dieser Frage nachgegangen werden.

2. Lokale Wissensformen in autobiographischen Stegreiferzählungen

Wenn die von Michel Foucault beschriebenen lokalen Wissensformen gleichsam Teil biographischen Wissens sind, dann gilt es zwei Fragen zu klären: a) welche „Qualität“ und Eigenschaften besitzt „lokales Wissen“ in biographischen Rekonstruktionen und b) wie kann es rekonstruiert werden.

Im Kontext der Analyse diskursiven Wissens in autobiographischen Stegreiferzählungen wird z. T. vorgeschlagen, diese insbesondere in Metaphern oder in argumentativen Textsorten der Narrationen zu analysieren, da Eigentheoretisierungen durch die Aufnahme und Abgrenzung diskursiver Wissensbestände angereichert sind. Diese würden, in Analogie zu den eingangs beschriebenen Wissensbereichen in biographischen Erzählungen, wie sie Peter Alheit beschrieben hat, zu dem Bereich der „Deutungsschemata“ gehören. Die umgekehrte Lesart bietet sich an: Lokale Wissensformen sind gerade in Abgrenzung zu diskursiven Wissensformen im Kontext lebensgeschichtlicher Selbstpräsentationen im Bereich der „Erinnerungsschemata“ zu suchen, also in den explizit narrativen Textpassagen. Dennoch ist anhand eigener Forschungserfahrungen festzuhalten, dass lokale Wissensformen nicht eindeutig mittels externer Kategorien zu charakterisieren sind, also keine fallunabhängigen Wissensmerkmale aufweisen, somit nicht ausschließlich in narrativen Passagen auszumachen sind. Vielmehr ist hier die These zu formulieren, dass lokales Wissen in biographischen Erzählungen vor allem anhand seiner Wirkung – also anhand seiner „Stärke [...], mit dem es sich allem widersetzt“, um hier die Worte Foucaults wieder aufzugreifen – analytisch zur erfassen ist. Lokales Wissen kann in diesem Sinne als relationales Wissen beschrieben werden, lässt sich methodisch nicht anhand eindeutiger Merkmale in bestimmten Textsorten der Erzählung verorten. Die Analyse lokalen Wissens bedarf somit der Rekonstruktion biographischer (Sinn-)Konstruktionen.

Anhand zweier in gebotener Kürze dargestellter biographischer Fallpräsentationen soll lokales Wissen in seinen unterschiedlichen Facetten vorgestellt werden. Die Fallvignetten stammen aus einem zusammen mit Petra Richter

durchgeführten und mittlerweile abgeschlossenen Forschungsprojekt zum Thema *Biographische Konstruktionen von Brustkrebs* an der Universität Bremen. Sie sind in unterschiedlichen Publikationen mit unterschiedlichen Perspektiven vorgestellt worden (vgl. Richter 2009; Richter/Hanses 2009; Hanses/Richter 2010; Hanses 2007, 2009). Ziel der Studie war es, anhand biographischer Selbstpräsentationen der an Brustkrebs erkrankten Frauen, auf der analytischen Grundlage ihrer Erfahrungen und Sinnorientierungen, Auskünfte über ihren psychosozialen Unterstützungsbedarf zu erhalten. Doch die Analyse der autobiographischen Stegreiferzählungen führte zu anderen Beobachtungen und neuen Zielorientierungen der Untersuchung. Es zeigt sich sehr schnell, dass in vielen der erhobenen Interviews, die erwarteten – und aus anderen Forschungskontexten belegten – krisenhaften Schilderungen der Brustkrebsdiagnose ausblieben und auch konflikthafte Thematisierungen der Arzt-Patientin-Beziehungen nur sehr begrenzt vorkamen. Die „Stille“ in der Selbstthematisierung der Frauen, die stillschweigende Passung zwischen Lebensgeschichte, Diagnose und therapeutischen Konsequenzen, war das eigentlich Überraschende. Für diese Beobachtungen ließen sich zwei Begründungen finden. Zum einen sind die biographischen Selbstthematisierungen bei dieser Gruppe der interviewten Frauen als Konstruktionen des versagten, ungelebten Lebens zu beschreiben. Vieles Gewünschte – in privaten wie beruflichen Kontexten – konnte und durfte als Frauenlebensgeschichte nicht Realität werden. Die Brustkrebsdiagnose war weniger ein krisenhafter Einbruch in den biographischen Entwurf, als vielmehr ein weiterer hinzunehmender „Schicksalschlag“. Zum anderen liefern die Interaktionsbeschreibungen mit den Professionellen im Medizinbereich wichtige Hinweise auf Passungsphänomene. Es zeigte sich, dass die Interaktionen mit den Professionellen nicht (nur) Gespräche über den besten Weg der Behandlung waren, sondern Situationen darstellten, in denen die Frauen mit subtilen Praktiken zu Patientinnen gemacht werden mussten. Theoretischer formuliert: In Diagnosesituationen dokumentieren sich Aushandlungen von Wissensordnungen. Die Konstruktionen der Frauen von der Unausweichlichkeit der Situation durch die auftretende Brustkrebserkrankung und die Konstruktion des Notfalls und der sofortigen Intervention zur Aufrechterhaltung des Lebens durch ÄrztInnen erzeugten eine Passung und damit die Schaffung einer neuen sozialen Ordnung. Aus ärztlicher Sicht wird so eine notwendige Compliance für eine erfolgreiche Behandlung hergestellt, die weder die psychosoziale Situation noch zwingend die medizinische Situation verbessert hat. Aus der Sicht der interviewten Frauen zeigt sich allerdings eine Tradierung oder Verschlimmerung bisheriger Lebenspraxis. Ohne dass die vorliegende Studie diskursanalytisch angelegt war, könnte die durch die Medizin herzustellende Macht in den Diagnose- und Behandlungssituationen diskurstheoretisch begründet werden. Die ungebrochene Präsenz und Zuweisung des ExpertInnenstatus der Medi-

zin, als Garant des „richtigen“ Wissens über den Körper der Anderen, die Konstruktion des Notfall und die erforderlichen, unaufschiebbaren Interventionen, sind machtvoll Deutungsmuster, die keine Gegenrede und Selbstpositionierung zulassen. Die meisten interviewten Frauen haben der Macht dieser Wissensordnungen kaum etwas möglich. Dennoch zeigen einige Erzählungen, dass Widerstand entgegengesetzt werden kann. Auch wenn die Anzahl der dieser Gruppe zuzurechnenden Interviews sehr gering ist, sind die Perspektiven, die durch sie aufgeworfen werden, von großer Reichweite. Aus Foucaultscher Perspektive ist in diesen Fällen die Stärke des lokalen Wissens wirksam geworden. Zwei Fälle sollen kurz skizziert werden. Dabei stehen weniger die Ursachen oder Wirkungen der lokalen Wissensarten im Vordergrund, als vielmehr die Differenz ihres Auftretens. Zu ergänzen ist, dass das Konzept der unterdrückten Wissensarten nicht deduktiv an das Fallmaterial herangetragen wurde, sondern zu einem späteren Zeitpunkt im Forschungsprozess in dem Versuch theoretischer Verdichtung genutzt wurde.

2.1 Die Fallgeschichte Johanna Köhler

Johanna Köhler ist zum Zeitpunkt des Interviews 75 Jahre alt (geb. 1928) und wegen einer zweiten Brustkrebsdiagnose in Behandlung. Sie hatte eine erste Brustkrebsbehandlung 25 Jahre vorher. Frau Köhler ist das jüngste von drei Kindern. Sie beschreibt, dass ihre Eltern ihr in der Kindheit viel Freiheit zugestanden haben. Mit ihrem Mann hat sie eine Tochter. Einen Beruf hat sie nicht gelernt, ist Hausfrau und nach dem Tod des Ehemannes beginnt sie ein Kunsthandwerk. Während eines Urlaubs ertastet sie einen Knoten. Die untersuchende Ärztin schlägt ihr eine brusterhaltende Operation vor. Frau Köhler beharrt darauf, dass die Brust amputiert wird, spricht sich aber gegen Chemotherapie und Bestrahlung aus. Dieses Ereignis wird hoch narrativ als Interaktionsschilderung präsentiert. Bei der zweiten Tumorerkennung kommt es zu einer ähnlichen Auseinandersetzung mit den behandelnden Ärzten. Auch hier taucht die Erzählerin in eine Interaktionsschilderung aus der Zeitperspektive der Ereignisabläufe ein. Für die Frage nach den Formen lokalen Wissens erweisen sich diese beiden hoch narrativen Passagen sehr aufschlussreich. Die letzte Interaktionsbeschreibung soll genauer betrachtet werden:

„Am nächsten Morgen hab ich gesagt: ‚So und kann ich jetzt den Chefarzt sprechen? Ich möchte gern wissen, was, was damit los ist.‘ Und da haben die gesagt: ‚Nee, also nur die Stationsärztin ist da und der Stationsarzt.‘ ‚Nein‘, habe ich gesagt, ‚ich möchte bitte den Chefarzt sprechen.‘ Das hab ich dann auch zustande gebracht innerhalb von zwei Stunden und bin dann auch im Nachthemd und im Schlafanzug gerufen worden, im Nachthemd und im Bademantel, ‚Entschuldigung‘ ((lacht kurz))

und da haben da so vier, fünf Ärzte gestanden und vorne mittendrin der Chefarzt Dr. I. und da hab ich mein Anliegen vorgetragen, also ich möchte mit ihm darüber sprechen, was er machen will und er hat das untersuchen lassen von einem anderen Arzt, von einem jüngeren und da hat er gesagt: ‚Ja, wir werden das rausnehmen und Lymphknoten auch‘ und dann habe ich gesagt: ‚Wieso Lymphknoten?‘ Und da hat er gesagt: ‚Vorsichtshalber.‘ Da hab ich gesagt: ‚Nee, das machen wir nicht.‘ Und da hat er gesagt: ‚Warum nicht?‘ Und dann hab ich ihm das gesagt, in B.-Stadt haben wir darüber gesprochen. Die haben auch gedacht, Lymphknoten rausnehmen und ich hab gesagt: ‚Nein, die brauch ich noch. Ich mach Tonarbeiten. Dann kriege ich einen kranken Arm, einen dicken, und dann kann ich nichts mehr machen. Ich brauch meine Lymphknoten.‘ Und die haben das akzeptiert. ‚Ja, aber bei mir ist das nicht so. Ich operiere das raus – den Knoten und die Lymphknoten.‘ Da hab ich gesagt: ‚Aber das können Sie doch mit mir nicht machen, wenn ich das nicht will.‘ Da hat er gesagt: ‚Das ist mein Prinzip.‘ Und dann hab ich gesagt: ‚Dann machen Sie mit Ihrem Prinzip, was Sie wollen, denn gehe ich wieder nach Haus.‘“ (21/18–22/18)

Diese Interaktionsbeschreibung aus der Perspektive von Frau Köhler bedarf keiner großen Analyse, um zu verstehen, dass sich hier aus der Sicht der Erzählerin ein massiver Konflikt ergeben hat, ein Konflikt der abstrakter formuliert als ein Ringen unterschiedlicher Wissensordnungen zu begreifen ist. Der Chefarzt – so die Schilderungen der Erzählerin – hat ein klares Verständnis vom richtigen Behandlungsweg und darüber, wer in der Interaktion der eigentliche Wissens- und Entscheidungsträger ist. Dialog, Aushandlung oder auch nur Neugier auf die Perspektivität der Patientin scheint es in der Interaktionsbeschreibung für den Arzt nicht zu geben. Wiederum das Verhalten der Erzählerin, ihre entschiedene Selbstpositionierung, lässt angesichts der massiven Macht ärztlicher Wissensordnungen und symbolischer Interaktionsanordnung (haben „fünf Ärzte gestanden und vorne mittendrin der Chefarzt“) erstaunen. Dabei ist es nicht nur der Akt der Gegenwehr, der zu erwähnen ist. Vielmehr begegnet sie den biomedizinischen Argumentationslinien des Chefarztes mit einer großen Klarheit, was aus ihrer Sicht eine sinnvolle Behandlung wäre und welche inakzeptabel ist. Pointiert formuliert zerschellt die ärztliche Wissensordnung einer zwingend erforderlichen Interventionslogik an der „Härte“ ihres biographischen Wissens über die subjektive Relevanz von Lebensqualität durch die Ausübung ihres Kunsthandwerks. Im Rahmen der Brustkrebsstudie haben wir diese machtvolle Selbstpositionierung von Frau Köhler als Phänomen der Eigen-Setzung kategorisiert. In Rückbezug auf Michel Foucault kann diese Interaktionsbeschreibung als markantes Beispiel des Wirksamwerdens des lokalen Wissens beschrieben werden. Gerade die disqualifizierten Wissensformen, eben das subjektive Wissen von PatientInnen über ihre Krankheit und ihr Leben, das angesichts wissenschaftlicher, medizinischer Rationalitäten keine Gültigkeit hat, steigt aus der verborgenen Schweigsamkeit

auf, erscheint auf dem sozialen Parkett ärztlicher Praxis und gefährdet zumindest für die Konkretheit der Situation die tradierten Wissensordnungen.

Die Frage drängt sich schnell auf, warum Frau Köhler hier etwas gelingt, was den anderen Frauen nicht möglich zu sein scheint. Eine eindeutige Antwort fällt schwer. Auf jeden Fall kann die Wehrhaftigkeit der Protagonistin nicht durch einen hohen sozialen Status oder die Akkumulation von Bildungskapital, auch nicht durch die Konstruktion der „informierten Patientin“ noch durch ein biographisches Motiv der notorischen Kämpferin gegenüber ExpertInnenpositionen glaubhaft begründet werden. Die einzige sinnvolle Lesart, die die biographische Selbstpräsentation erlaubt, ist der Verweis der Erzählerin, dass sie – so z. B. auch in der Kindheit – viel Freiheit hatte, eigene Entscheidungen zu treffen, sie sich immer wieder auch bei bedeutsamen Lebensfragen spontan entschieden hat und in der Rekapitulation ihrer Biographie sich diese Initiativen als sinnvoll, richtig und „erfolgreich“ erwiesen haben. Es ist das Charakteristikum einer spontanen Entscheidungsfähigkeit, das für die Erzählerin zum biographischen Kapital avanciert. An die ärztliche Interaktionsschilderung rückgebunden, „zerschellt“ die Macht medizinischen Körperwissens der Ärzte an dem intuitiv leiblichen Wissen über die Evidenz der richtigen Entscheidung der Protagonistin. Mit dieser Zuspitzung wird der Blick für einen bedeutsamen biographietheoretischen Sachverhalt geöffnet, der auf ein eigensinniges Qualitätsmerkmal „lokalen Wissens“ aufmerksam macht. Das lokale Wissen kann deshalb so machtvoll wirksam werden, da es – in der vorliegenden autobiographischen Stegreiferzählung – situiert zum Tragen kommt. Gemeint ist, dass die Erzählerin auf die Kompetenz einer impulsiv gesetzten „Richtigkeit“ zurückgreifen kann, gleichzeitig kommt es (bei aller Heftigkeit der geschilderten Interaktionssituation) nicht zu einer grundlegenden negativen Ratifizierung ärztlicher Hilfe, sondern zu einer entschiedenen Selbstpositionierung und Abweisung der konkreten Handlungspraxis des Chefarztes. Darüber hinaus werden weder ihre impulsiven Entscheidungskompetenz noch ihre Kämpfe um eine für sie sinnvolle Behandlung in eine biographische Gesamtformung explizit eingebunden. Der Begriff des lokalen Wissens kann in diesem Sinne geradezu wörtlich genutzt werden. Erzähltheoretisch formuliert verbleiben ihre hier thematisierten Kompetenzstrukturen auf der „Achse“ der biographischen Gesamtgestalt als punktförmige „Monaden“ bestehen. Aber gerade aus dieser eigensinnigen Qualität der relativen Entkoppelungen des lokalen Wissens aus den biographischen Identitätskonstruktionen kann es seine Macht entfalten. Ein Sachverhalt, der an späterer Stelle aufgegriffen wird. Erst einmal soll an einem zweiten Fallbeispiel deutlich gemacht werden, dass lokales Wissen in Biographien sich auch anders konturieren kann.

2.2 Die Fallgeschichte Philline Balzer

Das lokale Wissen hat in der Erzählung von Frau Köhler etwas offensichtliches, scheint schnell zu identifizieren zu sein, scheint gebunden an eine emotionale Dichte in hochnarrativen Passagen, die als Gegengeschichten gewertet werden können. Dass es allerdings nicht an Expressivität und Eindeutigkeit gebunden sein muss, sondern ganz subtil und erst durch eine genaue Rekonstruktion verstehbar werden kann, soll die Geschichte von Frau Balzer deutlich machen. Frau Balzer wurde 1929 geboren, zum Zeitpunkt des Interviews ist sie 74 Jahre alt. Die Brustkrebsdiagnose wurde 1984 im Rahmen einer Krebsfrüherkennungsuntersuchung gestellt. Frau Balzer beginnt ihre biographische Erzählung, indem sie das Thema ihrer ersten Ehe aufgreift. Sie berichtet über verschiedene Erwerbsarbeitstätigkeiten. Als sie von ihrer Arbeitsstelle im öffentlichen Dienst erzählt, wird die Geschichte der Brustkrebsdiagnose eingewoben.

„Da sagte ich morgens früh zu meinen beiden Chefs, kurz nach acht, ‚jetzt geh ich mal schnell und fahre mal schnell zur Vorsorge und denn koch ich gleich Kaffee‘. [...] Na ja. Ich war, ich war als junge Frau schon ein paar Mal an der Brust operiert, an beiden Seiten. Aber jedes Mal waren es gutartige, Gott, was weiß ich, nicht? Und so ging ich hin zu dieser Vorsorgeuntersuchung und der sagt zu mir, aus heiterem Himmel, der Arzt hier ist bekannt hier, ein widerlicher Mensch, ‚Sie haben Krebs an beiden Seiten‘. ‚Nein, nein‘, sagte ich, ‚also, Sie sehen die Narben‘. Ich sag: ‚Da die Narben und da die Narben‘. ‚Reden Sie nicht‘, hat der gesagt, ‚Sie haben Krebs an beiden Seiten‘. [...] Ja, und denn zum Hausarzt. Na, der sagte natürlich: ‚Ja, sofort krank, sie sind ja sofort krank‘. Mir fehlte ja nichts, mir fehlte kein- ich hatte keinen Schmerz und nichts. Nur war ich sofort krank.“ (54–91)

Vordergründig scheint in dem hier vorliegenden Interviewauszug eine ähnliche Dynamik wie in der ausgewählten Passage der Erzählung von Frau Köhler vorzuliegen. Auch hier wird eine ärztliche Interaktionssituation hoch dramatisch entwickelt. Die Reformulierung der Dialoge in wörtlicher Rede markiert eindeutig die Brisanz der erinnerten Begebenheiten. Die Aufgeregtheit von Frau Balzer ist ebenfalls an eine als schwierig erlebte Kommunikationsstruktur mit dem Arzt gebunden. Die Differenz der beiden Schilderungen liegt strukturell darin, dass die Erzählung von Frau Köhler dem Ringen um die „richtige“ Behandlung geschuldet ist und es sich in diesem Fall um die Aushandlung der Diagnose und ihre Relevanz handelt. Bedeutsamer als die Aufregung über den Gynäkologen fällt für Frau Balzer die Reichweite der Aussagen des Hausarztes auf: „Ja, sofort krank, sie sind ja sofort krank“. Diese Aussage verursacht für sie eine eigensinnige Spannung, denn ihr „fehlte ja nichts“ und gleichsam „war ich sofort krank“. Erlebte und diagnostische Zuweisung eröffnen eine nicht lösbare Diskrepanz.

Die eigentliche Brisanz dieser Textstelle liegt allerdings darin, dass für Frau Balzer damit kein in erster Linie für Leib und Leben gefährlicher Gesundheitszustand markiert ist. Vielmehr besteht das ganze Drama darin, dass sie einen neuen sozialen Status zugewiesen bekommt. Sie ist krank geschrieben und kann nicht am normalen (Arbeits-)Leben partizipieren. Die sich hier ganz vorsichtig in der Erzählung andeutende Differenz zwischen dem „Zustand“ einer körperlichen Erkrankung und dem „Zustand“ einer neuen sozialen Situation des Krank-Seins wird für den weiteren Verlauf erzählbestimmend. Denn nicht die Sorge um die eigene Gesundheit steht im Vordergrund, sondern die Narrationen thematisieren die Sorge um andere: den „alten“ Vater und die akut schwer erkrankte Schwester. Auch die Schilderungen über ihre weiteren Behandlungen, den Krankenhausaufenthalt und die Operation stehen weder unter dem Zeichen ärztlicher Notwendigkeiten, noch der Sorge um das eigene Leben. Es ist vielmehr die Kälte der Institution Krankenhaus, das Leiden der anderen PatientInnen in dieser Einrichtung und ihr Engagement, eine Mitmenschlichkeit in diesen Ort zu bekommen, die thematisiert werden. Bleiben ihre privaten und beruflichen Thematisierungen auch im weiteren Interviewverlauf zentral, so schließt sie ihre Ausführungen zum Thema Brustkrebs – vor dem Hintergrund eines für sich selbst als durch Überlastung bestimmten Lebens – mit folgenden Worten: „Und dass ich da 84 denn plötzlich den Krebs hatte, da kann ich so im Nachhinein sagen, das musste ja kommen. Aber nach fünf Jahren hab ich so für mich gesagt, ich bin jetzt gesund.“ (583f.)

Die biographietheoretische Bedeutung der Stegreiferzählung von Frau Balzer liegt geradezu in ihrer Schweigsamkeit. Vordergründig könnte sie medizinisch als normaler Fall einer Brustkrebserkrankung abgetan und ihr angesichts des in der Erzählung angelegten Musters der „Sorge um Andere“ eine „typische“ Frauenlebensgeschichte unterstellt werden. Große Relevanz erhält die vorliegende Selbstpräsentation, wenn beide Erzähllinien, die zur körperlichen Erkrankung und die zu ihrer sozialen Situation in Beziehung gebracht werden. Es fällt – im Vergleich zu anderen Erzählungen aus dem Sample – auf, dass die Sorge um das eigene Leben keine große Bedeutung erhält und medizinischen Behandlungsplänen unkommentiert nachgekommen wird. Dieser Eigensinn in der Erzählung eröffnet den Blick für eine andere Qualifizierung der lokalen Wissensarten. Es gibt in der Erzählung scheinbar keine positiv zu bestimmenden Charakteristika eines lokalen oder unterdrückten Wissens. Pointiert formuliert ist im vorliegenden Fall das lokale Wissen als ein Nichtwissen zu beschreiben. Plakativ ausgedrückt versteht Frau Balzer nicht, welches Spiel ihr die Medizin zugeordnet hat. Ihr „sozialer Sinn“ orientiert sich gänzlich an den Relevanzstrukturen und Deutungskontexten der Lebenswelt, orientiert sich am Alltagswissen. Die ärztlichen Wissensordnungen und medizinischen Diskurse bleiben in ihren biographischen

Orientierungsrahmen als zwingende Strukturen fremd. Sie durchläuft als eine an Brustkrebs erkrankte Frau die Stationen eines medizinischen Behandlungsplans, ohne je Patientin geworden zu sein. Die ärztlichen Wissensordnungen finden keinen Einlass in die biographische Selbstkonzeption. Auch wenn die autobiographische Stegreiferzählung von Frau Balzer nicht als Widerstandsgeschichte gedeutet werden kann, so unterläuft sie die diskursive Orientierung des Medizinsystems. Ein Sachverhalt, der ihr durchaus einige Freiheitsgrade eröffnet, ohne dass sie darüber reflexiv verfügen kann. Sie schlägt bildhaft gesprochen dem diskursiven Zugriff der Medizin einen Haken, ohne selbst davon zu wissen. Während die eingangs unter dem Thema „Passung“ skizzierten Frauenlebensgeschichten Einblick in den massiven Zugriff und die Wirkung diskursiver Praxen eröffnen, so kann die Erzählung von Frau Balzer gerade Einblicke in den subtilen Ausschluss diskursiver Wirksamkeit ermöglichen: eben auf ein besonders, lokales Wissen, das sich – so Foucault – allem widersetzt, was es umgibt.

Die beiden Fallskizzen mögen gerade als maximale Kontrastfälle eine große Spannbreite lokaler Wissensformen in biographischen Selbstpräsentationen eröffnen, eine systematische Perspektive ist damit noch nicht gesetzt. Dazu bedarf es weiterer Analysen. Dennoch kann festgehalten werden, dass lokale Wissensformen in biographischen Erzählungen ein großes Erkenntnispotenzial bergen. An dieser Stelle soll noch einmal ihre „Position“ im Kontext biographischer Erzählstrukturen deutlich gemacht werden. Das lokale Wissen artikuliert sich in autobiographischen Stegreiferzählungen, ist aber nicht mit biographischem Wissen gleichzusetzen. Es kann, der Idee Foucaults folgend, nur als besonderes und differentielles Wissen erfasst werden. Dieser Sachverhalt hat sich in den hier präsentierten Fällen (bei aller Unterschiedlichkeit ihrer Charakteristika) deutlich abgezeichnet. Inwieweit lokales Wissen nun verstärkt in Narrationen oder auch in anderen Textsorten zu eruieren ist, bleibt zweitrangig. Relevant scheint vielmehr das Verhältnis des lokalen Wissens zu den Identitätskonstruktionen der Erzählenden und insbesondere, welche Position es zur kognitiven Figur der biographischen Gesamtformung einnimmt. Die biographische Gesamtformung (vgl. Schütze 1984) ist als erzählstrukturelles Ordnungselement zur verstehen, dass den Erfahrungs- und Erinnerungsstrom in eine „sinnvolle“ Erzählgestalt formieren kann. Sie ermöglicht es den Erzählenden, „Ordnung“ in die Vielschichtigkeit differenter und divergierender Erinnerungen zu bringen. Gleichsam ist die biographische Gesamtformung als kognitive Figur in einem hohen Maße den gesellschaftlichen Deutungsangeboten und situativen Notwendigkeiten geschuldet. Sie ist somit gesellschaftlichen Diskursen darüber ausgesetzt, welches Format biographischer Erzählungen und in ihnen eingelagerten Identitätskonstruktionen gewünscht, nützlich oder aber auch gefährlich ist. Biographietheoretisch könnte die kognitive Figur der Gesamtformung als zentrales Medium von Subjektivie-

rungsleistung und der gesellschaftlichen Subjektproduktion verstanden werden. Den Überlegungen Michel Foucaults und auch den hier vorgestellten empirischen Beobachtungen folgend, muss das lokale Wissen differentielles Wissen sein, muss partikulares Wissen in Kontext von Erzählungen sein und kann sich nicht in der biographischer Gesamtformung (als reflexive Identitätskonstruktion) auflösen. Die Macht des lokalen Wissens liegt gerade in seiner punktförmigen Temporalität, der (keineswegs nur reflexiven) Verfügbarkeit für die Protagonisten. Es lässt sich weder in Zeit überspannende Identitätskonstruktionen transformieren noch in argumentative Wissensbestände segregieren. Dadurch kann es sich diskursiver Überformungen entziehen.

3. Biographieforschung als Standpunktepistemologie der lokalen Wissensformen

Die Aktualität des Werkes Michel Foucault hat die Biographieforschung erreicht, allerdings nicht ohne Befremdungen oder Irritationen auszulösen. Mit dem hier vorgestellten Konzept der unterdrückten Wissensarten und insbesondere die Perspektive auf das lokale Wissen eröffnen sich neue Perspektiven für die Biographieforschung. Dabei lassen sich unterschiedliche Dimensionen differenzieren:

- *theoretische Perspektiven:* Die Debatte, inwieweit der Bezug auf ein vermeintliches Subjekt in der Biographieforschung noch sinnvoll ist, hat mit dem Rückgriff auf das Konzept der unterdrückten Wissensarten neue Perspektiven gewonnen. Biographie als Ergebnis von Subjektivierungspraxen zu interpretieren, eröffnet den Blick auf die machtvolle Konstruiertheit von Biographie, sensibilisiert für die Praxen der Subjektbildung durch die Übernahme diskursiver Setzungen, die der Konstitution eines Eigenen zugrunde liegen. Die Analyse der lokalen Wissensbestände der „Leute“ eröffnet methodisch wie theoretisch den Blick auf Möglichkeitsräume der Selbst-Subjektivierung. Eigensinnige Brechungen diskursiver Praxen durch die gesellschaftlichen Akteure werden sichtbar. Sie eröffnen vor allem Erkenntnisperspektiven auf die Ambiguitätskonstruktionen innerhalb der Subjektkonstitution in unseren konkreten gesellschaftlichen Praxen.
- *forschende Perspektiven:* Das Konzept der unterdrückten Wissensarten ist nicht nur auf der theoretischen Ebene nachdenkenswert. Unter der besonderen Berücksichtigung der hier diskutierten lokalen Wissensformen lässt es sich biographieanalytisch nutzen. Theoretische Positionen Michel Foucaults und Biographieforschung müssen keineswegs im Status unproduktiver Fremdheit verbleiben. Mit einem diskursanalytischen Zugang einerseits und dem Konzept der unterdrückten Wissensarten andererseits lassen sich die Ambiguität gesellschaftlicher wie subjektiver Konstruktion von Biographie produktiv analysieren und in erkenntnisrelevanter gegenstandsbezo-

gener Theoriebildung verdichten. Der Ansatz der lokalen Wissensarten lässt sich produktiv als sensibilisierendes Konzept nutzen, kann aber nicht als deduktive Matrix an die Fälle angelegt werden. Eine biographieanalytische Methode, die das Konzept des lokalen Wissens nutzen will, wird aufgrund der relationalen Wissensstruktur immer einer sorgfältigen rekonstruktiven Analyse verpflichtet bleiben.

- *gegenstandsbezogene Perspektiven:* Die erkenntnistheoretischen Perspektiven der unterdrückten Wissensarten lassen sich über theoretische und methodische Zugänge hinaus vor allem auf unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche und insbesondere in professionellen und institutionellen Kontexten – wie z. B. der Sozialen Arbeit, des Gesundheits- und Bildungsbereiches – produktiv nutzbar machen. Gerade der Bezug auf professionelle Wissensordnungen, Organisationskulturen und die Notwendigkeit von „Fallbearbeitungen“ verschränkt sich mit einer wissensfundierte Biographieforschung und birgt weit reichende Perspektiven für das Verhältnis von Biographie und Institution (vgl. Alheit/Hanses 2004) – insbesondere bezogen auf die notwendige Konturierung einer nutzerInnenorientierten Dienstleistung (vgl. Hanses 2008).

Mit dem Konzept der unterdrückten Wissensarten verschränkt sich ebenfalls eine neue Perspektive bezüglich der gesellschaftlichen Relevanz eines biographischen Ansatzes. Angesichts der gegenwärtigen politischen Veränderungen, die hier unter dem Stichwort eines aktivierenden Sozialstaates markiert sein sollen, kann Biographie nicht einfach nur als Ressource eines modernen Subjekts trivialisiert werden. Biographie droht vielmehr zum Einfallstor gouvernementalisierender Subjektivierungsstrategien zu werden. Das Konzept der lokalen Wissensformen schließt dagegen einen wichtigen Aspekt ein: den Blick auf die Widerständigkeit des Subjekts, die in ihrer politischen Bedeutsamkeit reflektiert werden kann (vgl. Hanses 2010b). Als wissenschaftlicher Zugang kann Biographie nicht nur als programmatische Figur, sondern als gegenstandsbezogene Analyse politische Sachverhalte markieren. In diesem Sinne kann, in Anlehnung an die Formulierungen von Hans-Herbert Kögler, die Frage gestellt werden, inwieweit Biographieforschung als Standpunktepistemologie der lokalen Wissensarten verstanden werden kann, in der durch gegenstandsbezogene biographische Analysen Erkenntnisse über praktische Möglichkeiten eröffnet werden, „wie der Macht ein ethischer, d. h. konkret gelebter Widerstand durch die Erzeugung selbstbestimmter Subjektivität entgegengesetzt werden kann“ (2004: 126).

Literatur

- Alheit, Peter: Erzählform und „soziales Gedächtnis“, in: Alheit, Peter/Hoerning, Erika (Hg.): *Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie geschichtlicher Erfahrung*, Frankfurt am Main 1989, S. 123–163
- Alheit, Peter/Hanses, Andreas: Institution und Biographie. Zur Selbstreflexivität personenbezogener Dienstleistungen, in: Hanses, Andreas (Hg.): *Biographie und Soziale Arbeit. Institutionelle und biographische Konstruktionen von Wirklichkeit*, Baltmannsweiler 2004, S. 8–28
- Alheit, Peter/Hoerning, Erika (Hg.): *Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie geschichtlicher Erfahrung*, Frankfurt am Main 1989
- Berger, Peter/Luckmann, Thomas: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*, Frankfurt am Main 1999
- Bourdieu, Pierre: Die biographische Illusion, in: Hoerning, Erika (Hg.): *Biographische Sozialisation*, Stuttgart 2000, S. 51–60
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loic J. D.: *Reflexive Anthropologie*, Frankfurt am Main 1996
- Foucault, Michel: Subjekt und Macht, in: Foucault, Michel: *Analytik der Macht*, Frankfurt am Main 2005, S. 240–263
- Foucault, Michel: *Die Ordnung des Diskurses*, Frankfurt am Main 2003
- Foucault, Michel: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*, Frankfurt am Main 1983
- Foucault, Michel: *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahnsinns im Zeitalter der Vernunft*, Frankfurt am Main 1981
- Foucault, Michel: Historisches Wissen der Kämpfe und Macht, in: Foucault, Michel: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*, Berlin 1978, S. 55–74
- Freitag, Walburga: *Contergan. Eine genealogische Studie des Zusammenhangs wissenschaftlicher Diskurse und biographischer Erfahrungen*, Münster 2005
- Goffman, Erving: *Stigma*, Frankfurt am Main 1998
- Hahn, Alois: Zur Soziologie der Beichte und anderer Formen institutionalisierter Selbstbekenntnisse. Selbstthematisierung und Zivilisationsprozess, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 3/1982, S. 408–434
- Hanses, Andreas: Biografie, in: Bock, Karin/Miethe, Ingrid (Hg.): *Handbuch qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit*, Opladen 2010a, S. 111–121
- Hanses, Andreas: Gesundheit und Biographie – eine Gradwanderung zwischen Selbstoptimierung und Selbstsorge als gesellschaftliche Kritik, in: Paul, Bettina/Schmidt-Semisch, Henning (Hg.): *Risiko Gesundheit. Über Risiken und Nebenwirkungen der Gesundheitsgesellschaft*, Wiesbaden 2010b (im Druck)
- Hanses, Andreas: Professionalisierung Sozialer Arbeit – Fragmente einer reflexiven Positionsbestimmung, in: Busse, Stefan/Ehlert, Gudrun (Hg.): *Soziale Arbeit und Region. Lebenslagen, Institutionen, Professionalität*, Berlin 2009, S. 276–293
- Hanses, Andreas: Wissen als Kernkategorie einer nutzerInnenorientierten Dienstleistungsanalyse – eine heuristische Perspektive, in: *neue praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik*, 6/2008, S. 563–577

- Hanses, Andreas: Macht, Profession und Diagnose in der Sozialen Arbeit – Zur Notwendigkeit einer Epistemologie unterdrückter Wissensarten, in: Miethe, Ingrid/Fischer, Wolfram/Giebeler, Cornelia/Goblirsch, Martina/Riemann, Gerd (Hg.): *Rekonstruktion und Intervention. Interdisziplinäre Beiträge zur rekonstruktiven Sozialarbeitsforschung*, Opladen 2007, S. 49–60
- Hanses, Andreas/Richter, Petra: Die soziale Konstruktion von Krankheit. Analysen biographischer Selbstthematisierungen an Brustkrebs erkrankter Frauen und ihre Relevanz für eine Neubestimmung professioneller Praxis, in: Oelerich, Gertrud/Otto, Hans-Uwe (Hg.): *Soziale Arbeit und Empirische Forschung. Ein Studienbuch*, Wiesbaden 2010 (im Druck)
- Richter, Petra/Hanses, Andreas: Biographische Konstruktionen von Brustkrebs – Auswertungen narrativer Interviews am Beispiel eines Forschungsprojekts, in: Straß, Katharina/Darmann-Finck, Ingrid/Böhnke, Ulrike (Hg.): *Fallrekonstruktives Lernen. Ein Beitrag zur Professionalisierung in den Berufsfeldern Pflege und Gesundheit*, Frankfurt am Main 2009, S. 83–100
- Karl, Ute: Metaphern als Spuren von Diskursen in biographischen Texten, in: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 1/2006, 56 Absätze, verfügbar unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs070139> (2.3.210)
- Kögler, Hans-Herbert: Michel Foucault, Stuttgart 2004
- Kögler, Hans-Herbert: Situiertere Autonomie. Zur Wiederkehr des Subjekts nach Foucault, in: Deines, Stefan/Jaeger, Stephan/Nünning, Ansgar (Hg.): *Historisierte Subjekte – Subjektivierte Historie. Zur Verfügbarkeit und Unverfügbarkeit von Geschichte*, Berlin 2003, S. 77–91
- Richter, Petra: Biographisches und professionelles Wissen im Kontext von Brustkrebserkrankungen – eine biographieanalytische Studie, Bremen 2009, verfügbar unter: <http://elib.suub.uni-bremen.de/diss/docs/00011543.pdf> (26.3.2010)
- Sander, Kirsten: *Biographie und Interaktion. Lebensgeschichten im institutionellen Rahmen eines Altenheims*, Bremen 2003
- Schäfer, Thomas/Völter, Bettina: Subjekt-Positionen. Michel Foucault und die Biographieforschung, in: Völter, Bettina/Dausien, Bettina/Lutz, Helma/Rosenthal, Gabriele (Hg.): *Biographieforschung im Diskurs*, Wiesbaden 2005, S. 161–188
- Schütze, Fritz: Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens, in: Kohli, Martin/Robert, Günther (Hg.): *Biographie und soziale Wirklichkeit*, Stuttgart 1984, S. 78–117
- Spies, Tina: Diskurs, Subjekt und Handlungsmacht. Zur Verknüpfung von Diskurs- und Biografieforschung mithilfe des Konzepts der Artikulation, in: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 2/2009, 70 Absätze, verfügbar unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0902369> (26.3.2010)
- Tuider, Elisabeth: Diskursanalyse und Biographieforschung. Zum Wie und Warum von Subjektpositionierungen, in: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 2/2007, 81 Absätze, verfügbar unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs070268> (26.3.2010)
- Völter, Bettina/Dausien, Bettina/Lutz, Helma/Rosenthal, Gabriele (Hg.): *Biographieforschung im Diskurs*, Wiesbaden 2005

Dokumentarische Methode und Narrationsstrukturanalyse – ein Vergleich

Julia Franz/Birgit Griesse

Angesichts der methodischen Vielfalt, die sich in der Biographieforschung eingestellt hat, stellt sich die Frage: Weshalb diese Fülle? Was zeichnet die verschiedenen Forschungsansätze, die zur Analyse narrativer Interviews eingesetzt werden, aus? Allein auf der Ebene der Methoden lassen sich keine Antworten finden, die Legitimation muss anderenorts liegen, verweist auf die Ebene der Methodologie(n) und die der Gegenstandsbezüge. Einige dieser Differenzen und Parallelen sollen hier ausgelotet werden, jedoch wollen und müssen wir uns beschränken: Die Narrationsstrukturanalyse und die dokumentarische Methode stehen im Mittelpunkt der weiteren Ausführungen.

Grundsätzlich sind vor dem Hintergrund der sich in der Biographieforschung etablierenden Methodenvielfalt Gegenüberstellungen notwendig, da sie einen Beitrag zur begründeten Methodenwahl liefern können, die der Entwicklung eines Forschungsdesigns zugrunde liegt. Seitens der Protagonisten der dokumentarischen Methode sind derartige Bemühungen um Abgrenzung und Spezifikation keine Seltenheit: Beispielsweise finden sich in den Texten von Bohnsack (etwa 2007a) oder Nohl (2009) argumentative Bewegungen, derweil Positionierungen seitens der Vertreter des narrationsstrukturellen Ansatzes weitgehend ausstehen. Systematische Vergleiche fehlen also und wir wollen mit dem Beitrag einen Schritt in diese Richtung unternehmen. Spannend erscheint uns der Vergleich von dokumentarischer Methode und Narrationsstrukturanalyse u. a. auch deshalb, weil beide Verfahren der sprachstrukturellen Betrachtung empirischer Daten (im- oder explizit) einen Stellenwert einräumen, *ohne* dass die Untersuchungen selbst auf Sprachphänomene bzw. ihre Regelhaftigkeiten abstellen. Um die Verfahren gegenüberstellen zu können, werden zunächst einige der methodologischen und methodischen Grundlagen skizziert (1). Zudem ist der formale Umgang mit dem Interviewmaterial zu klären. Zu diesem Zweck wird erläutert, welche Bedeutung und Funktion den Modi der Sachverhaltsdarstellung (Berichten, Erzählen, Argumentieren) zuzusprechen ist, und was sich strukturell über diese Sprachphänomene aussagen lässt; die praktische Dimension wird an einer

Interviewpassage illustriert (2). Sodann wird dieser Auszug einmal mittels dokumentarischer Methode, einmal narrationsstrukturell interpretiert (3). Der Schluss (4) ist Vergleichen, Reflexionen sowie offenen Fragen vorbehalten.

1. Methodologische und methodische Kommentare

1.1 *Dokumentarische Methode*

Die dokumentarische Methode ist in erster Linie bekannt als Auswertungsverfahren von Gruppendiskussionen (vgl. u. a. Bohnsack 1989; Bohnsack u. a. 1995; Nohl 2001).¹ Sie wird jedoch auch zur Interpretation narrativer Interviews eingesetzt, wobei narrative Interviews oft mit Gruppendiskussionen (teilweise auch mit Beobachtungsprotokollen) trianguliert werden (so bei Schäffer 1996 oder Fritzsche 2003), etwa um anhand der „Rekonstruktion persönlicher Habitus“ auf Gemeinsamkeiten der Sozialisationsgeschichte zu schließen (Nohl 2001: 50). Ähnlich gehen Krüger u. a. (2008) vor, die sich mit Freundschaftsbeziehungen unter Kindern beschäftigen und habituelle Orientierungen auf der Grundlage autobiographischer Stegreiferzählungen rekonstruieren, um diese mit Orientierungen in den Peergroups in Beziehung zu setzen (ebd.: 17ff.). In anderen Untersuchungen bilden biographische Interviews die zentrale Datenbasis, wobei der Generalisierung von Orientierungsmustern bei der Analyse der Vorzug gegeben wird. So untersucht Weissman (1994) mit der dokumentarischen Methode die biographischen Entwürfe ihrer Interviewpartnerinnen, die auf Erfahrungen sexuellen Missbrauchs zu sprechen kommen, und zeigt, dass eine Orientierung an traditionellen Werten und patriarchalen Leitbildern funktional für die Emanzipationsprozesse dieser Frauen ist. Rudloff (2005) erforscht mithilfe narrativer Interviews, die er mit Jugendsozialarbeitern führte, „Typen der Konstruktion und Reflexion von Männlichkeit“ (ebd.: 15), die auf der Rekonstruktion von Orientierungsmustern basieren (ebd.: 112). Nohl (2006) arbeitet Strukturen der Lebensgeschichte und deren Transformation durch Bildungsprozesse heraus. Insbesondere deren spontanes Entstehen und der Übergang zu neuen Handlungsorientierungen interessieren ihn. Als Ergebnis seiner dokumentarischen Interpretation narrativer Interviews generalisiert Nohl typische Phasen spontaner Bildungsprozesse und zeigt deren Verschränkung mit einer Typik des Lebensalters auf.

1 Zur Anwendung kommt die dokumentarische Methode außerdem bei der Analyse natürlicher Gespräche, bei Beobachtungsprotokollen, historischen Texten, Bildern und Videos (vgl. Bohnsack/Nentwig-Gesemann/Nohl 2007a: 20ff. sowie die Beiträge in Bohnsack/Nentwig-Gesemann/Nohl [Hg.] 2007b; Bohnsack 2007a: 31f.).

Bohnsack hat die dokumentarische Methode auf der Grundlage der Wissenssoziologie Mannheims und der darauf Bezug nehmenden Ethnomethodologie als Forschungsstil und Methode zur Rekonstruktion von Habitus entwickelt. Die grundlegende Perspektive ist praxeologisch: habituelles Handeln, konjunktive Erfahrung und Orientierungsmuster stehen im Mittelpunkt. Es geht stets um Sozialität und zwar nicht nur um die interaktive Herstellung von Sozialität, sondern um die „Gemeinsamkeiten des Schicksals, des biographischen Erlebens, Gemeinsamkeiten der Sozialisationsgeschichte“ (Bohnsack 2007a: 111) – fokussiert werden Milieus als „konjunktive Erfahrungsräume“ (ebd.). Auf diese Weise gerät auch *Biographie* in den Blick: Die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Bedingungen ist nicht ohne die Einbindung in Milieus zu denken (vgl. ebd.: 114, 1997a). Erfahrungen und Orientierungen konstituieren sich in geteilter Handlungspraxis und werden als einzelfallübergreifende rekonstruiert – auch anhand narrativer Interviews (vgl. Bohnsack/Nentwig-Gesemann/Nohl 2007a: 21).² Gefragt wird nicht nach personaler, sondern nach kollektiver Identität, im Sinne geteilter Selbst- und Weltverhältnisse (vgl. Straub 1998: 98ff.), die sich auf der Ebene habituellen Handelns konstituieren. Methodologisch bezieht sich der Ansatz auf die Wissenssoziologie Mannheims, dem es um die „Verwurzelung des Denkens im sozialen Raum“ (1952: 73) als sozialer Bedingtheit allen Erkennens geht. Statt

„vom einzelnen Individuum und seinem Denken aus[zu]geh[en] [...] sucht die Wissenssoziologie das Denken in dem konkreten Zusammenhang einer historisch-gesellschaftlichen Situation zu verstehen, aus der ein individuell differenziertes Denken nur sehr allmählich herauszuheben ist“ (ebd.: 4).

Mit dem Postulat der „Seinsverbundenheit‘ des Wissens“ (ebd.) werden Denken und Erkennen auf Erfahrung bezogen. Wissen ist nicht allgemeingültig, sondern an einen (milieu-)spezifischen Erfahrungsraum gebunden. Gemeinsame Erfahrung ermöglicht ein „Erkennen auf Grund verwandter Ausgangspunkte“, das Mannheim als ein „konjunktives Erkennen“ (2003: 211) bezeichnet. Ein Wissen von „konjunktive[r] Gültigkeit“ (ebd.: 213) resultiert aus der Handlungspraxis, es ist „vorreflexiv“ (Bohnsack/Nentwig-Gesemann/Nohl 2007a: 15) bzw. „atheoretisch“ (Mannheim in Bohnsack 2007a: 191). Konjunktive Erfahrung bildet sich in Milieus, womit sowohl Gruppen, „übergreifende konjunktive Erfahrungsräume (Generationen-, Geschlechter-, Migrations-, Bildungsmilieus)“ (Bohnsack 2007a: 112) als auch kleine Lebenswelten (vgl. etwa Hitzler/Honer 1995), deren

2 Diese ist auch von kollektiver Identität als Ausdruck von Selbst- oder Fremdkonstruktionen bzw. von virtueller sozialer Identität als Ausdruck äußerer Antizipationen, Erwartungen und Anforderungen (vgl. Goffman 1967: 10) zu unterscheiden (vgl. Bohnsack/Nohl 2001: 18ff.).

Mitglieder ein gemeinsames Schicksal teilen, gemeint sind. Die „soziale Gebundenheit einer Sicht“ [ist] konstitutives Merkmal kollektiven Handelns, kollektiven Bewusstseins und kollektiver Identität“ (Bohnsack 2007a: 173).

Das reflexiv kaum verfügbare Erfahrungswissen strukturiert zugleich das künftige Handeln, jedoch in einem anderen Sinn als das „kommunikative“ Wissen um Rollen und Institutionen. Die Unterscheidung zwischen einem generalisierten, kommunikativen und jenem atheoretischen, konjunktiven Wissen ist für die dokumentarische Methode zentral. Hier handelt es sich um eine analytische Unterscheidung: Die zwei Schichten des Erkennens überlagern sich praktisch (vgl. Mannheim 2003: 296). Versteht man Handeln auf der Grundlage konjunktiven, vorreflexiven Wissens, lässt es sich als *habituelles* Handeln bestimmen, das wissensgeleitet, jedoch nicht zweckrational strukturiert ist. In einem umfassenderen Sinn als Rolle und Institution erfasst der Habitus die Handlungspraxis einer Person (vgl. Bohnsack 1997b: 55). Bourdieus Konzept des Habitus, als inkorporierte Struktur zugleich Resultat und Voraussetzung von Praxis, korrespondiert mit dem konjunktiven Erfahrungswissen.³

„Die für einen spezifischen Typus von Umgebung konstitutiven Strukturen (etwa die eine Klasse charakterisierenden materiellen Existenzbedingungen), die empirisch unter der Form von mit einer sozial strukturierten Umgebung verbundenen Regelmäßigkeit gefaßt werden können, erzeugen Habitusformen, d. h. Systeme dauerhafter Dispositionen, strukturierte Strukturen, die geeignet sind, als strukturierende Strukturen zu wirken [...]“. (Bourdieu 1976: 164f.)

Auf derart mit der Handlungspraxis verbundene Dispositionen ist das Forschungsinteresse gerichtet. Die „natürliche Einstellung“ der Alltagskonstruktionen wird aufgegeben zugunsten einer „genetischen Einstellung“, die nach der Entstehung des Habitus fragt (vgl. Bohnsack 2007a: 58). Hier unterscheiden sich Bourdieu und Bohnsack im Vorgehen. In Bourdieus *Die feinen Unterschiede* (1997) erkennt Bohnsack die „Tendenz zu einer spezifischen Art der genetischen Interpretation“, nämlich der „kausal-genetische[n]“, wie sie bei Mannheim (2003: 87) beschrieben wird (Bohnsack 2007a: 152). Die dokumentarische Methode ist dagegen der sinn- und soziogenetischen Interpretation verpflichtet. Entstehung und Funktionalität von Habitusformen werden auf der Grundlage der (sprachlich vermittelten) Erfahrung der Akteure herausgearbeitet (ebd.). In soziogenetischer Interpretation wird der Orientierungsrahmen eines Falls auf mehrere, einander überlagernde Erfahrungsräume, wie z. B. Geschlecht, Generation,

3 Bourdieus Ausführungen zum Habitus verweisen über den Bezug auf Panofsky auf Mannheim, wie Bohnsack zeigt, der anschließend die Differenzen zwischen Bourdieu und Mannheim herausstellt (2007a: 150f.; ebenso Meuser 2007).

Milieu, zurückgeführt. Ziel ist eine Habitusrekonstruktion, in der nach Ausprägungen in spezifischen Erfahrungsräumen differenziert wird. Fremde Erfahrungsräume werden über sprachliche Darstellungen interpretiert: Konjunktives Wissen dokumentiert sich in Äußerungen als dokumentarischer Sinn, der den subjektiv-intentionalen Sinn überschreitet (ebd.: 57ff.).

Auch an die Ethnomethodologie, die einerseits ebenfalls Bezüge zu Mannheim herstellt (vgl. Garfinkel 1967: 77), andererseits die „indexikalischen Eigenschaften der natürlichen Sprache“ (Garfinkel/Sacks 1976: 392) zum Ausgangspunkt der Rekonstruktion formaler Strukturen und alltäglicher Methoden der Verständigung nimmt, knüpft die dokumentarische Methode an. Ihren mit der prozessanalytischen Einstellung verbundenen „Bruch mit dem Common Sense“ und die Kritik an sozialwissenschaftlichen Motivkonstruktionen, die als Sinnunterstellungen der Akteure konzipiert werden, hat sie übernommen (vgl. Bohnsack/Nentwig-Gesemann/Nohl 2007a: 13). Bohnsack und Meuser diskutieren jedoch die Beschränkungen des ethnomethodologischen Ansatzes: Da sich der Zugang zur alltäglichen Praxis des Handelns auf formale Strukturen und Mechanismen der Herstellung von Ordnung beschränkt, bleiben konjunktive Wissensgehalte in ihrer Bindung an Handlungspraktiken außen vor (vgl. Bohnsack 2007b: 229; Meuser 2007: 216). Bohnsack schließt an die Schütz'sche Differenzierung von Um-Zu-Motiven als idealtypischen Konstruktionen von Handlungen im Sinne eines Entwurfs und Weil-Motiven als „Erfahrungen der Vorvergangenheit“ an, aus denen ein Entwurf erst entsteht (1992: 158). Die dokumentarische Interpretation schließt ausdrücklich beide Arten von Handlungsmotiven ein (ebd.: 159; praktisch vgl. Kapitel 3). Bohnsack fasst die Indexikalität sprachlicher Äußerungen so,

„daß Äußerungen in *doppelter* Hinsicht indexikal oder kontextabhängig bzw. kontextorientiert sind: in kommunikativer wie in konjunktiver. In kommunikativer Hinsicht ist es die jeweilige Institution oder Rollenbeziehung, deren Kontext in alltäglicher Verständigung gekannt oder berücksichtigt werden muß. [...] Im Hinblick auf die konjunktive Verständigung sind es Gemeinsamkeiten der Biographie und der Gruppen-, genauer: Milieuzugehörigkeit, in deren Kontext eine Verständigung erst möglich wird. Hierzu muß der Handelnde auf ein Kontextwissen im Sinne eines (konjunktiven) Orientierungsrahmens zurückgreifen.“ (1997b: 54, Hervorhebungen im Original)

Auf die in sprachlichen Äußerungen sich dokumentierenden Orientierungsrahmen – die Begriffe Orientierungsrahmen und Habitus werden synonym verwendet (vgl. Bohnsack 1997b) – zielt die praxeologische Typenbildung (2007b: 229). Sie unterscheidet sich von „Typenbildungen des Common Sense“ (ebd.: 226) durch die genetische Perspektive auf praktisches Handeln, die nicht allein

nach dem Handlungsentwurf, sondern auch nach dessen Entstehung (Weil-Motiv) und den Orientierungsrahmen fragt. Da auf der Ebene des konjunktiven Wissens die Konstitution von Entwürfen selbst zum Gegenstand der Analyse wird, unterscheidet sich die praxeologische von der hermeneutischen Wissenssoziologie Berger/Luckmanns (1977) oder vom symbolischen Interaktionismus (im Original etwa Blumer 1973; Wilson 1973; zur Positionierung vgl. Bohnsack 2006: 138). Durch den Zugang zum milieuspezifischen, konjunktiven Wissen rekonstruiert die dokumentarische Methode das praktische Handeln auf der Basis des Wissens der Akteure, ohne sich jedoch in deren Eigentheorien oder darauf aufbauenden „Konstruktionen zweiten Grades“ (Schütz 1971: 68) zu erschöpfen (Bohnsack/Nentwig-Gesemann/Nohl 2007a: 11f.). Die genetische Einstellung qualifiziert die empirische Rekonstruktion als Beobachtung zweiter *Ordnung* im systemtheoretischen Sinne, die über sozialwissenschaftliche Konstruktionen zweiten Grades hinausreichen (vgl. Bohnsack 2007b: 228).⁴

Das Auswertungsverfahren ist mehrstufig und trägt der Differenzierung der Wissens Ebenen Rechnung. In formulierender Interpretation wird der immanente Sinn herausgearbeitet, darauf aufbauend wird der Orientierungsrahmen reflektiert: Die den Sprechenden selbstverständlichen, implizit bleibenden Orientierungen werden rekonstruiert und in reflektierender Interpretation als Rahmen expliziert (vgl. Bohnsack/Nentwig-Gesemann/Nohl 2007a: 14f.). Im Fallvergleich werden Orientierungsrahmen vom jeweiligen Fall abstrahiert und spezifiziert, um schließlich zu einer mehrdimensionalen Typologie zu gelangen (vgl. Bohnsack 2007b: 232; Nohl 2007). Der Anspruch der Generalisierung von Habitus in seiner Bindung an Sozialisationsprozesse unterscheidet die dokumentarische Methode von anderen rekonstruktiven Verfahren.

Inwiefern ist dann, so könnte man fragen, die einzelne Biographie in der dokumentarischen Methode überhaupt relevant? Immerhin gerät sie je nach Fragestellung in den Blick. Der Einzelne muss, so Bohnsack, „seine ‚Lebenslinie‘ (seine biographische Gesamtformung) im Durchgang durch unterschiedliche Wirklichkeitsbereiche, Subkulturen und Milieus und in deren Abstimmung mit bzw. Abgrenzung voneinander entwickeln“ (2007a: 115). Da die Biographie als

4 Die methodologische Position Straubs (1989) knüpft in vielerlei Hinsicht an die dokumentarische Methode an. Straub entwirft eine erzähltheoretisch begründete psychologische Biographieforschung und schlägt vor, narrative Interviews gemäß der Arbeitsschritte formulierende und reflektierende Interpretation sowie komparative Analyse auszuwerten. Ein Unterschied besteht jedoch darin, wissenschaftliche Erkenntnisse als Konstruktionen zweiten Grades zu betrachten, deren Strukturen mit denen von Konstruktionen ersten Grades korrespondieren (vgl. ebd.: 224f.; zur Anwendung unter der Fragestellung friedenspolitischen Handelns von Naturwissenschaftlerinnen vgl. Straub 1993). Zudem unterscheiden sich Straubs Arbeiten von der dokumentarischen Methode insofern, als dass die Typenbildung (ausführlicher im Verlauf) hier auf der fortlaufend komparativen Analyse von Einzelfällen aufbaut (ebd.).

„Schnittpunkt unterschiedlicher Bezugsgruppen“ interessiert (ebd.), wird der einzelne Fall im Hinblick auf mehrere Erfahrungsräume analysiert und mit anderen Fällen verglichen, mit denen er einen oder mehrere Erfahrungsräume teilt. Anstatt also den Einzelfall in seiner Gesamtheit zu rekonstruieren, beansprucht die dokumentarische Methode, über den Fallvergleich verschiedene Typiken in ihrer Verschränkung zu generalisieren. Welche erfahrungsbezogenen Dimensionen in den Blick genommen werden, hängt wesentlich vom Forschungsinteresse sowie von den Möglichkeiten der Kontrastierung ab, die das Sample gewährt. Theoretische Kategorien leiten die Auswahl:

„Allerdings sind die hier dem Forschungsprozeß vorausgesetzten theoretischen Kategorien nicht inhaltlich-gegenstandsbezogener Art, sondern es handelt sich um *formale* oder *metatheoretische Kategorien*. Es handelt sich um solche Begriffe, die inhaltlich nicht festlegen, *wie* Jugendliche handeln, *was* Gegenstand ihrer Erfahrung ist, *wie* ihre Orientierungen inhaltlich aussehen, sondern was überhaupt Handeln, was Erfahrung, was Lebensorientierung oder biographisch relevante Orientierung heißt, was mit Generation, mit Milieu, mit Gruppe gemeint ist.“ (Bohnsack 1992: 156, Hervorhebungen im Original)

Das von Nohl (2009) vorgeschlagene Auswertungsverfahren entspricht der Unterscheidung der Sinnebenen: Narrative Interviews werden in dem für die dokumentarische Methode charakteristischen zweistufigen Verfahren analysiert. In der formulierenden Interpretation geht es um den immanenten Sinn von Äußerungen, also den thematischen Verlauf und Gehalt der Erzählung sowie der sich anschließenden Interviewphasen. In der reflektierenden Interpretation werden anschließend Orientierungsrahmen rekonstruiert, die sich über mehrere erzählende und beschreibende Sequenzen hinweg dokumentieren (vgl. ebd.: 44ff., 51; Bohnsack 2007a: 34, 134f.). In autobiographischen Stegreiferzählungen dokumentiert sich der dokumentarische Sinn in Form des *modus operandi*, als „Prozessstruktur des Habitus“ (Bohnsack 2007a: 66). Die Interpretation knüpft weitgehend an die theoretischen Überlegungen von Schütze und Riemann zum autobiographischen Stegreiferzählen an:

„Die Auswertung von Interviews wird fortgesetzt mit der reflektierenden Interpretation, in der die formalen Aspekte der Stegreiferzählungen im Rahmen der Textsortendifferenzierung und die semantischen Aspekte in der komparativen Sequenzanalyse Berücksichtigung finden.“ (Nohl 2009: 123)

Das erzähltheoretische Wissen, das im narrationsstrukturellen Verfahren zur Interpretation eingesetzt wird, findet auch Eingang in die dokumentarische Interviewinterpretation: Prozessstrukturen des Lebensablaufs und Hintergrundkon-

struktionen (vgl. 3) werden berücksichtigt (vgl. Nohl 2009: 45ff., 106ff.). Die formale Differenzierung von narrativen, beschreibenden und argumentativen Textteilen wird hier auf die Unterscheidung von konjunktivem und kommunikativen Wissen bezogen (ebd.: 48f.). In Argumentationen, beispielsweise in Eigentheorien oder Rechtfertigungen, sind keine konjunktiven Wissensgehalte zu finden, sondern milieuübergreifendes, kommunikatives Wissen. Das vorreflexive konjunktive Wissen dokumentiert sich in detaillierten Erzählungen von Handlungsvollzügen jenseits des subjektiv gemeinten Sinns (ebd.; Bohnsack 2007a: 66). Dennoch können auch Argumentationen zur Rekonstruktion von Orientierungsrahmen herangezogen werden, wird nach ihrer Herstellung, also dem „modus operandi des Theoretisierens“ (Nohl 2009: 50) gefragt. Der Geltungscharakter von Äußerungen wird unabhängig vom Modus der Darstellung eingeklammert (Bohnsack 2007a: 64). Vorrangig werden Orientierungsrahmen jedoch auf der Grundlage von Narrationen und Beschreibungen rekonstruiert, und zwar auf dem Weg des fortlaufenden Fallvergleichs. Verschiedene Fälle dienen einander als empirische Vergleichshorizonte, um eine Vereinnahmung durch eine unhinterfragte Standortgebundenheit der Forschenden zu verhindern (Nohl 2009: 50ff.). Anschließend wird ein homologer Orientierungsrahmen der Fälle als Basistypik herausgearbeitet und durch die Suche nach Kontrasten zu einer Typologie entwickelt. Die komparative Analyse besitzt den Stellenwert eines zentralen Prinzips der Rekonstruktion. Dadurch kann „das Verallgemeinerungspotenzial von den fallspezifischen Besonderheiten abgehoben werden“ (Bohnsack 2007b: 234f.). Der systematische Fallvergleich benötigt ein *tertium comparationis*, ein gemeinsames Drittes, auf dessen Grundlage nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden in den Fällen gesucht wird. Bei der reflektierenden Interpretation sind zunächst gemeinsame Themen in den Interviews zu finden. Deren Bearbeitung verweist auf Orientierungsrahmen, die im Fallvergleich deutlich werden (vgl. Nohl 2009: 51). Nohl zieht zur fallübergreifend vergleichenden Interpretation keine Erzählsegmente heran (s. u.), sondern thematische (narrative/beschreibende) Passagen. Allerdings räumt er ein, dass deren Identifizierung eine Herausforderung darstellt (ebd.: 56f.). Hier seien zunächst fallbezogene Interpretationen erforderlich, um schließlich Themen zu finden, die einen fallübergreifenden Vergleich strukturieren können (ebd.: 98).

Schließlich werden die Orientierungsrahmen bezüglich ihrer Entstehung in bestimmten Erfahrungsräumen befragt. Die gefundene Basistypik wird nun selbst als *tertium comparationis* eingesetzt, um ihre Variation in unterschiedlichen Erfahrungsräumen und das Verhältnis dieser Erfahrungsräume herauszuarbeiten (vgl. Bohnsack 2007b: 246). Je nach Zusammensetzung des Samples kann die Forscherin verschiedene soziogenetische Typiken bilden (z. B. hinsichtlich Geschlecht, Generation, Milieu), die sich am konkreten Fall in ihrer Verschrän-

kung zeigen (vgl. Nohl 2009: 57ff.). Das einzelne narrative Interview wird dementsprechend zur Generierung bestimmter interessierender Typiken rekonstruiert, nicht aber die Gesamtheit des Falls. Hier liegt die Abgrenzung zur Narrationsstrukturanalyse nach Schütze und Riemann. Nohl kritisiert den Schritt der analytischen Abstraktion als zu weitgehende Generalisierung des Einzelfalls (ebd.: 36ff.). Wiederkehrende biographische Muster ohne „den kontrastiven Vergleich *unterschiedlicher Fälle*“ (Bohnsack 2007a: 95; Hervorhebungen im Original) zu rekonstruieren, vernachlässigt das Kollektive, die Betroffenheit von „gesamtgesellschaftlichen Ereignisverläufen“, die „milieuspezifische[n] Erfahrungsverarbeitung“ (ebd.: 119f.). Mit der Betonung des kollektiven Charakters von Orientierungsrahmen, die auf der Grundlage strukturidentischen Erlebens entstehen, wird die „Einheit des Falles“ relativiert (ausführlich Bohnsack 1997a).

1.2 Narrationsstrukturanalyse

Die Narrationsstrukturanalyse zählt zu den etablierten Ansätzen im Feld der Biographieforschung. Die erzähltheoretischen Grundlagen, die sich mit diesem Ansatz verschränken, konnten sich weitläufig in der Forschung verankern, sei sie nun erziehungswissenschaftlich, sozialwissenschaftlich oder psychologisch aufgestellt. Stellvertretend für die erziehungswissenschaftliche Biographieforschung soll auf eine Arbeit von Marotzki (1990), der eine mit dem narrationsstrukturellen Ansatz verbundene strukturelle Bildungstheorie entwickelt, sowie auf die Arbeiten von Nohl (2001, 2006, 2009) hingewiesen werden, dessen empirische Untersuchung zu spontanen Bildungsprozessen den Rekurs auf narrationsstrukturelle Erwägungen ebenfalls kennt. Mit Blick auf den von Schütze und Riemann konzipierten Ansatz aber ist zu konstatieren, dass hier individuelle Prozesse der Erfahrungsaufschichtung – unter besonderer Berücksichtigung der sozialen Welten, innerhalb derer sie erworben werden – untersucht werden. Die Narrationsstrukturanalyse insgesamt changiert jedoch zwischen psychologischen (die, je nachdem, lern-, tiefen-, sozial- oder entwicklungspsychologische Aspekte einschließen) und soziologischen Perspektiven bzw. Gegenstandsbereichen (ausführlich vgl. Griesse im Sammelband).

Methodologische Bezüge der Narrationsstrukturanalyse können hier nur unter ausgewählten Gesichtspunkten thematisiert werden. Diese Einschränkung ist u. a. darauf zurückzuführen, dass keine Texte vorliegen, in denen die Grundlagen systematisch entfaltet worden wären; dementsprechend sind die hier getroffenen Aussagen tentativ. Vor allem in jenen, in den 1970er Jahren erschienenen sprachsoziologischen Abhandlungen Schützes finden sich Hinweise, die jedoch das Thema Biographieanalyse und narratives Interview nur streifen – kein Wunder, waren doch die Verfahren noch in Entwicklung. In späteren Texten finden

sich meist kürzere Verweise auf die Phänomenologie, die Ethnomethodologie, den Pragmatismus oder den Symbolischen Interaktionismus (zusammenfassend vgl. Schütze 1993: 195f.). Sowohl die Narrationsstrukturanalyse als auch die Ethnomethodologie besitzen einen mehr oder minder stark ausgeprägten Bezug zur Phänomenologie Schütz', dessen Arbeiten einige der „seen but unnoticed background expectancies“ (Garfinkel 1967: 37), die Interaktion und Kommunikation durchziehen, klären. Und so scheint es nicht grundverkehrt, mit diesen Verschränkungen zu beginnen.

Beispielsweise greift Schütze in einem Aufsatz, in dem es um die Organisation und Struktur von Erzählungen geht, die Konzeption der Relevanzstrukturen und der Typiken auf, die via Sozialisation erworben das „soziale[n] Handeln[s] und Erfahren[s]“ mitstrukturieren (1976a: 28, o. J.a: 22; im Original Schütz/Luckmann 2003: 33ff.).⁵ Bisweilen integriert er auch das auf Idealisierungen basierende Konzept der Reziprozität, das für wechselseitiges Verstehen sorgt (1976a: u. a. 16, 30, 1976b: 54; im Original Schütz/Luckmann 2003: 99; zur Relevanz der Idealisierungen in der Ethnomethodologie vgl. Strübing/Schnettler 2004: 389). Insbesondere die phänomenologische Annahme, Sinn bzw. Erfahrung verdanke sich der retrospektiven Betrachtung (in diesem Kontext wird auch auf die Handlungskonzeption des Pragmatisten Mead verwiesen, vgl. etwa Schütze 1976b: 20), wird übernommen. Im Original heißt es beispielsweise:

„Sinn ist nicht Qualität gewisser ausgezeichneten im Bewußtseinsstrom auftauchender Erlebnisse bzw. der darin konstituierten Gegenständlichkeiten. Sinn ist vielmehr Resultat meiner Auslegung vergangener Erlebnisse, die von einem aktuellen Jetzt und von einem aktuell gültigen Bezugsschema reflexiv in den Griff genommen werden. [...] Subjektiv sinnvoll sind also nur Erlebnisse, die über Aktualität hinaus erinnert, auf ihre Konstitution befragt und auf ihre Position in einem zuhandenen Bezugsschema ausgelegt werden.“ (Schütz/Luckmann 2003: 44; Schütz 2004: 377)

Das Biographische ist bei Schütze an diesen Sinnbegriff gebunden, der den Zusammenhang zwischen der aktuellen Sicht und den „sedimentierten“ Erlebnissen auszuloten sucht. Allerdings heißt es 1975 noch „Handlung“ und „Selbstidentität“ (statt Erfahrung[-saufschichtung] und personale Identität):

5 ... derweil Garfinkel mittels Irritation Typiken und Relevanzen scharf in Erscheinung treten lässt (Stichwort „Krisenexperiment“, vgl. Garfinkel 1967: u. a. 36ff.), um so die Grundlagen des Vorhandenseins von „Nichtkrisen“ sichtbar zu machen (vgl. Nassehi 2008: 57f.).

„Erst Alfred Schütz gelang es [...], die gesellschaftlichen Konstitutionsaprioris für Handeln, Interaktion, Selbstidentität und soziale Einheiten erneut als Leistungen der gesellschaftlichen Praxis zu verstehen, und erst seinen Schülern wiederum ist es vorbehalten, diese pragmatische Sicht der Konstitutionsaprioris durch konkrete Forschung auszubauen (etwa Garfinkel).“ (1975a: 38)

Hier überschneiden sich philosophische und soziologische Erwägungen bezüglich des Selbst, das als Resultat sozialer Praxis (Reflexion auf Grundlage bereits vorhandener Bezugschemata und unter zeitlich transzendierenden Vorzeichen) konzipiert wird. Von der Theorie, die das „Selbst“ als Ausdruck gesellschaftlicher Verhältnisse auslegt, hin zur Biographieanalyse sind unterdessen einige inhaltliche Verlagerungen zu verzeichnen. Im Konnex des Retrospektiven aber finden sich auch implizite Hinweise auf die Bedeutung von Argumentationen (in Erzählungen, vgl. 2). Das Alltagswissen wird von

„retrospektive[n] Deutungen überlagert [...]; es versteht die von ihm erfaßten Gegenstände und Ereignisse der Alltagswelt mit den Werten der Normalität, der routinemäßigen Erwartbarkeit oder doch zumindest der plausiblen Möglichkeit, der kausalen Verknüpftheit, der technischen Wirksamkeit und der moralischen Notwendigkeit“ (Schütze 1976b: 52f.).

Normatives, Gesellschaftliches, so wird nun angenommen, „überschreibt“ quasi die Wissensbestände des Alltags, eine Position, die schließlich bis hin zu den Interpretationsverfahren Resonanz findet (Wissensanalyse, s. u.).

Ferner bezeichnet Schütze die „sinnhafte[n] Strukturierung des sozialen Handelns durch die Handelnden selbst“ als Konstruktionen erster Ordnung (1976b: 36, 41), denen sich wissenschaftliche Konstruktionen zweiter Ordnung (1993: 194, Anm. 3) anschließen, ein Prozess, den Soeffner so treffend beschreibt (2006: 55). Zum einen wird so die Nähe sozialwissenschaftlicher Praxis zum Alltagshandeln betont, zum anderen werden die Differenzen zwischen wissenschaftlichen und alltäglichen Praxen akzentuiert. Alles in allem, so ließe sich resümieren, schreiben sich sowohl Garfinkel als auch Schütze in phänomenologische Traditionen ein, allerdings nicht mit dem Ziel, die bewusstseinsbezogene Phänomenologie fortzuschreiben, die laut Luckmann zwischen „Soziologie und Philosophie“ angesiedelt ist (2003: 14), sondern um Theoretisches methodologisch in Richtung Forschung zu wenden (vgl. Garfinkel/Sacks 2004: 394f.).

Was nun unterscheidet die Ethnomethodologie von der Narrationsstrukturanalyse? Schütze betont, dass Ethnomethodologen an der „Aufdeckung der Herstellung von alltäglicher Geordnetheit“ gelegen sei (1994a: 229). Programatisch will man sich der „formalen Strukturen praktischer Handlungen“ jenseits vorab geklärter theoretischer Bestimmungen vergewissern (Garfinkel/Sacks

2004: 394), und auch Schütze formuliert, dass die sozialwissenschaftliche Untersuchung „ihren Ausgangspunkt bei der Wirklichkeitskonzeption der Handelnden selbst zu nehmen“ (Schütze 1976b: 39) hat. Doch welchen Einfluss die Ethnomethodologie auf die Methodologie und Methoden im narrationsstrukturellen Ansatz ausübt, ist nur bedingt auszumachen (kurz vgl. etwa Riemann 1987: 29). Deutlicher fällt die Kritik aus: Die Ethnomethodologie durchziehe ein rationalistisches Moment und liefere „die formalen grundlagentheoretisch-universalistischen Analyseschemata (wie etwa die ‚einfachste Systematik für die Verteilung der Redebeiträge‘ von SACKS) für Interaktionsforschungen“ (Schütze 1976a: 56; Hervorhebung im Original). Diese Position wird gelegentlich als unvereinbar zwar nicht mit dem Erzählen im Sinne von Interaktionsvollzügen im Allgemeinen, jedoch mit dem autobiographischen Stegreiferzählen im Besonderen betrachtet, da hier „vague, non-transparent, difficult, chaotic experiences and identity feelings“, Prozessstrukturen der Erfahrungsaufschichtung zentral sind, die das Kontingente, das Zufällige, das Leidvolle zum Ausdruck bringen (Schütze o.J.a: 48f.). Der Bruch scheint dort zu verlaufen, wo Erfahrung(-saufschichtung), wo der selbstbezüglichen Akt des autobiographischen Stegreiferzählens bzw. des Erinnerns an Relevanz gewinnt: „In der Geschichtenanalyse können ‚kondensierte‘ Erfahrungszusammenhänge wesentlicher Ereignissequenzen einer Biographie [...] analysiert werden“, während in der

„Konversationsanalyse ethnomethodologischer Prägung [...] untersucht werden [kann], wie soziale Ereigniskonstellationen mit Hilfe des signifikanten Symbolsystems der Sprache zu intentionalen Orientierungseinheiten konstituiert und in ‚Aktualtexten‘ [...] sprachsymbolisch verarbeitet werden“ (Schütze 1975a: 82).

Nichtsdestotrotz werden Ordnungen und „Orientierungseinheiten“ in der Narrationsstrukturanalyse berücksichtigt, aber unter gesonderten Vorzeichen. Was den Strukturaufbau der Erzählung aus kommunikations- respektive interaktionstheoretischer Warte betrifft, sind die Informationen rar (wenngleich ihre Bedeutung für die Interpretation kaum zu überschätzen ist, vgl. 2); vielmehr beziehen sich die Reflexionen Schützes auf Sozialisationsbedingungen, Erfahrungen und Identität. In diesem Zusammenhang ist auf die *[K]ognitive[n] Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens* (1984) zu verweisen: Der Erzähler muss sich als (historisches) Ich positionieren, wichtige andere bzw. Gegenstände thematisieren (Ereignisträger), Ereignisse und Abläufe gemäß der Prozessstrukturen der Erfahrungsaufschichtung verketteten – gelegentlich spricht Schütze angesichts der Prozessstruktur der Verlaufskurve auch von einer *Grammatik des Erleidens* (o.J.c, ausführlicher s. u.) –, soziale Situationen, Lebenswelten, Milieus etc. darstellen und schließlich besitzt die Erzählung eine Gesamtgestalt. Die „Grammatik“ aber, um die es Schütze hier geht, ist eine doppelte, wie Kauppert treffend ausarbeitet

(2010: u. a. 33f.): eine erzähltheoretisch fundierte und zugleich bewusstseinsbezogen zu denkende Grammatik des alltäglichen Erlebens, die sämtliche der zur Verfügung stehenden sozialen Zeitdimensionen einschließt. Nur so kann der Standpunkt aufgebaut werden, dass mittels narrativem Interview „Datentexte“ generiert werden, die

„die Ereignisverstrickungen und die lebensgeschichtliche Erfahrungsaufschichtung des Biographieträgers [das Ich der Erzählung, J.F./B.G.] so lückenlos reproduzieren, wie das im Rahmen systematischer sozialwissenschaftlicher Forschung [...] möglich ist. Nicht nur der ‚äußerliche‘ Ereignisablauf, sondern auch die ‚inneren Reaktionen‘, die Erfahrungen des Biographieträgers mit den Ereignissen und ihre interpretative Verarbeitung in Deutungsmustern, gelangen zur eingehenden Darstellung.“ (1983: 285f.)

Das Zusammenspiel von äußeren (sozialen) Verläufen und inneren Erfahrungen, Identität steht im Zentrum – Perspektiven, die für gewöhnlich sozial- oder entwicklungspsychologische Fundierungen benötigen. Diesbezügliche Kommentare finden sich in einem Exkurs (Schütze 1975b: 758ff.), in dem auf Piaget, Wygotski und Lenneberg rekurriert wird, parallel werden die Leistungen des Meadschen Ansatzes betont (Sprache/Interaktion als Grundlage der Entwicklung, Reflexionsfähigkeit sowie zunehmend abstraktere Perspektiv- und Rollenübernahmen, im Original vgl. u. a. Mead 1988: 184ff., 1980):

„Sprache muß mithin [...] als prinzipielle Voraussetzung aller sozialer Kognition bzw. als Voraussetzung von ‚Kosmisation‘, wie wir die interaktive und erkenntnis-mäßige Auseinandersetzung mit der naturalen und sozialen Lebenswelt terminologisch fassen wollen, angesehen werden: Ohne sie ist keine signifikante Rollenübernahme, keine Ausbildung eines Vorstellungsgehaltes vom verallgemeinerten Anderen als Grundlage aller soziokultureller Regelsysteme, keine Ausbildung vorgeplanter und retrospektiv erfahrbarer, reaktivierbarer und reinterpretierbarer konstanter Handlungsfiguren, keine Erfassung und Einplanung sozialer Einheiten einschließlich von Interaktionspartnern und keine Ausbildung einer strukturierten Ich-Identität möglich.“ (Schütze 1975b: 771f.)

Die letztlich stark *sprach- und interaktionsgebundene* Sicht auf Identität – das Ich Meads gibt sich nur flüchtig in konkreten wechselseitigen Handlungsvollzügen zu erkennen (vgl. Miebach 2006: 60; Nassehi 2008: 63) – erschwert einen Zugang zur Vergangenheit, die der Idee der Erfahrungsaufschichtung bzw. Identitätsbildung zugrunde gelegt wird. Schließlich kommt es generell zur Kritik am Symbolischen Interaktionismus, dem „methodologischen Erben“ der philosophischen Richtung Pragmatismus:

„The suffering is experienced by individual human beings; it has a deep impact on their lives and personal identities. The severe suffering shapes their individual biographies; it changes the individual's relationship to her or his personal identity, social relationships, and social worlds. It is conceivable that Strauss and his coworkers were always fascinated not only by the work aspect of trajectory, but also by its biographical aspects. However, the analytical aspect of work has been dominant in the research, and therefore the biographical aspects of trajectory were not spelled out.“ (Riemann/Schütze 1991: 338; ähnlich Schütze 1981: 92ff.)

Dreh- und Angelpunkt ist die Dimension der biographischen (Erleidens-)Prozesse, ein Thema, das von Mead (1988) nicht behandelt wurde, geht es ihm doch um die Herausbildung des Selbst in gesellschaftlicher Rahmung und nicht um seine problematische, geschweige denn pathologische Seite. Hinweise auf entwicklungspsychologische Ideen Meads jedoch finden sich, und zwar wird die Bedeutung signifikanter anderer für den Erfahrungs- bzw. Entwicklungsprozess betont, eine Perspektive, die in der Analyse derjenigen Interviewpassagen zur Geltung kommt, in denen Leidvolles zum Ausdruck gebracht wird (vgl. u. a. Riemann 1987: 402, 1984: 120, 138f.; Schütze o.J.a: 9, 32; 1994b: 20, 36, 38, 1994c: 15). Insgesamt führt diese Wende zu einer distanzierten Haltung den Begriffen Interaktion/Handlung gegenüber und etabliert stattdessen die Gegenstandsbezüge Erfahrung, Biographie und personale Identität. Das Erinnern, die Kommunikation im autobiographischen Stegreiferzählen wird vorrangig als selbstbezüglicher Akt konzipiert (vgl. Schütze 1984: 79ff.) – ein wichtiger Standpunkt in der Narrationsstrukturanalyse, der unterdessen von der Programmatik der Ethnomethodologie, des Pragmatismus' oder des Symbolischen Interaktionismus' entfernt (vgl. auch Schütze o.J.b: 28, hier wird das meadsche Konzept des „taking the role of the other“ kommunikationstheoretisch verabschiedet)

Gleichwohl der Erfahrungs- den Handlungs- bzw. Interaktionsbegriff weitgehend ablöst, fehlt meines Wissens ein dezidierter Beitrag zum Erfahrungs-begriff, wenngleich einzelne Annahmen und insbesondere formale Aspekte ausgearbeitet wurden. Grundsätzlich wird angenommen, Erfahrung spiegele sich in den Interviewpassagen, die dem Darstellungsmodus erzählen/berichten (vgl. 2) folgen. Im Interview wird der

„Lebensgeschichtliche Erfahrungsstrom [...] in erster Linie ‚analog‘ durch Homologien des aktuellen Erzählstroms mit dem Strom der ehemaligen Erfahrungen im Lebensablauf wiedergegeben [szenische Darstellung, J.F./B.G.] und erst sekundär ‚digital‘ durch unterstützende Resymbolisierungen des Erfahrungsablaufs mittels abstrakter Kategorien und Prädikate dargestellt, die allgemeine Phasierungsmerkmale zuschreiben [argumentieren, J.F./B.G.]“ (Schütze 1984: 78f., Hervorhebungen im Original)

Die so genannte Homologietheese (Mey 2000: 4; Griesse im Sammelband) ist konstitutiv für den narrationsstrukturellen Ansatz, sie leitet die formale Analyse und die hermeneutischen Operationen. Theoretisch geht Schütze davon aus, dass jede menschliche Erfahrung sozial strukturiert ist – und dass sie dies ist, bleibt den Menschen, einerlei, ob sie Erfahrungen im Alltag machen oder erzählend rekapitulieren, meist verborgen (1999: 232). Die kognitiv verankerten Strukturen des Erfahrung-Machens und -Rekapitulierens – die identisch gesetzt werden: so wie sie im damaligen Erleben wirkten, werden sie im aktuellen Erzählen wiederholt – wurden systematisiert und unter dem Begriff Prozessstrukturen des Lebensablaufs bzw. der Erfahrungsaufschichtung subsumiert (kritisch vgl. Ruppert im Sammelband; Kauppert 2010). Unterschieden werden

- institutionelle Ablaufmuster des Lebensablaufs
- biographische Handlungsschemata
- Verlaufskurven
- Wandlungsprozesse (Schütze 1981: 67).

Die erste Prozessstruktur schließt lebenslauftheoretische Überlegungen ein. Unter Institutionalisierung des Lebensablaufs verstehen Fischer/Kohli die soziale Produktion „objektive[r] Ablaufprogramme des Lebens“ (1987: 42), die sich auf „autobiographische[r] Gebilde (Texte)“ beziehen lassen (ebd.: 46). Der im Alltag natürlich erscheinende, nichtsdestoweniger sozial konstruierte Lebensablauf – vereinfacht: schulische/berufliche Entwicklungspfade, Familienzyklusmodelle, soziale Karrieren im weitesten Sinne – ist mit gesellschaftlichen Erwartungen verwoben, an denen der Einzelne scheitern oder die er erfüllen kann. In dieser Form strukturiert die Institution biographische Erfahrung(-srekapitulation)en mit (41ff.). Biographische Handlungsschemata zeichnen sich durch Intentionalität aus, verschränken sich mit Entscheidungen, Absichten und Plänen. „Der Erfahrungsablauf“ besteht „in dem erfolgreichen oder erfolglosen Versuch, sie zu verwirklichen“ (Schütze 1984: 92). Ihr Scheitern aber führt – wie ungelöste Problemlagen (etwa berufliche Schwierigkeiten), gesellschaftliche Ereignisse (beispielsweise Krieg) oder kritische Lebensereignisse (z. B. chronische Erkrankung) – zu Erleidensprozessen, die anhand der kognitiven Figur der Verlaufskurve gefasst werden. Vor allem Wandlungsprozesse (stellvertretend vgl. Schütze 2001) und Verlaufskurvenstrukturen (1999; Anm. 10) wurden ausgearbeitet. Im Zuge der Interpretation werden die Prozessstrukturen als Heuristik genutzt.

Was außerdem für den Interpretationsprozess wesentlich ist, firmiert unter der Bezeichnung Wissensanalyse. Bereits eingangs war von „retrospektive[n] Deutungen“ die Rede, die das Alltagswissen „überschreiben“. In den sprachsoziologischen Studien bezieht sich Schütze auf den Ideologiebegriff Mannheims und seine Unterscheidung zwischen totalen und partikularen Ideologien, beschäf-

tigt sich mit „Täuschungen“ und „sekundären Legitimationen“ – hier noch mit Bezug auf Handlungen (1975b: 720f.). Biographietheoretisch bzw. -analytisch gewendet heißt es dann:

„Die Fragestellung ‚Wie deutet der Biographieträger seine Lebensgeschichte?‘ ist [...] dann zufriedenstellend zu klären, wenn der Forscher die interpretierenden theoretischen Anstrengungen des Biographieträgers in den Zusammenhang faktischer Prozeßabläufe seines Lebens einbetten kann. Erst dann können auch Feststellungen getroffen werden wie: ‚Der Biographieträger folgt einer illusionären Lebensorientierung.‘; ‚Er täuscht sich über sich selbst.‘; ‚Er hat sich eine wirkungsvolle Rechtfertigungsgeschichte zurechtgelegt.‘; ‚Er hat ein falsches Bewußtsein hinsichtlich seiner faktischen Lebenslage.‘; usw.“ (1983: 284)

Es geht um eine sozialpsychologische Rekonstruktion von Identität bzw. um identitätsbildende Erfahrungsaufschichtung, in deren Verlauf die geschilderten Erfahrungen (szenische Darstellung) mit den dazugehörigen, im argumentativen Sprachmodus gehaltenen Aussagen kontrastiert werden, um „Orientierungs-, Verarbeitungs-, Deutungs-, Selbstdefinitions-, Legitimations-, Ausblendungs- und Verdrängungsfunktion[en]“ (ebd.: 287) zu untersuchen. Dieser Vorgang schließt Reflexionen über Form und Inhalt der theoretischen Erfahrungsrekapitulation, die auch als biographische Arbeit bezeichnet wird (Schütze o.J.b: u. a. 10ff.), ein. Theoretisch wird von einer nachträglichen, aktuellen theoretischen Be- oder Verarbeitung von Erfahrungen, Situationen, Lebensabschnitten ausgegangen (kurz Wohlrab-Sahar 2002: 7; Riemann 1986: 152, Anm. 11); Fragen der Moral oder Normalität, der Schuld und Verantwortung, Formen der Legitimierung werden wissenschaftlich erläutert. Dieser Auswertungsschritt ist tiefenpsychologisch interpretationsoffen, beispielsweise kann in Richtung seelische Verletzung, Trauma oder Verdrängung interpretiert werden (wenn auf der Ebene der sprachlichen Darstellung Indikatoren vorliegen). Generell könnte man sagen: Den Argumentationen in Erzählungen wird so oder so Aufmerksamkeit zuteil, wird übermäßig und/oder an den falschen Systemstellen⁶ argumentiert, ist mit gesteigerter Aufmerksamkeit und gegebenenfalls mit psychologischen Deutungen zu rechnen. (ausführlich vgl. Griese 2009) Psychologische Theorien an sich aber bleiben in der Narrationsstrukturanalyse unberücksichtigt.

6 Systemstellen für Argumentationen sind die Eröffnung und der Schluss der Hauptidee. Allerdings fallen die Argumentationen eingangs meist kurz aus (vgl. Schütze o.J.a: 17ff.; Riemann 1986: 115f.); der zentrale Ort ist der Schluss der Erzählung (vgl. Schütze 1984: 102f., o.J.a: 17). Weitere Systemstellen für Argumentationen sind im Kontext der Segmente zu bestimmen – wir kommen gleich darauf zurück.

Ausgewertet wird zunächst der Einzelfall. Das Analyseziel der Einzelfallrekonstruktion, die so genannte strukturelle Beschreibung, beruht formal auf drei Auswertungsschritten: Rekonstruiert werden die

1. autobiographische Thematisierung (es geht hier um die aktuelle Sicht des Sprechers auf seine Biographie, die der Stegreiferzählung Gestalt verleiht, der Intervieweinstieg sowie der Schluss der Haupterzählung werden gesondert betrachtet),
2. Segmente (untersucht wird die vom Sprecher vorgenommene Zergliederung des Erzähltextes in Erfahrungsabschnitte),
3. supra- und subsegmentalen Zusammenhänge (analysiert werden das Segmentgefüge sowie in Segmente eingelassene [Argumentations-]Strukturen, die auch als Hintergrundkonstruktionen [HGK] bezeichnet werden). (vgl. Schütze 1984, kurz ebd.: 112f.)

Diese Auswertungsschritte integrieren zum einen ethnomethodologische Wissensbestände, die Auskunft über die formale Organisation von Narrationen erteilen (Segmentieren), zum anderen werden die Prozessstrukturen als Organisationsstrukturen in Rechnung gestellt und von wissensanalytischen Reflexionen begleitet.

Was die Generalisierung betrifft, so weist Schütze auf klassische, in der Grounded Theory verankerte Prinzipien des Kontrastierens und des theoretischen Sampling' hin (vgl. Strauss/Corbin 1996), Verfahren, die freilich erst dann greifen, wenn „at least two single cases“ erhoben und analysiert worden sind (o.J.b: 47). Minimal- und Maximalkontraste können schließlich zur Typen- oder soziologischen Modellbildung führen, die sich am Prinzip der theoretischen Sättigung orientieren. Zwei Ziele werden hinsichtlich der Generalisierung in Rechnung gestellt: „biographical and/or social processes“ (ebd.), wobei sich die Idee des sozialen Prozesses beispielsweise auf unterschiedliche biographische Verläufe und Erfahrungen in unterschiedlichen nationalen oder institutionellen Kontexten beziehen kann, steht ein und dasselbe Phänomen (etwa Arbeitslosigkeit) zur Disposition. Grundsätzlich präferiert Schütze eine doppelte Ausrichtung in der Forschung:

„In research projects on biographical phenomena the relationship between biographical and (other) social processes is always essential. This basic ‚problem constellation‘ of theory construction implies two different research strategies for the building of theoretical models in sociological biography research that nevertheless complementarily support each other.“ (o.J.b: 48)

2. Formale Interpretation: theoretische und praktische Aspekte

Selbstredend können wir im weiteren Verlauf weder strukturelle Beschreibungen noch sinn- oder soziogenetische Typen vorstellen. Vielmehr steht der formale und hermeneutische Interpretationsprozess im Vordergrund, der letztlich einen Vergleich ermöglichen soll. Hinsichtlich der formalen bzw. erzähltheoretischen Dimension der Analyse ist zunächst zu klären, welches praktische Wissen über Sprach(-struktur)e(n) im Erzählen wirksam wird.

Generell ist zu anmerken, dass Sprecherinnen drei sprachliche Formate zur Verfügung stehen, um Sachverhalte darzustellen: Sie können argumentieren, berichten oder erzählen (vgl. Kallmeyer/Schütze 1977). Diese Darstellungsmodi kommen auch im Interview zur Anwendung. Was das Berichten betrifft, erwähnt Schütze den epochal-raffenden Modus, der es ermöglicht, große Zeiträume zu thematisieren und stattgefundenere Ereignisse chronologisch zu rekapitulieren, ohne Geschehnisse im Detail zu verhandeln (1984: 89ff.). Der Bericht tendiert dann in Richtung Erzählung, geht es um Situationsbeschreibungen, die einen hohen Indexikalierungsgrad besitzen und eine Szene plastisch erscheinen lassen. Situationsbeschreibungen lassen die sprachlichen Darstellungen im Interview als rekapitulierte, scheinbar wiederholte Abläufe vorstellig werden. Durch den Gebrauch des historischen Präsenz⁷ entsteht der Eindruck, als ereigne sich aktuell etwas erneut (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004: 29), entsteht bei der Rezipientin die Vorstellung, das damalige „Geschehen [...] mitzuerleben“ (Polti 1997: 242); gelegentlich wird diese Form auch als Als-ob-Handlung (Dausien 1996: 108) charakterisiert. Schütze bezeichnet Erzählen und situationsbezogenes Berichten als „szenisch-dramatisch“ (1984: 89f., wir verwenden im Folgenden Beschreibung synonym). Konkret aber verläuft die Grenze zwischen Berichten/Erzählen entlang der Frage, ob „Redewiedergaben aus vergangenen Kommunikationssituationen“ (Gülich 1986: 56) vorliegen. Von den beschreibenden sind die argumentativen Passagen zu unterscheiden. Allerdings ist der Schluss unzulässig, diese Darstellungsform würde auf die Logik verweisen: Logische Funktionen besitzen Argumentation in Gesprächen selten.⁷ Angesichts des Argumentierens in narrativen Interviews halten Lucius-Hoene und Deppermann fest, dass hier

7 Seit den 1950er Jahren etabliert sich eine Argumentationsforschung neben der Logik, die sich Alltagsgesprächen zuwendet. Bis dato mangelt es an Erkenntnissen, die empirisch fundiert nach Formen und Funktionen von Argumentationen in Gesprächen fragen (vgl. Deppermann 2006; Deppermann/Lucius-Hoene 2006: 130f.; Spranz-Fogasy 2006: 28), und auch was das Argumentieren in autobiographischen Stegreiferzählungen betrifft, liegen nur einzelne Ergebnisse vor.

„[...] kein temporales Voranschreiten statt[findet]: Der Informant *gibt Auskunft* über Sachverhalte, *beschreibt* Lebensumstände oder Gefühle, erklärt Entscheidungen, *rechtfertigt* oder *entschuldigt* seine Handlungsweisen, *entfaltet Theorien* über die Welt und über sich selbst“ (2004: 141, Hervorhebungen im Original).

Ein Kriterium ist also, dass die Zeit stillzustehen scheint, während die sprachlichen Tätigkeiten berichten/erzählen die Artikulation von *Vorgängen* und *Prozessen* in der Zeit erlauben (vgl. Krause 2000: 34). In argumentativen Passagen wird beispielsweise reflektiert, erklärt, kommentiert, bilanziert, geschlossen, theoretisiert, angekündigt, begründet, metakommuniziert, bewertet, eingeordnet. Depermann und Lucius-Hoene unterscheiden weiterhin zwischen erzählinternen und -externen Funktionen von Argumentationen:

„*Erzählinterne argumentative Funktionen* werden von Hintergrundserzählungen erfüllt: Eine Erzählung plausibilisiert den Übergang von einem Erzählsegment A zu einem Erzählsegment B; oder in der Erzählungen werden Plausibilisierungen nachgereicht, wenn in der Haupterzähllinie ein Darstellungsmangel aufgetreten ist [...]. *Erzählexterne argumentative Funktionen* werden durch Erzählungen als Ganze erfüllt. Wenn gesamte Erzählungen argumentativ eingesetzt werden, geschieht das in Form der Belegerzählungen [...] oder in Form von Beispielgeschichten [...].“ (2006: 131; Hervorhebungen im Original)

Dass gerade die zweite Funktion zu methodologischen Problemen führt, wird im Schluss (4) angesprochen. Im Prinzip ist das Verhältnis zwischen den Darstellungsmodi im Erzählen jedoch kaum anders zu denken, als dass erzählinterne und -externe Funktionen ineinander greifen – diesbezüglich ist etwas weiter auszuholen (ausführlich zu den weiteren Ausführungen vgl. Gries 2009).

Formal betrachtet folgt das Erzählen der Regel thematische Orientierung (Anfang), Komplikation (Mitte), Auflösung (Schluss). Diese Strukturmomente korrespondieren mit den von Schütze und Kallmeyer ausgearbeiteten Zugzwängen des Erzählens (1977), die Schütze von der Alltagskommunikation auf das autobiographische Stegreiferzählen übertragen hat (1984: 82). Der Gestaltschließungs- (eine Erzählung muss beendet werden), der Detaillierungs- (die Geschichte muss für den Hörer nachvollziehbar, d. h. auch szenisch gestaltet werden) sowie der Relevanzfestlegungszwang (die Geschichte besitzt ein Thema) tragen zur Entstehung eines Anfang-Mitte-Schluss-Schemas bei und sorgen so dafür, dass Geschichten verständlich sind. Für die so genannte Haupterzählung gilt im Anschluss an eine erfolgreiche Erzählaufforderung durch den Interviewer

Einstieg/Anfang, Orientierung, Relevanzfestlegung

Segment 1: Anfang-Mitte-Schluss	}	Mitte/Detaillierung/Komplikation
Segment 2: Anfang-Mitte-Schluss		
Segment X: Anfang-Mitte-Schluss		

Schluss, Auflösung, Gestaltschließung

Narrationsstrukturell betrachtet setzt sich die autobiographische Stegreiferzählung aus Erzählungen, den so genannten Segmenten, zusammen: „If the communicative scheme of narration is dominant in the autobiographical interview [...], there are mostly ‚autonomous‘ narrative segments or units [...], because any of them could be a narrative by itself.“ (Schütze o.J.a.: 18) Dementsprechend gilt auch für Segmente:

- Anfang, Orientierung, Relevanzfestlegung
- Mitte, Komplikation, Detaillierung
- Schluss, Auflösung, Gestaltschließung

Die von Deppermann und Lucius-Hoene angesprochenen erzählinternen argumentativen Funktionen lassen sich nun folgendermaßen übersetzen:

- Anfang, ankündigen/Relevanz festlegen, *argumentieren* (zum Ankündigungscharakter vgl. auch Schütze 1987: 107, 115f.)
- Mitte, detaillieren, *berichten/erzählen*
- Schluss, *argumentieren* (ähnlich Schütze 1987: u. a. 107, 209f., Anm. 1)

Zudem gilt für die Segmente die Regel des temporalen Aufstiegs, sollten abweichende zeitliche Wechsel vorgenommen werden, müssen diese eigens angezeigt werden (vgl. u. a. Riemann 1986: 119). Was die Hintergrundserzählungen bzw. HGK betrifft, ist einiges unklar, doch wird häufig folgendes Muster praktiziert:

- Anfang, *argumentieren*
- Mitte, *berichten/erzählen*
- HGK: Anfang (ggf. chronologischer Bruch), *argumentieren*, ggf. Mitte, *berichten/erzählen*, ggf. Schluss, *argumentieren*,
- Mitte, *berichten/erzählen*
- Schluss, *argumentieren*

Bei HGK handelt es sich nicht immer um voll ausgebaute Geschichten, gelegentlich sind in die Mitte eingeschobene Argumentationen zu beobachten, auch kann dieses Format im Segmentschluss oder im -anfang expandieren. Bisweilen „schieben“ die Sprecher auch Detaillierungen in die Ankündigung (s. u.) oder in

den Schluss, was nicht verwundert, da sprachliche „Unordnungsphänomene“ im praktischen Tun ziemlich regelmäßig auftauchen (ausführlich vgl. Schütze 1987). Auf der Basis der Annahme, dass die argumentativen Passagen in den Segmenten eingangs Ankündigungscharakter (Relevanzfestlegung) besitzen – als eine Art vorangestellte „Inhaltsangabe“ fungieren, die Thema und Zeit einschließt (zum argumentativen Charakter von Inhaltsangaben vgl. Atayan 2006: 17ff.) – und der Segmentschluss die Form einer „transzendierende[n] Conclusio“ (Deppermann/Lucius-Hoene 2006: 131) annimmt, die den Hinweis liefert, dass ein oder mehrere sprachlich rekapitulierte Abläufe bzw. Erfahrungen thematisch geschlossen werden, lässt sich formal und funktional begründen, wieso Argumentationen in Segmenten knapp ausfallen (können/sollten) und wo sie ihren Ort haben (Systemstellen, vgl. Anm. 6).

Grundsätzlich leiten also erzähltheoretische Vorstellungen die Zergliederung des empirischen Materials (Segmentieren). Differenzierungen gemäß der Modi der Sachverhaltsdarstellung sind in der dokumentarischen Methode und in der Narrationsstrukturanalyse zentral. Aufgrund dessen wird der nachstehend zu interpretierende Interviewauszug vorab formal analysiert. Hier handelt es sich um eine Erzählung (Segment) mit einer eingelagerten, ausgebauten HGK.⁸ Die Ankündigungen und Schlüsse bzw. Argumentationen werden nachstehend fett, das Berichten und Erzählen kursiv gesetzt, Kommentare sollen den Überblick erleichtern. Der Interviewauszug stammt aus dem narrativen Interview mit Kayra, das im Rahmen eines Forschungsprojekts zur Auseinandersetzung mit Fremdzuschreibungen und unsicheren Zugehörigkeiten Jugendlicher mit muslimischem Hintergrund geführt wurde. Kayra ist zum Interviewzeitpunkt 19 Jahre alt. Sie kam mit neun Jahren aus der Türkei zu ihrer bereits in Deutschland lebenden Mutter. Die Stegreiferzählung beginnt mit Rückgriffen auf innerfamiliäre Konflikte, die zum Aufwachsen ohne die Mutter in der frühen Kindheit geführt haben. Nachdem sie ihre Ankunft in Deutschland thematisiert hat, kommt Kayra auf ihren Weg in das deutsche Schulsystem zu sprechen. Die erzählte Zeit bewegt sich zwischen ihrem neunten und zwölften Lebensjahr.

K.: ich bin zur schule gegangen die ham mich nich genommen weil ich kein deutsch konnte, [Segmentankündigung: Argumentation] **(.) dann bin ich zu (.) vor-schule gegangen=nee deutschkurs gegangen, zwei drei jahre? (0,5) dann die ham gesagt ich kann trotzdem kein deutsch,** [Bericht: epochal-raffend] **weil= also drei jahre war ich in der kurs, deutschkurs, (.)** [Ankündigung HGK: Argumentation]

8 Die im Folgenden präsentierten Daten wurden anonymisiert und stammen aus dem durch das Alice-Salomon-Stipendienprogramm geförderten Promotionsvorhaben von Julia Franz. Methodologisch ist diese Arbeit in der praxeologischen Wissenssoziologie verortet. Transkribiert wurde in Anlehnung an das in Bohnsack/Nentwig-Gesemann/Nohl (2007b: 373f.) vorgeschlagene Verfahren, allerdings sind die meisten Hervorhebungen im Text der Analyse geschuldet.

und dann ich wollte in normale grundschule gehen, [Segmentankündigung: Argumentation] *wo ich deutschkurs gegangen bin, die lehrerin war so dass die gegen ausländer was hatte, ja ne* [HGK: Bericht], **sie hat mich immer gehasst obwohl ich ihr gar nichts angetan habe**, [HGK: eingeschobene Argumentation] *und wo ich auch an meine erste schultag weiß ich noch da meinte sie och schon wieder eine ausländer oder was* [HGK: szenische Darstellung],

Y: °echt?°

K: **weil meine mutter versteht ja deutsch**; [HGK Argumentation/Erklärung in Richtung Interviewerin] **und zwei drei jahre war ich dort** [Schluss HGK: Argumentation] *und meine mutter meinte es reicht sie is jetzt seit drei jahre hier sie muss langsam zur schule gehen und so*. [Segment: szenische Darstellung] *dann war ich auf eine grundschule?* [Segment: Bericht] *hab ich etwas vorgelesen, und die ham gesagt sie kann schon lesen, sie kann auch schreiben okay wir nehmen direkt zur (.) zweite klasse*. [Segment: szenische Darstellung] **und dann hab ich zweite klasse; zweite klasse war ich da, bis ek= sechste** [Segmentschluss: Argumentation]

Dass es sich hier um zwei (vollständige) Erzählungen handelt, die eine in Form der HGK mit chronologischem Bruch, wird deutlich, werden HGK und Segment getrennt. Auf der Ebene des Segments geht es um das Thema Schuleinstieg:

K.: **ich bin zur schule gegangen die ham mich nich genommen weil ich kein deutsch konnte**, [Segmentankündigung: Argumentation] *(.) dann bin ich zu (.) vor-schule gegangen=nee deutschkurs gegangen, zwei drei jahre? (0,5) dann die ham gesagt ich kann trotzdem kein deutsch*, [Bericht: epochal-raffend] **und dann ich wollte in normale grundschule gehen**, [Segmentankündigung: Argumentation] *und meine mutter meinte es reicht sie is jetzt seit drei jahre hier sie muss langsam zur schule gehen und so*. [szenische Darstellung] *dann war ich auf eine grundschule?* [Bericht] *hab ich etwas vorgelesen, und die ham gesagt sie kann schon lesen, sie kann auch schreiben okay wir nehmen direkt zur (.) zweite klasse*. [szenische Darstellung] **und dann hab ich zweite klasse; zweite klasse war ich da, bis ek= sechste** [Segmentschluss: Argumentation]

Die HGK zum Thema Deutschkurs liest sich dann wie folgt:

weil= also drei jahre war ich in der kurs, deutschkurs, (.) [Ankündigung HGK: Argumentation] *wo ich deutschkurs gegangen bin, die lehrerin war so dass die gegen ausländer was hatte, ja ne* [Berichten], **sie hat mich immer gehasst obwohl ich ihr gar nichts angetan habe**, [eingeschobene Argumentation] *und wo ich auch an meine erste schultag weiß ich noch da meinte sie och schon wieder eine ausländer oder was* [szenische Darstellung],

Y: °echt?°

K: **weil meine mutter versteht ja deutsch**; [HGK Argumentation/Erklärung in Richtung Interviewerin] **und zwei drei jahre war ich dort** [Schluss HGK: Argumentation]

3. Exemplarische Interpretationen

3.1 Dokumentarische Interpretation

Der erste Interpretationsschritt, die formulierende Interpretation, zielt auf den wörtlichen Sinn. In der Reihenfolge der Darstellung wird dieser zusammenfassend reformuliert. Da die Interpretation hier noch im Sinnhorizont der Sprecherin bleibt, bedient sie sich keiner wissenschaftlichen Termini (vgl. Nohl 2009: 77), sondern greift teilweise auf die verwendeten Ausdrücke zurück. Der hier herausgearbeitete Gehalt des Gesagten wird weder als Tatsache verstanden, noch in Frage gestellt. Sein „Geltungscharakter“ wird eingeklammert (Bohnsack 2007a: 64), um anschließend den *modus operandi* zu rekonstruieren. Die thematische Gliederung und formulierende Feininterpretation des Auszugs lauten:

Schwierigkeiten, in die reguläre Grundschule aufgenommen zu werden

Der Versuch, Kayra zum Schulbesuch anzumelden, scheiterte an mangelnden Deutschkenntnissen.

Feststellung eines Mangels nach dem „Deutschkurs“

Nachdem Kayra „zwei, drei Jahre“ einen Deutschkurs besucht hatte, stellten „die“ ihre weiterhin mangelnden Deutschkenntnisse fest, während Kayra auf die „normale Grundschule“ wechseln „wollte“.

Ausländerfeindliche Lehrerin

Kayra war „zwei, drei Jahre“ dort und wurde von der Lehrerin „gehasst“. Am „erste[n] Schultag“ im Deutschkurs machte die Lehrerin eine Bemerkung über Kayra als unerwünschten „Ausländer“. Auf die Nachfrage der Interviewerin versichert Kayra, dass ihre Mutter diese Bemerkung mitbekam und verstand.

Einsatz der Mutter für den Schulbesuch Kayras

Der Mutter „reicht[e]“ „es“, dass Kayra „seit drei Jahre[n]“ im Deutschkurs war. Sie stellte fest, dass Kayra „langsam zur Schule gehen“ müsse.

Feststellung der Lese- und Schreibfähigkeit durch die Grundschule

An einer Grundschule wurden Kayras Lese- und Schreibfähigkeit bestätigt. Sie wurde „direkt“ in die zweite Klasse aufgenommen.

Besuch der Grundschule

Von der zweiten bis zur sechsten Klasse besuchte Kayra die Grundschule.

Grundlage des zweiten Schrittes, der reflektierenden Interpretation, ist die Unterscheidung der Modi der Sachverhaltsdarstellung. Wenn sich dabei in Segmente eingelagerte Strukturen, im Beispiel eine ausgebaute HGK, identifizieren lassen, stellt sich die Frage, wie dem Rechnung zu tragen ist. Die Tatsache, dass eine eigene Geschichte in einer HGK dargestellt wird, legt es nahe, die Rahmungen auf der Ebene des Segments sowie der HGK zunächst einzeln zu reflektieren und anschließend die Art und Weise ihrer Verbindung zu untersuchen. Auf beiden

Ebenen werden zunächst die narrativen und beschreibenden Passagen herangezogen, um der Frage nach der praktischen Herstellung nachzugehen, also den modus operandi des Handelns und Sprechens zu rekonstruieren. Zunächst wird das Segment unter Absehung seiner argumentativen Bestandteile reflektierend interpretiert. Es verbleiben drei Abschnitte:

dann bin ich zu (.) vorschule gegangen=nee deutschkurs gegangen, zwei drei jahre? (0,5) dann die ham gesagt ich kann trotzdem kein deutsch, [...]

und meine mutter meinte es reicht sie is jetzt seit drei jahre hier sie muss langsam zur schule gehen und so.

dann war ich auf eine grundschule? hab ich etwas vorgelesen, und die ham gesagt sie kann schon lesen, sie kann auch schreiben okay wir nehmen direkt zur (.) zweite klasse.

Die Unterscheidung des zweiten und dritten narrativen Abschnitts, welche im Transkript direkt anschließen, ist im Szenenwechsel zwischen „Deutschkurs“ und „Grundschule“ begründet. Zum Verständnis bedarf es hier der Imagination einer entsprechenden Handlung (z. B. die Anmeldung Kayras zum Test an der Grundschule), die von der Erzählerin jedoch nicht erwähnt, sondern lediglich indirekt angezeigt wird.

Eine erste Idee zum Rahmen, der die drei Abschnitte verbindet, lautet, dass der Einstieg in den Bildungsinstitutionen zentral ist und gegen Hindernisse durchgesetzt werden muss. Im ersten Abschnitt dokumentiert sich dies in der Vorstellung eines verwehrtten Aufstiegs trotz jahrelanger Teilnahme am Deutschkurs, wird fortgesetzt in der Dringlichkeit des regulären Schulbesuchs und schließlich in der Darstellung der erfolgreichen Durchsetzung ratifiziert (zum Dreischritt der Bestimmung des dokumentarischen Sinns vgl. Nohl 2009: 52f.). Schulischer Aufstieg ist hier ein Um-Zu-Motiv, der Entwurf des Handelns, der als wörtliche Rede der Mutter von Kayra formuliert wird. Um dessen Entstehung, das Weil-Motiv zu klären, bedarf es einer soziogenetischen Interpretation: Wenn sich dieses Um-Zu-Motiv in mehreren Fällen finden lässt, führt ein systematischer Vergleich zur Identifizierung jenes Erfahrungshintergrundes, vor dem das Um-Zu-Motiv entstanden ist. Es wird also empirisch geklärt, ob der Entwurf eines gegen Widerstände durchzusetzenden schulischen Aufstiegs etwa auf die Erfahrung der Migration im Kindesalter zurückgeführt werden kann oder ob dieser sich auch in Fällen jenseits dieses Erfahrungsraums findet (das kann an dieser Stelle aus Gründen des Beitragsumfangs nicht rekonstruiert werden).

Als Nächstes wird die Rahmung der narrativen und beschreibenden Abschnitte in der HGK reflektiert:

wo ich deutschkurs gegangen bin, die lehrerin war so dass die gegen ausländer was hatte, ja ne [...]
und wo ich auch an meine erste schultag weiß ich noch da meinte sie och schon wieder eine ausländer oder was

Die Rahmung der HGK hebt sich als passives Ausgeliefertsein vom Segment ab und fügt dadurch eine Bedeutung hinzu. Das Hindernis des Aufstiegs wird hier konkretisiert. Geht es im Segment um undurchsichtige Bewertungen anonymer Instanzen („die“), die dem Aufstieg entgegenstehen, kommt in der HGK die gegen „Ausländer“ gerichtete Äußerung einer konkreten Lehrerin zur Sprache. Sie besitzt plausibilisierende Funktion für das gesamte Segment: Feindseligkeit und Willkür werden als Hindernisse des Aufstiegs dargestellt und exemplarisch belegt (von Interesse ist nicht, ob diese Szene sich tatsächlich so zugetragen hat, sondern die Funktionalität der Darstellung). Die HGK eröffnet die Möglichkeit, dass weitere schulische Entscheidungsträger auf verdeckte Weise ebenfalls „gegen Ausländer“ seien (zur Unsicherheit mit Erfahrungen verdeckter Diskriminierung vgl. Bohnsack/Nohl 2001: 21). Das Segment erhält eine zusätzliche Bedeutung, indem äußere, sachlich unbegründete, von der Sprecherin nicht zu verantwortende Gründe sie am Grundschulbesuch hindern. Zwischen den beiden Rahmungen lässt sich eine Spannung ausmachen: Aufstieg trotz der Diskriminierung als „ausländer“, Durchsetzung trotz Ausgeliefertseins. Verbunden sind sie durch das Moment der Konfrontation: durch den entschiedenen Einspruch der Mutter im Segment sowie die abwertenden Äußerungen der Lehrerin in der HGK.

Zusätzlich zum fallinternen Vergleich der narrativen und beschreibenden Abschnitte kommt nun die Kontrastierung mit weiteren Fällen zum Zug, um den Orientierungsrahmen näher zu bestimmen. Als tertium comparationis dient das Thema: Auseinandersetzung mit Schule in Entscheidungssituationen. In den Vergleichsfällen geht es nicht um den Übergang vom Deutschkurs in die Grundschule, sondern um andere Entscheidungen im Horizont von Schule (die Vergleichsfälle können hier nur punktuell als Kontrast eingesetzt und nicht näher vorgestellt werden). Die Vergleichsebene ist nicht die der faktischen Abläufe, sondern der Art und Weise, in der die Jugendlichen diese thematisieren. Im Fall Latif wird die Dynamik des Schulwechsels im Rahmen einer Freundschaftsbeziehung thematisiert.⁹ Hier zeigt sich eine starke Orientierung an Peeraktivitäten, hinter

9 Auszug aus dem Fall „Latif“ (Transkript a, 634–650): damals war ein freund von mir; er heißt-nico er ist auch von y-bezirk. (1) und da war so naja- wir=ham=da (eigentlich)- wir waren in einer klasse. (.) wir wollten dis eigentlich nicht, aber wir wollten nicht sagen macht uns doch-bringt uns auseinander. dis hat auch so spaß gemacht miteinander. da ham=wir=eigentlich nur scheiße gebaut. wirklich nur scheiße ham wir gemacht. [...] in diesem moment ist er nach y- ist er zur y-schule gewesen, ich war dann z-schule. bin realschule gar nicht mehr klargekommen. ich meinte warum soll ich ein schlechter realschüler sein, lieber ein guter hauptschüler.

die die Orientierung am Schulerfolg zurück tritt. Zwar spielt die Leistungsbewertung im schulischen Rahmen durchaus eine Rolle, doch es wird kein Handlungsentwurf sichtbar (wie das Um-Zu-Motiv im Fall Kayra). Der Wechsel zur Hauptschule erscheint als Folge der Peeraktivitäten, nicht aber als Scheitern eines Entwurfs. Der Sprecher problematisiert nicht, sondern beschreibt seinen pragmatischen Umgang. Von einer Auseinandersetzung mit oder zwischen Familienangehörigen und schulischen Entscheidungsträgern ist keine Rede. So zeigt sich hier ein starker Kontrast zum Fall Kayra, in dem die Auseinandersetzung der Sprecherin und ihrer Mutter mit den Bildungsinstitutionen im Mittelpunkt steht, während Mitschülerinnen oder Freunde nicht erwähnt werden. In einem weiteren Vergleichsfall dokumentiert sich dagegen ein Entscheidungsprozess, in dem es zentral um die Frage nach Selbstbestimmung geht (aus Platzgründen wird hier lediglich das Ergebnis der reflektierenden Interpretation vorgestellt). Auch hier wird auf die Peers Bezug genommen, allerdings ist eine Reflexion der eigenen Wünsche und Bedürfnisse deutlich erkennbar und zentral. Ebenso wie bei Kayra scheint ein Elternteil maßgeblich an der Entscheidung beteiligt. In dieser Gemeinsamkeit liegt zugleich ein Kontrast: In Kayras Darstellung wird die Mutter uneingeschränkt als kompetente Vertreterin der Interessen Kayras eingeführt. Dagegen besteht die Beteiligung der Eltern im anderen Fall in der Aufforderung des Vaters, selbst zu entscheiden, der die Sprecherin folgt. Vor dem Hintergrund dieser Vergleichsfälle lässt sich der Orientierungsrahmen am vorgestellten Auszug nun so explizieren: Trotz eines Ausgeliefertseins an schulische Entscheidungsträger wird Aufstieg durch Konfrontation erreicht. Mit Leistung allein ist gegen Feindseligkeit nichts auszurichten, dazu bedarf es des Durchsetzungsvermögens der Mutter. Letztlich wird Kayra so zum Objekt der Ansprüche anderer.

Die bisher ausgeklammerten argumentativen Passagen werden nun im Hinblick auf diesen Orientierungsrahmen interpretiert. Die Funktionen als Ankündigung und Schließung des Segments und der HGK wurden bereits dargestellt. Auf Segmentebene lautet die Argumentation:

ich bin zur schule gegangen die ham mich nich genommen weil ich kein deutsch konnte [...]
 und dann ich wollte in normale grundschule gehen [...]
 und dann hab ich zweite klasse; zweite klasse war ich da, bis ek= sechste

Ersichtlich wird der Bruch zwischen Ankündigung und Schluss des Segments. Das in der ersten Ankündigung enthaltene Problem wird durch den biographischen Entwurf in der zweiten Ankündigung verschärft, im Schluss ist es aufgehoben. Die Sprecherin normalisiert ihre Grundschulzeit: Trotz der zunächst verweigerten Aufnahme und mangelnder Deutschkenntnisse betont sie, von der

zweiten bis zur sechsten Klasse dem normalen schulischen Ablauf entsprochen zu haben.

In der HGK wird argumentiert:

K: weil= also drei jahre war ich in der kurs, deutschkurs, (.)

sie hat mich immer gehasst obwohl ich ihr gar nichts angetan habe, [...]

Y: °echt?°

K: weil meine mutter versteht ja deutsch; und zwei drei jahre war ich dort [...]

Die Sprecherin erklärt zum zentralen Hindernis, dass sie lange der Willkür einer Entscheidungsträgerin ausgeliefert war. Dadurch kann sie einerseits Normalität beanspruchen – die Gründe lagen außerhalb ihrer selbst – und gleichzeitig das massive Hindernis ihres schulischen Aufstiegs bekräftigen. Vor dem Hintergrund ihrer Aufstiegsorientierung und der Erwartung von Konfrontation erscheint die Argumentation der Sprecherin ausgesprochen defensiv. Ihre Fremdbestimmung durch die Mutter und diverse schulische Entscheidungsträger wird nicht reflektiert. Stattdessen nimmt sie die Position der Mutter ein und orientiert sich wie diese an Normalität, verbürgt durch den Aufstieg in den Bildungsinstitutionen.

Die Vergleichsfälle wurden hier zunächst als empirische Vergleichshorizonte zur reflektierenden Interpretation genutzt. Durch die Herausarbeitung von Orientierungsrahmen auf der Grundlage der Stegreiferzählungen weiterer Fälle wird schließlich eine Generalisierung der Vergleichsfälle angestrebt.

3.2 *Narrationsstrukturanalyse*

Narrationsstrukturell ist zunächst festzustellen, dass es sich um ein Segment mit HGK handelt. Ein chronologischer Bruch kann lokalisiert werden, da die Erzählerin vorerst epochal-raffend über diesen Lebensabschnitt hinweg erzählt („dann bin ich zu (.) vorschule gegangen=nee deutschkurs gegangen, zwei drei jahre?“), um anschließend doch auf diese Phase zu sprechen zu kommen. Ob wir es hier mit einer Plausibilisierungsstrategie zu tun haben, zeigt die Wissensanalyse. In einem ersten Schritt werden Segmentankündigung und -schluss bezüglich des Themas, der Zeit und der Haltung, die in Richtung Prozessstrukturen der Erfahrungsaufschichtung interpretiert wird, untersucht. Das Segmentthema, das hier zugleich den zeitlichen Horizont markiert, ist die Grundschulzeit. Angekündigt wird das Thema unter problematischen Vorzeichen (Komplikation), was einen ersten, vorläufigen Schluss auf Prozesse des Erleidens nahe legt.¹⁰ Entgegen der

10 Verlaufskurvenprozesse werden von Schütze, der ein Stadienmodell entwickelte (1999: 215f.), dezidiert beschreiben: 1. Sukzessiver Aufbau eines „*Verlaufskurvenpotential[s]*“, das auf „Widrigkeiten“ der alltäglichen Lebensgestaltung und eine „biographische Verletzungsdisposition“

Intention Kayras, die die Grundschule besuchen will, wird (wahrscheinlich seitens der Einrichtung) entschieden, dass der Besuch aufgrund fehlender Deutschkenntnisse ausgeschlossen ist. Der Erzählerin widerfährt etwas, auf Probleme hinsichtlich der Lebensgestaltung ist allemal zu schließen, die Entstehung zumindest einer „biographischen Verletzungsdisposition“ wahrscheinlich. Der Wunsch nach Normalität ist es, der unrealisiert bleibt und sich hier mit der Idee des institutionalisierten Ablaufmusters im Horizont der Schullaufbahn verbindet („wollte in normale grundschule gehen“). Der Segmentschluss ist im Modus der Auflösung gestaltet. Zu erfahren ist, dass schließlich der Einstieg in die zweite Klasse gelingt. Eine Haltung, eine Form der biographischen Bilanzierung dieses Lebensabschnitts findet sich nicht, so dass (vorläufig) die Annahme nahe liegt, dass eine Form der biographischen Durcharbeitung des Lebensabschnitts aussteht, obgleich eine Art (Re-)Normalisierung angedeutet wird.

In einem zweiten Schritt sind die Darstellungen im Modus erzählen/berichten zu resümieren und mit den Argumentationen zu kontrastieren. Angesprochen wird, dass sich für die Dauer von zwei oder drei Jahren der Besuch eines Deutschkurses anschließt, der wiederum in eine „negative Diagnose“ (vermutlich verweigerte Empfehlung) bzw. in ein Problem mündet, was den Wechsel zur „normalen grundschule“ betrifft: Der Problemhorizont bleibt derselbe: mangeln-

zurückzuführen ist (z. B. Schwierigkeiten in der Schule, im Beruf, im Bereich der sozialen Beziehungen); 2. Grenzüberschreitung und Aktivierung des Verlaufskurvenpotenzials, Verlust der Fähigkeit, den Alltag gemäß selbstformulierter Ziele/Interessen zu gestalten, Schock-/Verwirrungs-/Desorientierungserfahrungen; 3. Aufbau eines „*labilen Gleichgewichts* der Alltagsbewältigung“, allerdings bleiben das Lebensarrangement und der Alltag instabil, da die Schwierigkeiten weiterhin ungelöst sind und das biographische Handlungsschema nicht greift; 4. „*Enstabilisierung* des labilen Gleichgewichts der Alltagsbewältigung“, erneute Grenzüberschreitung aufgrund der ungelösten Probleme und der Anstrengungen, ein Gleichgewicht zu halten, erneute Desorientierungserfahrungen, Folgeprobleme/Problemverkettung, „Überfokussierung“ eines Problemaspekts; 5. „*Zusammenbruch der Alltagsorganisation und der Selbstorientierung*“, Problemhäufungen, Abschied von Lebenserwartungen, Zweifel am normalen Funktionieren der Alltagswelt, Vertrauensverlust, was das eigene Verhalten sowie die Welt- und Selbstsicht betrifft, dasselbe gilt für den Blick auf die für das Leben bedeutungsvollen anderen, fortschreitender Verlust der Handlungsfähigkeit im Alltag und Hoffnungslosigkeit; 6. Bemühung einer „*theoretischen Verarbeitung*“, Suche nach Erklärungen, neuen Interpretationen der Lebenssituation: „die theoretische Verarbeitung kann authentisch, d. h. seitens der Betroffenen selbstgeleitet sein, [...] oder sie kann aus einer schablonenhaften Übernahme fremder Erklärungen bestehen, ohne dass eine wirkliche erlebnisspezifische biographische Durcharbeitung der Verlaufskurvenprobleme seitens der Betroffenen stattgefunden hätte“; 7. „*praktische Versuche der Bearbeitung und Kontrolle der Verlaufskurve*“, Be- bzw. Verarbeitung, Flucht aus der derzeitigen Lebenssituation, Neuorganisation des Lebens. Angemerkt sei, dass mitnichten sämtliche Stadien zwangsläufig durchlaufen werden (ich kann z. B. von Stadium 2 zur theoretischen Verarbeitung übergehen, Bemühungen um eine theoretische Verarbeitung können erfolglos bleiben, der Zustand eines labilen Gleichgewichts kann aufrecht erhalten werden usw.); über die Dauer einzelner Stadien lassen sich jenseits konkreter Lebensgeschichten keine Aussagen treffen.

de Sprachkenntnisse. Erst durch die Intervention der Mutter (die vermutlich eine Art Aufnahmetest an der Schule organisiert), wird ein Einstieg in die Grundschule möglich, und zwar in die 2. Klasse, was wiederum die Beurteilung durch die „Sprachschule“ konterkariert. Die (Re-)Normalisierung wird nicht durch das aktive Tun der Biographieträgerin, sondern durch das Engagement der Mutter erreicht, die Ziele formuliert, sich um die Belange der Tochter kümmert. Über die Bearbeitung der argumentativ, maximal epochal-raffend thematisierten Sprachprobleme ist ebenso wenig zu erfahren, wie über den Umgang mit den negativen Bewertungen seitens der Einrichtung(en), die in der Erzählung den Charakter von Diskriminierungserfahrungen (u. a. in Form von Fehlurteilen) annehmen. Werden nun Argumentationen und Detaillierungen verglichen, fällt auf, dass die biographischen Verletzungen unreflektiert bleiben und zugunsten der Darstellung einer (verspäteten) Normalisierung in den Hintergrund treten.

Die Rekonstruktion der HGK folgt im Prinzip denselben Auswertungsschritten. So ist zu konstatieren, dass das Thema Deutschkurs angekündigt und mit einer zeitlichen Kontualisierung geschlossen wird. Sowohl ein- wie ausgangs aber „fehlen“ die Haltungen zum Erzählten, so dass zunächst lediglich der Schluss auf ein institutionalisiertes Ablaufmuster angezeigt ist. In der Mitte bringt die Sprecherin zum Ausdruck, dass die Lehrerin „ausländer[n]“ voreingenommen begegnet, in einer eingeschobenen Argumentation wird bilanziert, dass Kayra unverschuldet ihren Hass auf sich zog. Veranschaulicht wird diese Position mithilfe einer Situationsbeschreibung: Kayra rekapituliert den Beginn der Zeit an der Sprachschule als zweite, nun alltagsförmig konkrete, weil temporär auf Dauer gestellte „Initiation“ in die Bildungsinstitutionen bzw. in die soziale Welt Schule (die erste geplante „Initiation“ scheitert, da eine Ablehnung erfolgt). Im Modus der szenischen Darstellung (wörtliche Rede), die zugleich den Höhepunkt der Geschichte bildet, wird die Reaktion der Lehrerin auf ihr erstes Erscheinen im Kurs wiedergegeben: „och schon wieder eine ausländer“.¹¹ Das Ich in der Erzählung ist mit einer Fremdzuschreibung im Modus der unzulässigen, moralisch zu verurteilenden Verallgemeinerung konfrontiert, die Identität zuschreibt: Stigmatisierung/Diskriminierung sind (wissenschaftliche) Begriffe, die sich anbieten. Ähnlich wie bezüglich der Segmentstruktur ist zu resümieren, dass auf der Ebene der Ankündigungs- und Schlussstrukturen Normalität im Rekurs auf institutionalisierte Ablaufmuster hergestellt wird, derweil sich das Erleiden an eben diesen sozialen Erwartungen bzw. Rahmungen in den Detaillierungen zeigt. So interpretiert versteht sich der Bruch chronologischer Ordnung, der erzählerische Rück-

11 Am Rande sei notiert, dass die präsentierte Szene etwas zweifelhaft erscheint. Wer sonst als „Ausländer“ bzw. Menschen nicht-deutscher Herkunft sollten an einem Sprachkurs für Deutsch teilnehmen? Dass dies eigens durch die Lehrerin kommentiert wird, mutet seltsam an, die Anwesenheit der Mutter sorgt für zusätzliche Irritationen.

griff in Gestalt einer eigenständigen Geschichte im Segment nahezu von selbst, führt er doch einzig zur wiederholten Darstellung erlittenen Unrechts, dem aktiv (handlungsschematisch) nichts entgegen gesetzt werden kann. Durch die Rahmung ein- und ausgangs kann jedoch gewissermaßen Normalität reklamiert werden, ohne dass es zu einer Verarbeitung der Erfahrungen im engeren Sinne kommt. Das Fehlen genauer zeitlicher Einordnungen im Segment und in der HGK, die graduell im Schluss „nachgeholt“ werden, gewinnt vor diesem Hintergrund an spezifischer Plausibilität: Sie würden von einer zeitlich verlagerten „Normalität“ künden und so die Darstellungsintention konterkarieren. In den Detaillierungen aber zeigt sich, dass dies, inklusive Fragen der Schuld, trotzdem verhandelt wird: Einerseits sind es gesellschaftliche Strukturen (Zulassungsprozeduren), andererseits die Einstellungen und Handlungen signifikanter anderer (wie die der Lehrerin oder die der Mutter), die eine Partizipation an „Normalität“ ermöglichen oder verhindern. Was den Lebensabschnitt Grundschule betrifft, sieht sich die Erzählerin nicht in der Rolle der aktiven Gestalterin, sondern bezieht sich als Person, die Situationen und Bedingungen ausgesetzt ist. Eine Form der biographischen Verarbeitung fehlt, wenngleich zu konstatieren ist, dass der Rekurs auf Normalität eine Form der theoretischen Bearbeitung darstellt.

Ob sich derartige Erfahrungen des Ausgeliefertseins/Erleidens aufschichten, ob das Themenfeld Normalität/Ausschluss konstitutiv für die Identitätsbildung ist, kann hier nicht entschieden werden, da zur Beantwortung weitere Segmente analysiert werden müssen und insbesondere die Interpretation der biographischen Gesamtformung (vgl. Griesse 2007) angezeigt ist. Dass eine unverarbeitete Verletzungsdisposition vorliegt, ist indessen nach der Rekonstruktion eines Segments mit eingelagerter HGK wahrscheinlich. Ob sie auf frühere Erfahrungen rekurren, sich als Haltung zur eigenen Biographie fortsetzt, kann anhand der Analyse eines Segments nicht entschieden werden. Die Interpretationen dürften hingegen auch gezeigt haben, dass sich die Analysen sowohl auf personale Identität als auch auf gesellschaftliche bzw. soziale Rahmungen beziehen. Zum einen ließen sich mit Blick auf personale Identität sprachliche Strategien der (Re-)Normalisierung dahingehend befragen, inwieweit sie einer Verarbeitung von Diskriminierungserfahrungen respektive Erfahrungen des sozialen Ausschlusses oder Anforderungen des Fremdspracherwerbs zuträglich sind, zum anderen könnte die Interpretation stärker die sozialen Welten (Sprach-/Grundschule, Familie) und/oder die gesellschaftlichen Strukturen (Ausschluss von „Normalität“ aufgrund kultureller Differenz; Weigerung der Anerkennung vorhandener sprachlicher Kompetenzen) fokussieren. Generalisierungen aber sind von der Untersuchung der Gesamterzählung, der Kontrastierung mit weiteren Fällen sowie grundlegend von der Forschungsfrage und dem Untersuchungsgegenstand (etwa personale Identität oder Gemeinschaft/Gesellschaft) abhängig.

4. Schluss

Wir haben die dokumentarische und die narrationsstrukturelle Methode der Interpretation vorgestellt und durchgeführt, um auf verschiedenen Ebenen und am konkreten Beispiel Unterschiede und Übereinstimmungen auszuloten. Bei weitem nicht alle Aspekte können hier eingeholt werden, doch ist zunächst auffällig, dass sich die Differenzen am deutlichsten in den Gegenstandsbezügen bzw. Untersuchungszielen spiegeln. So favorisiert man in der dokumentarischen Methode

- Habitus/kollektive Orientierungen

während das narrationsstrukturelle Verfahren

- sowohl auf personale Identität als auch auf gesellschaftliche bzw. soziale Rahmungen

abstellt. Das „Sowohl-als-Auch“ der Narrationsstrukturanalyse begründet ihre interdisziplinäre Attraktivität und verursacht zugleich Schwierigkeiten bei der Gegenstandsbestimmung.¹² Der Fokus personale Identität hält das Verfahren offen für lern-, tiefen-, entwicklungs- oder sozialpsychologische Projekte (was in der dokumentarischen Methode nicht vorgesehen ist). Doch kann keineswegs behauptet werden, dass Schütze oder Riemann die sozialen Rahmungen bzw. sozialen Welten – einerlei, ob sie nun gesellschaftlicher, institutioneller oder milieuspezifischer Natur sind – unberücksichtigt ließen: Die Differenz der Ansätze macht sich wohl am Fokus der personalen Identität bzw. Identitätsbildung (gegebenenfalls unter „tiefenpsychologischen Vorzeichen“) fest, die sich der Erfahrungsaufschichtung verdankt. Die Unterschiede spiegeln sich in den Analysezielen – die Rekonstruktion milieuspezifischer Habitusformen einerseits, die Rekonstruktion der Gestalt bzw. der Fallstruktur andererseits – und setzt sich in der Typenbildung fort. Dem Fall kommt in der Narrationsstrukturanalyse ein zentraler Stellenwert zu, anders als in der dokumentarischen Methode, die ihn zum Ausgangspunkt der Frage nach kollektiven Erfahrungen und erfahrungsspezifischem Orientierungswissen macht.

In der Interpretation zeigt sich diese Differenz ebenso: In beiden Fällen wurde rekonstruiert, dass Erfahrungen der Diskriminierung vorliegen, dass diese Erfahrungen im Modus der Passivität (re)formuliert werden (Ausgeliefertsein) und dass die Idee der (schulischen) Karriere bzw. Normalität konstitutiv für die

12 Die von Schütze realisierten Untersuchungen im Bereich Gesellschaft sind hochgradig verallgemeinernd, sodass ihr Nutzen für die Methodologie bzw. Forschung diskussionswürdig erscheint (stellvertretend vgl. Schütze 1989; ebenfalls kritisch Bohnsack 2007a: 117ff.).

Interviewpassage ist. Indessen wurde einerseits, mithilfe fallübergreifender Kontrastierungen, auf das Orientierungsmuster schulischer Aufstieg bei gleichzeitiger Erwartung von Konfrontationen geschlossen, um daran anschließend nach dessen Entstehung in konjunktiven Erfahrungsräumen zu fragen. Im anderen Fall wurde vor allem in Richtung unverarbeitete biographische Verletzungen im Horizont von sozialen Welten, Normalitätsanforderungen und korrespondierenden -wünschen geschlussfolgert.

Hier deutet sich an, dass sich die Verfahren unterschiedlich auf

- Sozialisation

beziehen. In der dokumentarischen Methode wird Sozialisation im Hinblick auf konjunktive Erfahrungsräume in den Blick genommen, die Mannheim (für den Generationenzusammenhang) als „Partizipation an den gemeinsamen Schicksalen“ (1964: 542) konzipiert. Interpretation und Typenbildung richten sich auf *kollektive* Sozialisationsgeschichte (Bohnsack 2007b: 250), gefragt wird nach der Herausbildung spezifischer, sich überlagernder Habitusformen in den Dimensionen Geschlecht, Lebensalter, Migration und Milieu (vgl. Bohnsack 1989).¹³ Am konkreten Fall kann dann das Zusammenwirken konjunktiver Erfahrungsräume deutlich werden. Sozialisation wird also nicht unter dem Gesichtspunkt der Herausbildung personaler Identität betrachtet. Zudem ist die Forschungshaltung amoralisch. Es geht nicht um eine Stellungnahme zu erfolgreich oder erfolglos verlaufender Sozialisation, um die Form der biographischen Ver- oder Bearbeitung von Erfahrungen durch Einzelne, sondern um die Rekonstruktion von Handlungsorientierungen und deren Verankerung in gemeinsamen Praxen, während in der Narrationsstrukturanalyse durchaus zur Debatte steht bzw. stehen kann, wie problematische, leidvolle Erfahrungen, die in sozialen Welten gemacht werden, individuell bearbeitet werden. Parallelen und Differenzen lassen sich insbesondere erkennen, wird berücksichtigt, dass beide Ansätze (moderne) Lebensweltkonzeptionen integrieren. Allerdings arbeiten Schütze oder Riemann vorzugsweise mit der Konzeption der sozialen Welten:

Soziale Welten – etwa im Bereich bestimmter Professionen, der Wissenschaft, der Kunst [...], des religiösen Lebens, der Freizeit, der Politik [...], des abweichenden Verhaltens usw. – sind Kommunikationszusammenhänge unterschiedlicher (lokaler bis internationaler) Ausdehnung, die aus bestimmten Sinnquellen schöpfen, spezifische Kernaktivitäten aufweisen, Prozesse der Segmentierung (in Subwelten) und

13 Auch Schütze berücksichtigt z. B. „Generations- und Kohorteneffekte“ oder „milieuspezifische[n] Merkmale“, so etwa im Falle der Beschäftigung mit der Berufsbiographie einer Sozialarbeiterin (vgl. 1994c: 11ff.), jedoch liegt kein Text vor, in dem methodologisch bzw. methodisch über diese Art von Verschränkung reflektiert würde.

Überschneidung (mit anderen sozialen Welten) durchlaufen, durch Auseinandersetzungen in Binnen- und Außenarenen geprägt sind, Technologien und Territorien benutzen, Organisationen hervorbringen und sich durch bestimmte Rekrutierungs-, Sozialisations- und Ausschließungsprozesse („non-authenticating processes“) kennzeichnen lassen. (Riemann 1987: 34, Anm. 3)

Menschen machen Erfahrungen in sozialen Welten, in denen unterschiedliche Deutungen, Relevanzen, Techniken und Routinen Raum greifen, die sich auf die Biographie bzw. den „Erfahrungshaushalt“ auswirken (Riemann hat sich intensiv mit sozialen Karrieren psychiatrischer Patienten auseinandergesetzt, vgl. Riemann 1987, 1986, 1984). Anders formuliert: In der Narrationsstrukturanalyse geraten soziale Welten als konkrete Sozialisations- bzw. Erfahrungsrahmen in den Blick. Bohnsack (2007a: 112) bestimmt hingegen Milieus als sich „übergemeinschaftlich“ konstituierende konjunktive Erfahrungsräume, die er von Gruppen und auch von (kleinen) sozialen (Lebens-)Welten abgrenzt. Auch in den Dimensionen von Geschlecht, Alter oder Generation bilden sich übergreifende Milieus. Angenommen wird, dass diese Dimensionen umfassender als soziale Welten die habituellen Dispositionen prägen (ebd.). Die präsentierte Segmentanalyse illustriert, dass in der Darstellung Kayras unterschiedliche soziale Welten thematisiert werden: zu finden sind gesellschaftliche Rahmungen (Lebensablauf/Normalitätserwartungen), Familie und Schule(n) – Milieu oder Generation aber werden in der Narrationsstruktur- bzw. in der Einzelfallanalyse nicht per se mitgedacht. Selbstredend ließe sich in diese Richtung generalisieren (beispielsweise von Familie auf Milieu schließen, ähnlich könnte von Schule in Richtung Bildung gefolgert oder von Schule auf Gesellschaft geschlossen werden). Die Konzeption der sozialen Welten aber operiert nicht generell auf dem Abstraktionsniveau wie die Konzeption der übergreifenden konjunktiven Erfahrungsräume. Ferner wird im narrationsstrukturellen Ansatz gelegentlich auf die „Primärsozialisation“ Bezug genommen (stellvertretend vgl. Riemann 1987: 321ff.),¹⁴ eine Differenzierung, die in der dokumentarischen Methode kaum relevant ist. Methodologische und methodische Vagheiten, Überschneidungen und Differenzen der beiden Forschungsrichtungen im Themenfeld Sozialisation aber wären einer genaueren Erörterung wert, nicht zuletzt, weil der Rekurs auf

- Erfahrung

14 Jedoch sind die theoretischen Grundlagen der Narrationsstrukturanalyse hier vage. Das oft verwendete Konzept des signifikanten anderen erinnert zwar an Meadsche Konzeptionen, allerdings fehlen Erörterungen – nicht zuletzt was die Erleidensprozesse betrifft. Konsequenterweise müssten auch frühe Eltern-Kind-Interaktionen mitgedacht werden (vgl. etwa Baldwin 1986), die bei Mead ebenso wenig im Zentrum stehen wie „scheiternde“ Sozialisationsprozesse.

für beide Forschungsrichtungen konstitutiv ist und kaum getrennt vom Sozialisationsaspekt gedacht werden kann. Eine genaue Bestimmung des Erfahrungsbegriffs jedoch birgt Schwierigkeiten. So lässt sich ausgehend von der (umstrittenen) Homologietheorie annehmen, Erfahrung und Erzählung (im Sinne rekapitulierter Abläufe) zeichnen sich durch Strukturähnlichkeit aus, während ein Blick auf die strukturellen Grundlagen der Erfahrungsaufschichtung (Prozessstrukturen) die These zulässt, die erzählte sei homolog zur erlebten *Erfahrungsqualität* strukturiert. Lassen wir die naive Vorstellung beiseite, die Erzählung würde den damaligen Handlungsablauf wiedergeben, und wenden uns der Homologie hinsichtlich der Erfahrungsqualität zu (erleidend/passiv, gestaltend/aktiv, verändernd/ verändert, den sozialen Erwartungen gemäß/normal) wird deutlich, dass auch in der dokumentarischen Methode von Erzählungen auf Erfahrung geschlossen wird (vgl. Bohnsack 2007a: 66), wenngleich nicht die Erfahrungsqualität der Einzelnen, sondern die sich in diesen Passagen dokumentierenden Weilmotive, die Entstehungsbedingungen von Orientierungsrahmen rekonstruiert werden. Orientierungsrahmen aber bergen den Bezug zum Kollektiven qua Definition, derweil die Idee der Erfahrungsqualität zwar über die Idee der sozial strukturierten Modi des Erfahrung-Machens bzw. -Rekapitulierens auf die Ebene des Allgemeinen, interpretativ jedoch auf den Fall gewendet wird.

Im Prinzip kann festgehalten werden, dass sich die Differenz der Gegenstandsbezüge wiederholt – allerdings wird doch mehr geteilt, als gemeinhin betont: Die Annahme, dass in szenischen Passagen *Erfahrungen* sichtbar werden, die einmal in Richtung Kollektiv, einmal in Richtung Individuum gedeutet wird. Steht das Wie der jeweiligen Zuwendung zu einem spezifischen Wirklichkeitsbereich im Zentrum der dokumentarischen Methode (welches wiederum Produkt der Erfahrung im Sinne einer geteilten Handlungspraxis ist), wird das Wie des Erlebens in der Narrationsstrukturanalyse unter dem Gesichtspunkt des Einzelfalls thematisiert. Diese Differenz wollen wir vorläufig (und ohne extensive Einbindung theoretischer Diskurse) wie folgt fassen: Die Idee der Handlungspraxis in der dokumentarischen Methode rekurriert sehr indirekt auf die Vorstellung von vergangenen, konkreten Interaktionen, die im Erzählen vorstellig werden. Vielmehr wird angenommen, dass bestimmte Menschen(-gruppen) strukturähnliche Interaktionserfahrungen beispielsweise aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einem Milieu oder einer Generationen machen, die sich in den Orientierungsrahmen, in der retrospektiven, gegenwärtigen und künftigen wahrnehmenden, deutenden und handelnden Hinwendung zur sozialen Wirklichkeit zu erkennen geben. Das Typische eines Milieus wird als „Prozessstruktur oder ‚Strukturdynamik‘ im Sinne von Interaktionsprozessen“ (Bohnsack 2007a: 146) verstanden. Anders verfährt der narrationsstrukturelle Ansatz, innerhalb dessen wissenschaftlich nach der Erfahrung in sozialer Rahmung (soziale Welt) und der nachträg-

lichen Form der theoretischen bzw. reflexiven Be- oder Verarbeitung gefragt werden kann. Wahrscheinlich lassen sich beide Forschungsrichtungen in Richtung Pragmatismus wenden, geht es um den Erfahrungs- und Handlungsbegriff. Von Felden, deren erziehungswissenschaftliche Arbeiten eng mit der Narrationsstrukturanalyse verbunden sind, legt Erfahrung im Horizont der Biographieforschung und in Anlehnung an Dewey wie folgt aus:¹⁵

„Bestimmt man Erfahrung mit Dewey [...], so kann davon ausgegangen werden, dass das, was die Menschen als Inhalte ihrer Lebensgeschichte auswählen, Erfahrungen sind, da sie bereits durch die Auswahl mit Bedeutung versehen wurden.“ (2008: 122; im Original vgl. etwa Dewey 1986)

Erfahrung bezieht sich nicht auf vergangene Interakte als solche, sondern auf die Bedeutungen, die aus ihnen resultieren und die als Antworten auf Probleme bzw. als Ergebnis praktischer Versuche der Bewältigung von Welt zu lesen sind (vgl. von Felden 2008: 118f.). Wir nehmen an, dass die dokumentarische Methode auf der Ebene der (kollektiven) Bedeutungen und nicht auf der Ebene der geschilderten Interakte operiert, während diese Frage mit Blick auf die Narrationsstrukturanalyse nicht ganz eindeutig zu beantworten ist. Zwar notiert Nohl, dass auch Vertreter des narrationsstrukturellen Verfahrens keinesfalls postulieren, es sei die damalige Handlungswirklichkeit, die dargestellt, „sondern stets eine Erfahrung, die erzählt wird“ (2009: 48). Doch steckt das Problem im Detail: Werden in der Narrationsstrukturanalyse im Interpretationsverlauf Bedeutungen (Erzählungen) mit Bedeutungen (Argumentationen) verglichen? Im Prinzip steht die dokumentarische Methode vor demselben Problem, wenn Nohl konstatiert:

„Die Erfahrung unmittelbarer Handlungspraxis, wie sie in Erzählungen und Beschreibungen zu rekonstruieren ist, ist derart an diese Handlungspraxis, an das handlungspraktische Wissen und an die Selbstverständlichkeiten der Informanten gebunden, dass sie von diesen nicht kommunikativ expliziert, sondern nur erzählt oder beschrieben werden kann.“ (ebd.: 48f.)

Die Annahme, dass das konjunktive Erfahrungswissen handlungsleitend ist, wirft die Frage auf: Folgen Erzähler im Erzählen unreflektiert, aber strukturell jenen Abläufen, die den Alltag durchziehen (problematisierend vgl. auch Kauppert 2010: 285)? Angesichts der Form des vorliegenden Materials (autobiographische Stegreiferzählungen) und theoretisch, im Rekurs auf von Feldens Rekapitulation Deweys, ist dies schwer zu denken: Zunächst müsste konstatiert werden, dass

15 Auch Nohl setzt sich mit Deweys Philosophie und dessen Begriff *experience* auseinander und hebt das Moment der Reflexion hervor (2006: 82ff.).

Forschende grundsätzlich mit nachträglichen Antworten auf Problematisches bzw. auf An- oder Herausforderungen konfrontiert sind (im Fall des analysierten Interviewauszuges: Grundschuleinstieg/Schulkarriere) und nicht mit stillschweigenden Handlungspraxen. Ferner sind auch narrative Passage nicht mit alltäglichen Handlungspraxen gleich zu setzten, sondern ebenfalls als Bedeutungen zu verstehen (im Interviewauszug: Diskriminierungserfahrungen im Kontext Migration und [mütterlicher] Widerstand). Sind diese Dimensionen trennbar? Ist die Unterscheidung zwischen Argumentation und Erzählung vom theoretischen Standpunkt der Erfahrung aus nicht hinfällig?

Werden Ergebnisse der Gesprächsforschung berücksichtigt, ist weiterhin festzuhalten, dass die szenische Darstellung funktional als Bestandteil von Argumentationen betrachtet werden kann (Stichworte: Belegerzählung/Beispielgeschichten, Ankündigung, Detaillierung, Konklusion). Die im Modus der Erfahrung rekapitulierten „Szenen“ erhalten ihren Sinn im Horizont der Argumentationen ein- und ausgangs, sind einerseits in deutende Prozesse gebettet und andererseits selbst Deutungen. Deutungen aber verweisen per se auf anderes als auf unmittelbare praktische Bedeutung, die sich dadurch auszeichnet, dass erstere entfallen (vgl. Abel 2008: 25f.). Allein die Tatsache, dass im narrativen Interview nur Bedeutungsvolles (Erfahrung) zur Sprache kommen kann, wirft die Frage nach dem Sinn der Differenzierung zwischen Argumentationen und szenischen Darstellungen auf. Im Konnex der Bedeutung der Ethnomethodologie soll diese Perspektive weiter verfolgt werden.

Kritische Positionierungen zur Ethnomethodologie finden sich in beiden Forschungsrichtungen, bisweilen jedoch verstellen sie den Blick auf die Integration von Ergebnissen aus der Konversations- bzw. Gesprächsanalyse in der Interpretation. Ohne Wissensbestände aus diesem Bereich wären die Annahmen, dass szenische Darstellungen Erfahrungen bzw. konjunktives Erfahrungswissen, dass Argumentationen die aktuelle Position des Sprechers bzw. kommunikatives Wissen enthalten, methodisch nicht umsetzbar. Dass die Interpretationsverfahren hier nicht stehen bleiben respektive diesem Wissensfundus nichts Neues hinzufügen wollen, ist kein Grund, die für die Analyse zentralen Grundlagen nicht dezidiert zu behandeln. Bei Schütze finden sich in den älteren sprachsoziologischen Abhandlungen immer wieder Hinweise auf Sacks, Barthes, Grice, Gülich, van Dijk, Labov u. a. (stellvertretend vgl. Schütze 1976a), allerdings sind die Verweise in den biographietheoretischen und -analytischen Texten spärlich und keineswegs systematisch.¹⁶ Gerade die Beschäftigung mit HGK erfordert reflexives Wissen (und gegebenenfalls Verschränkungen mit erzähl- bzw. sprachtheo-

16 Der Hagener Studienbrief (Schütze 1987) enthält detaillierte Informationen. Allerdings wird hier einiges auf der Grundlage von Daten entwickelt, die kaum als autobiographisch zu bezeichnen sind (u. a. geht es um von zwei Sprechern präsentierte Urlaubsgeschichten).

retisch interessierter Psychologie, sollen diese Darstellungsstrukturen tiefenpsychologisch gedeutet werden, vgl. Griesse 2009). Was den Umgang mit HGK in der dokumentarischen Methode anbelangt, ist festzustellen, dass sie lokalisiert und zur Rekonstruktion von Orientierungsrahmen herangezogen werden. Der interpretative Umgang im Falle eines chronologischen und *thematischen* Bruchs, mit HGK, die sich nicht als nachträgliche Plausibilisierung oder (notwendige) Ergänzung lesen lassen, ist ungeklärt. Unter dem Gesichtspunkt des thematischen Vergleichs mit anderen Fällen werden solche Brüche vielleicht ebenso als irrelevant geklammert wie die Frage, was mit den so genannten „Erklärungskaskaden“ geschieht, mit expandierenden Argumentationen etwa im Segmentschluss, die laut Schütze legitimierenden Charakter besitzen (vgl. 1996: 198) und die keineswegs zusammenhängen müssen (exemplarisch Griesse/Grieschop 2010). Auch auf die Frage, wie mit Argumentationen, die keine Belegerzählung besitzen,¹⁷ interpretativ zu verfahren ist, findet sich keine Antwort. Was die Formen und Funktionen von Argumentationen in autobiographischen Stegreiferzählungen und ihre Auslegung betrifft, sind methodologisch und methodisch Desiderata zu verzeichnen. Sicher: Die Abgrenzungen zur Ethnomethodologie sind wichtig, um Untersuchungsbereiche bzw. -gegenstände zu profilieren. Allerdings tangiert ihre Integration nicht ausschließlich methodische Aspekte, sondern wirft auch methodologische Fragen auf – beiden wollen wir uns abschließend zuwenden.

Ist einerseits Klärungsbedarf bezüglich der formalen Organisation autobiographischer Stegreiferzählungen aus soziolinguistischer Perspektive zu konstatieren, könnte andererseits ein offensiverer Umgang mit sprachstrukturellen Grundlagen für mehr Klarheit sorgen. Dass in der dokumentarischen Methode nicht segmentiert wird, liegt eventuell an der Nähe, die der terminus technicus zu Erfahrungsaufschichtung und Identitätsbildung suggeriert. Methodisch betrachtet aber handelt es sich zunächst lediglich um die Zergliederung des Interviewtextes in einzelne Erzählungen (wenngleich einzuräumen ist, dass mehrere szenische Darstellungen unter eine Ankündigung subsumiert werden können). In diesem Sinne könnte das Segmentieren den thematischen, fallübergreifenden Vergleich von Interviewpassagen erleichtern, werden doch die einzelnen Geschichten durch thematische Ankündigung und Bezug nehmende reflexive Ausleitungen gerahmt.¹⁸ Wird ferner bedacht, dass der institutionalisierte Lebensablauf narrati-

17 Etwa: „sie [die Lehrerin, J.F./B.G.] hat mich immer gehasst obwohl ich ihr gar nichts angetan habe“). Die Detaillierung „och schon wieder eine ausländin“ lässt sich nur dann als Beleg lesen, wird das Allgemeine (die negative Haltung der Lehrerin gegenüber „ausländischen“ Schülerinnen) mit dem Besonderen („hat mich immer gehasst“) stillschweigend in eins gesetzt.

18 Eine Typik des Segmentschlusses wäre hilfreich. Gelegentlich haben wir es mit Ellipsen, dann wieder mit Erklärungskaskaden, Problemlösungen oder knappen Bilanzierungen zu tun. Bisweilen spiegelt sich die Haltung allein im Schluss, gelegentlich finden sich hier die genaueren zeitlichen Kontextualisierungen usw.

ve Interviews mitorganisiert (vgl. Schütze 1984: 89) – dass also Themen wie frühe Kindheit/Herkunftsfamilie, Schule, Ausbildung, Arbeitslosigkeit oder Familiengründung etc. pp. fallübergreifend zu erwarten sind – scheint das Segmentieren lohnend und ein Vergleich entsprechender Segmente aufschlussreich. Das bereits interpretierte Segment ließe sich ferner, ausgehend vom Befund von Lucius-Hoene/Deppermann zur argumentativen Struktur von Erzählungen und unter Berücksichtigung der Bestimmung des Erfahrungsbegriffs durch von Felden, folgendermaßen analysieren: Problematisch – und daher als Erfahrung zu explizieren – ist der *gesellschaftliche Anspruch* bzw. sind die *sozialen Erwartungen* im Konnex *Schulkarriere*. Dieser allgemeine Horizont wird in der Detailierung „konkretisiert“ und zwar in *spezifischen, herkunftsbezogenen Dimensionen* (Sprache/Familie/Milieu). Die angekündigte Thematisierung/Problematisierung wird mit dem Fokus Diskriminierung belegt und im Orientierungsrahmen Erleiden und Widerstand/Konfrontation (zumindest partiell) bearbeitet (das Problem bleibt in der Darstellung Kayras auf den Ebenen Gesellschaft und Individuum ungelöst, wie die narrationsstrukturelle Interpretation zeigt). Eine strikte Trennung in kommunikatives und konjunktives Wissen aber wäre zu überdenken: Die Erzählung bzw. Erfahrung gewinnt nur vor dem Hintergrund der Argumentation ihre Plausibilität: Das eine ist ohne das andere nicht zu haben – oder anders formuliert: Wir haben es mit Bedeutungen (nicht mit Handlungen) zu tun, die sich ineinander verschränken.¹⁹ Wird der Ankündigungscharakter des Segmentbeginns in Rechnung gestellt, wird ersichtlich, dass Erzählerinnen das Thema und seine Relevanz zunächst auf der Ebene des Allgemeinen anzeigen, bevor sie auf das Besondere (was keineswegs identisch mit Handlungspraxis und weiterhin ein Allgemeines ist) zu sprechen kommen können.

Ein zusätzliches Beispiel soll dies veranschaulichen. Eine Interviewte rahmt das Thema Kindheit argumentativ im Segmentanfang und -schluss wie folgt: „E.: und ähm ja ansonsten, was meine kindheit betrifft [...], ähm ja also, ich hatt ne schöne sehr schöne kindheit [...] also es war echt ne sehr schöne zeit“ (ausführlich zum Segment vgl. Griesse 2009). Ohne die allgemeine Annahme, dass es glückliche (und unglückliche) Kindheiten gibt – wobei das Glück im Horizont des Gewünschten und das Unglückliche im Horizont des (moralisch) zu Sanktionierenden verweilt –, wären die Besonderheiten weder zu formulieren noch kommunikativ zu adressieren:

19 Auch Bartmann und Kunze sind mit einer Reformulierung des Umgangs mit Argumentationen in der Biographieforschung beschäftigt: „Zentral [...] ist für uns die Aussage, dass [...] Argumentationen sehr wohl Ausdruck eigener Erfahrungen sind bzw. dass sie uns als Biographieforscher/innen den Zugang zur Erfahrungsebene ermöglichen.“ (2008: 190)

E.: dann haben wa im garten gespielt, verstecke gespielt, und äh ähm ja da gab_s noch so_ne kleine gusseiserne wanne aus ganz früheren zeiten, wo meine großeltern noch kinder waren, I.: hm, E.: und da haben wir uns immer reingesetzt, da hatten wa mal reingepasst, war ganz witzig, da haben sie die immer voll gemacht im Hochsommer, haben darin gebadet auf der wiese, I.: hm, E.: oder sind nackig als kinder über den rasen gerannt und ähm ja unsre großeltern haben uns dann mit nem gartenschlauch nass gespritzt und oder war ich ich war auch ganz oft mit ihnen im urlaub gewesen.

Dass auch hier eine Problematisierung notwendig ist, um das Thema auszuführen, zeigt sich in den „ausufernden“ Argumentationen eingangs (und somit weit- aus weniger explizit als bei Kayra):

„was meine kindheit betrifft, @ähm mal um das pferd von hinten aufzuzäumen@ [...] meine großeltern sind so quasi meine zweiten eltern, wenn man so möchte, weil ich sehr sehr viel zeit ähm, wo ich klein war, bei ihnen verbracht habe“.

Die Entsprechung einer allgemeinen, normativen Erwartung wird anhand der nachträglichen Deutung der „Szenen“ im großelterlichen Kontext realisiert (von Erfahrungen mit den „ersten Eltern“ fehlt im Segment jede Spur, wie narrationsstrukturell festgestellt und als Problemhorizont gedeutet werden könnte). Die Feststellung, dass *kommunikativ* zunächst auf das Allgemeine, auf das gesellschaftlich, moralisch oder sozial Erwartete, und erst anschließend in Form der Beschreibung oder weiterer Argumentationen auf das Besondere eingegangen wird, lässt sich schwer als Differenz kommunikativ/konjunktiv bestimmen, da es sich um voneinander abhängige Aspekte handelt. Sicher: Die Ankündigung und der Schluss sind abstrakter, doch nur vor dieser Folie wird das „Spezifische“ (das nichtsdestotrotz ein Allgemeines ist, schon allein deshalb, weil es sich nur im Horizont des Allgemeinen profilieren kann) im Erzählen sichtbar. Wird unterdessen dem Besonderen des autobiographischen Erzählens im Interview Rechnung getragen, liegt folgender Schluss nahe:

„Die Erinnerung [im narrativen Interview, J.F./B.G.] knüpft sich an herausgehobene lebensgeschichtliche Ereignisse und Beziehungen, an Krisen, Erfahrungen von Glück oder von Brüchen im Leben, nicht jedoch an Alltagsphänomene, die sich stetig wiederholen, routiniert und habitualisiert ablaufen.“ (Schmidt-Lauber 2005: 153)

Schlussendlich ist die Frage zu stellen, welche Erkenntnisse die Kontrastierungen und Diskussionen vor dem Hintergrund erzähltheoretischer Reflexionen mit sich bringen. Einerseits ist zu resümieren, dass die dokumentarische Methode Kollektives fokussiert, derweil die Narrationsstrukturanalyse in Richtung Personales offen bleibt. Im narrationsstrukturellen Ansatz fehlt die Festlegung, ob

soziale oder „innerpsychische[n] Verursachungsschwerpunkte“ im Zentrum hermeneutischer Bemühungen stehen (Schütze 1984: 88). Hier ist von der Forscherin eine Entscheidung zu treffen, die bereits feststeht, sollte sie sich an der dokumentarischen Methode orientieren. Andererseits werfen erzählpragmatische Erwägungen und Untersuchungsergebnisse Fragen auf. In beiden Paradigmen könnte der Zusammenhang zwischen alltäglicher vergangener, gegenwärtiger und zukünftiger Handlungspraxis, Sozialisation, Erfahrung und Erzählung (die sich recht problemlos als konkrete Praxis dechiffrieren lässt) neu bzw. dezidiert ausbuchstabiert werden. Am Beispiel der Funktion von Argumentationen und im knappen Verweis auf den Erfahrungsbegriff zeigt sich ferner, dass moralische Aspekte in narrativen Interviews verhandelt, kommunikativ adressiert werden. Zwar können moralische Implikationen interpretativ geklammert werden, doch sind sie für das Erzählen der Lebensgeschichte *konstitutiv* (aufgrund ihres Bezugs zu allgemeinen respektive sozialen Dimensionen des Problematischen bzw. der erfüllten oder unerfüllten sozialen An- oder Aufforderungen) und lassen das Verhältnis zwischen Allgemeinem und Besonderem in einem anderen Licht erscheinen als die analytische Differenz zwischen dem Konjunktiven und Kommunikativen bzw. zwischen Erfahrung und Verarbeitung. Eventuell aber ist die Unterscheidung zwischen kommunikativem/konjunktivem Wissen oder die Parallelisierung Erzählung/Erfahrung für viele Forschungsansätze (nicht für das theoretische Denken) die eigentliche Crux: Auf die analytische Qualität der Gegenüberstellung kommunikativ/konjunktiv, die im Erkennen zusammenspielen, deutete bereits Mannheim hin. Momentan aber scheinen in der Forschung (noch) andere Vorstellungen zu greifen. Für die Praxis der Hermeneutik gilt: Bestimme ich als Forscherin das sich im Material abzeichnende Verhältnis zwischen Allgemeinem und Besonderem als moralisches, werden mir moralische Dimensionen begegnen, bestimme ich es soziologisch, ästhetisch, linguistisch oder psychosozial, erhalte ich dementsprechende Antworten. Frage ich den Text, die Stegreif-erzählung nach einer Antwort, höre ich vielleicht ein Echo, ein nicht fixierbares, unabgeschlossenes Sowohl-als-auch. Die soziale Praxis, die der Textgenese zugrunde liegt, die derzeit systemtheoretisch in den Blick gerät (vgl. Jost 2005: 220), und ihr Verhältnis zu anderen, alltäglichen Formen sozialer Praxis aber ist in Teilen der Biographieforschung nach wie vor recht unbestimmt.

Literatur

- Abel, Günter: Was ist und was kann Philosophie? in: Sandkühler, Hans (Hg.): Philosophie, wozu? Frankfurt am Main 2008, S. 15–39
- Atayan, Vahram: Makrostrukturen der Argumentation im Deutschen, Französischen und Italienischen, Frankfurt am Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford/Wien 2006
- Baldwin, John: George Herbert Mead. A Unifying Theory for Sociology, Newbury Park/Beverly Hills/London/New Dehli 1986
- Bartmann, Sylke/Kunze, Katharina: Biographisierungsleistungen in Form von Argumentationen als Zugang zur (Re-)Konstruktion von Erfahrung, in: von Felden, Heide (Hg.): Traditionslinien, Konzepte und Stand der theoretischen und methodischen Diskussion in der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung, Wiesbaden 2008, S. 177–192
- Berger, Peter/Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt am Main 1977
- Blumer, Herbert: Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Reinbek bei Hamburg 1973, S. 80–146
- Bohnsack, Ralf: Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung, Opladen 2007a
- Bohnsack, Ralf: Typenbildung, Generalisierung und komparative Analyse. Grundprinzipien der dokumentarischen Methode, in: Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Wiesbaden 2007b, S. 225–53
- Bohnsack, Ralf: Praxeologische Wissenssoziologie, in: Bohnsack, Ralf/Marotzki, Winfried/Meuser, Michael (Hg.): Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung, Opladen 2006, S. 137–138
- Bohnsack, Ralf: Adoleszenz, Aktionismus und die Emergenz von Milieus. Eine Ethnographie von Hooligan-Gruppen und Rockbands, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 1/1997a, S. 3–18
- Bohnsack, Ralf: „Orientierungsmuster“. Ein Grundbegriff qualitativer Sozialforschung, in: Schmitt, Folker (Hg.): Methodische Probleme der empirischen Erziehungswissenschaft, Baltmannsweiler 1997b, S. 49–61
- Bohnsack, Ralf: Dokumentarische Interpretation von Orientierungsmustern. Verstehen – Interpretieren – Typenbildung in wissenssoziologischer Analyse, in: Meuser, Michael/Sackmann, Reinhold (Hg.): Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie, Pfaffenweiler 1992, S. 139–160
- Bohnsack, Ralf: Generation, Milieu und Geschlecht. Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen, Opladen 1989
- Bohnsack, Ralf/Loos, Peter/Schäffer, Burkhard/Städler, Klaus/Wild, Bodo: Die Suche nach Gemeinsamkeit und die Gewalt der Gruppe. Hooligans, Musikgruppen und andere Jugendcliquen, Opladen 1995

- Bohnsack, Ralf/Nohl, Arnd-Michael: Ethnisierung und Differenzenerfahrung. Fremdheit als alltägliches und als methodologisches Problem, in: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung 1/2001, S. 15-36
- Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael: Einleitung, in: Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Wiesbaden 2007a, S. 9-27
- Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Wiesbaden 2007b
- Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main 1997
- Bourdieu, Pierre: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft, Frankfurt am Main 1976
- Dausien, Bettina: Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten, Bremen 1996
- Deppermann, Arnulf: Desiderata einer gesprächsanalytischen Argumentationsforschung, in: Deppermann, Arnulf/Hartung, Martin (Hg.): Argumentieren in Gesprächen. Gesprächsanalytische Studien, Tübingen 2006, S. 10-69
- Deppermann, Arnulf/Lucius-Hoene, Gabriele: Argumentatives Erzählen, in: Deppermann, Arnulf/Hartung, Martin (Hg.): Argumentieren in Gesprächen. Gesprächsanalytische Studien, Tübingen 2006, S. 130-144
- Dewey, John: Erfahrung und Denken, in: Schreier, Helmut (Hg.): John Dewey: Erziehung durch und für Erfahrung. Theoriegeschichtliche Quellentexte zur Pädagogik, Stuttgart 1986, S. 140-155
- von Felden, Heide: Lerntheorie und Biographieforschung. Zur Verbindung von theoretischen Ansätzen des Lernens und Methoden empirischer Rekonstruktion von Lernprozessen über die Lebenszeit, in: von Felden, Heide (Hg.): Traditionslinien, Konzepte und Stand der theoretischen und methodischen Diskussion in der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung, Wiesbaden 2008, S. 109-126
- Fischer, Wolfram/Kohli, Martin: Biographieforschung, in: Voges, Wolfgang (Hg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung, Opladen 1987, S. 25-49
- Fritzsche, Bettina: Pop-Fans. Studie einer Mädchenkultur, Opladen 2003
- Garfinkel, Harold: Studies in Ethnomethodology, Englewood Cliffs 1967
- Garfinkel, Harold/Sacks, Harvey: Über formale Strukturen praktischer Handlungen, in: Strübing, Jörg/Schnettler, Bernt (Hg.): Methodologie interpretativer Sozialforschung, Konstanz 2004, S. 389-426
- Gries, Birgit: Von „A“ wie Ankündigung über „T“ wie Trauma bis „Z“ wie Zugzwänge. Biografieforschung zwischen erzähltheoretischen und (sozial)psychologischen Analysen – eine Hinführung, in: Zeitschrift für qualitative Forschung, 2/2009 (im Erscheinen)
- Gries, Birgit: Forschungsökonomie im Paradigma Narrative Identität. Ausführungen zur Rekonstruktion der „Gestalt“ autobiographischer Stegreiferzählungen, in: von Felden, Heide (Hg.): Methoden-Diskussion in der Biographieforschung. Klassische und innovative Perspektiven rekonstruktiver Forschung, Mainz 2007, S. 103-136

- Griese, Birgit/Griesehop, Hedwig: Klienten_innen in Multiproblemsituationen und deren Ich- und Weltkonstruktionen, in: Labonté-Roset, Christine/Hoefert, Hans-Wolfgang/Cornel, Heinz (Hg.): *Hard to reach. Schwer erreichbare Klienten in der Sozialen Arbeit*, Berlin 2010, S. 124–145
- Güllich, Elisabeth: Textsorten in der Kommunikationspraxis, in: Kallmeyer, Werner (Hg.): *Kommunikationstypologie*, Düsseldorf 1986, S. 15–46
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne: Qualitative Verfahren zur Lebensweltanalyse, in: Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/Keupp, Heiner/von Rosenstil, Lutz/Wolff, Stephan (Hg.): *Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden, Anwendungen*, Weinheim 1995, S. 382–385
- Jost, Gerhard: Radikaler Konstruktivismus – ein Potenzial für die Biographieforschung? in: Völter, Bettina/Dausien, Bettina/Lutz, Helma/Rosenthal, Gabriele (Hg.): *Biographieforschung im Diskurs*, Wiesbaden 2005, S. 213–227
- Kallmeyer, Werner/Schütze, Fritz: Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung, in: Wegner, Dirk (Hg.): *Gesprächsanalysen*, Hamburg 1977, S. 159–274
- Kauppert, Michael: *Erfahrung und Erzählung. Zur Topologie des Wissens*, Wiesbaden 2010
- Krause, Wolf-Dieter: Kommunikationslinguistische Aspekte der Textsortenbestimmung, in: Krause, Wolf-Dieter (Hg.): *Textsorten. Kommunikationslinguistische und konfrontative Aspekte*, Frankfurt am Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Wien 2000, S. 34–68
- Krüger, Heinz-Hermann/Köhler, Sina-Mareen/Zschach, Maren/Pfaff, Nicole: *Kinder und ihre Peers. Freundschaftsbeziehungen und schulische Bildungsbiographien*, Opladen 2008
- Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf: *Rekonstruktion narrativer Identität*, Opladen 2004
- Luckmann, Thomas: Vorwort, in: Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas: *Strukturen der Lebenswelt*, Konstanz 2003, S. 13–26
- Mannheim, Karl: *Strukturen des Denkens*, Frankfurt am Main 2003
- Mannheim, Karl: Das Problem der Generationen, in: Mannheim, Karl: *Wissenssoziologie*, Neuwied 1964, S. 509–565
- Mannheim, Karl: *Ideologie und Utopie*, Frankfurt am Main 1952
- Marotzki, Winfried: Entwurf einer strukturalen Bildungstheorie. Biographietheoretische Auslegung von Bildungsprozessen in hochkomplexen Gesellschaften, Weinheim 1990
- Mead, George: *Geist, Identität und Gesellschaft aus Sicht des Sozialbehaviorismus*, Frankfurt am Main 1988
- Mead, George: Die soziale Identität, in: Mead, George: *Gesammelte Aufsätze. Band 1*, Frankfurt am Main 1980, S. 241–245
- Meuser, Michael: Repräsentation sozialer Strukturen im Wissen. Dokumentarische Methode und Habitusrekonstruktion, in: Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael (Hg.): *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*, Wiesbaden 2007, S. 209–224

- Mey, Günter: Erzählungen in qualitativen Interviews: Konzepte, Probleme, soziale Konstruktionen, in: Sozialer Sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung, 1/2000, S. 135–151, verfügbar unter: http://www.ssoar.info/ssoar/files/2008/66/mey_interview_sozialersinn_2000.pdf (1.3.2010)
- Miebach, Bernhard: Soziologische Handlungstheorien. Eine Einführung, Wiesbaden 2006
- Nohl, Arnd-Michael: Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis, Wiesbaden 2009
- Nohl, Arnd-Michael: Komparative Analyse: Forschungspraxis und Methodologie dokumentarischer Interpretation, in: Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Wiesbaden 2007, S. 255–276
- Nohl, Arnd-Michael: Bildung und Spontaneität. Phasen biographischer Wandlungsprozesse in drei Lebensaltern – Empirische Rekonstruktionen und pragmatistische Reflexionen, Opladen 2006
- Nohl, Arnd-Michael: Migration und Differenzenerfahrung. Junge Einheimische und Migranten im rekonstruktiven Milieuvvergleich, Opladen 2001
- Polti, Adolf: Eine Philosophie der Narrativität. Zur Funktion der „Synthesis des Heterogenen“ bei Paul Ricœur, Bochum 1997, verfügbar unter: www.brs.ub.ruhr-uni-bochum.de/metahtml/H'SS/Diss/PoltiAdolf/diss.pdf (27.8.2004)
- Riemann, Gerhard: Das Fremdwerden der eigenen Biographie. Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten, München 1987, verfügbar unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-10330> (1.3.2010)
- Riemann, Gerhard: Einige Anmerkungen dazu, wie und unter welchen Bedingungen das Argumentationsschema in biographisch-narrativen Interviews dominant werden kann, in: Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Sozialstruktur und soziale Typik, Frankfurt am Main/New York 1986, S. 112–157
- Riemann, Gerhard: „Na wenigstens bereitete sich da wieder was in meiner Krankheit vor“. Zum Umgang psychiatrischer Patienten mit übermächtigen Theorien, die ihr eigenes Selbst betreffen, in: Kohli, Martin/Günther, Robert (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit, Stuttgart 1984, S. 118–141
- Riemann, Gerhard/Schütze, Fritz: „Trajectory“ as a basic theoretical concept for analyzing suffering and disorderly social processes, in: Maines, David (ed.): Social organization and social process, New York 1991, pp. 333–358
- Rudloff, Matthias: Männlichkeit und Macht. Jugendsozialarbeiter und ihre gewaltbereite männliche Klientel, Gießen 2005
- Schäffer, Burkhard: Die Band. Stil und ästhetische Praxis im Jugendalter, Opladen 1996
- Schmidt-Lauber, Brigitte: Grenzen der Narratologie, in: Hengartner, Thomas/Schmidt-Lauber, Brigitte (Hg.): Leben – Erzählen, Berlin/Hamburg 2005, S. 145–162
- Schütz, Alfred: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie, Konstanz 2004
- Schütz, Alfred: Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns, in: Schütz, Alfred: Gesammelte Aufsätze 1, Den Haag 1971, S. 3–54
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas: Strukturen der Lebenswelt, Konstanz 2003

- Schütze, Fritz: Ein biographieanalytischer Beitrag zum Verständnis von kreativen Veränderungsprozessen, in: Burkholz, Roland/Gärtner, Christel/Zehenfreiter, Ferdinand (Hg.): Materialität des Geistes, Weierswist 2001, S. 137–162
- Schütze, Fritz: Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie, in: Krüger, Heinz-Hermann/Marotzki, Winfried (Hg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung, Opladen 1999, S. 191–224
- Schütze, Fritz: Organisationszwänge und hoheitsstaatliche Rahmenbedingungen im Sozialwesen. Ihre Auswirkungen auf die Paradoxien professionellen Handelns, in: Combe, Arno/Helsper, Werner (Hg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns, Frankfurt am Main 1996, S. 183–275
- Schütze, Fritz: Ethnographie und sozialwissenschaftliche Methoden der Feldforschung. Eine mögliche methodische Orientierung in der Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit? in: Grodeck, Norbert/Schumann, Norbert (Hg.): Modernisierung sozialer Arbeit durch Methodenentwicklung und -reflexion, Freiburg im Breisgau 1994a, S. 189–297
- Schütze, Fritz: Die Paradoxie in Felix' Leben als Ausdruck eines „wilden“ Wandlungsprozesses, in: Koller, Hans-Christoph/Kokemohr, Rainer (Hg.): Lebensgeschichte als Text. Zur biographischen Artikulation problematischer Bildungsprozesse, Weinheim 1994b, S. 13–60
- Schütze, Fritz: Strukturen des professionellen Handelns, biographische Betroffenheit und Supervision, in: Supervision, 26/1994c, S. 10–39
- Schütze, Fritz: Die Fallanalyse, in: Rauschenbach, Thomas/Ortmann, Friedrich/Karsten, Maria-Eleonora (Hg.): Der sozialpädagogische Blick, Weinheim/München 1993, S. 191–221
- Schütze, Fritz: Kollektive Verlaufskurve oder kollektiver Wandlungsprozeß, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 1/1989, S. 31–109
- Schütze, Fritz: Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien, Hagen 1987 (Studienbrief)
- Schütze, Fritz: Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens, in: Kohli, Martin/Günther, Robert (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit, Stuttgart 1984, S. 78–117
- Schütze, Fritz: Biographieforschung und narratives Interview, in: neue praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik, 3/1983, S. 283–293
- Schütze, Fritz: Prozeßstrukturen des Lebensablaufs, in: Matthes, Joachim /Pfeifenberger, Arno/Stosberg, Manfred (Hg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive, Nürnberg 1981, S. 67–156
- Schütze, Fritz: Zur soziologischen und linguistischen Analyse von Erzählungen, in: Dux, Günter/Luckmann, Thomas (Hg.): Beiträge zur Wissenssoziologie – Beiträge zur Religionssoziologie, Opladen 1976a, S. 7–41
- Schütze, Fritz: Theoretische und methodische Grundzüge kommunikativer Sozialforschung, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Kommunikative Sozialforschung. Alltagswissen und Alltagshandeln, München 1976b, S. 10–87

- Schütze, Fritz: Sprache soziologisch gesehen. Band 1: Strategien sprachbezogenen Denkens innerhalb und im Umkreis der Soziologie, München 1975a, verfügbar unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-56233> (1.3.2010)
- Schütze, Fritz: Sprache soziologisch gesehen. Band 2: Sprache als Indikator für egalitäre und nicht-egalitäre Sozialbeziehungen, München 1975b, verfügbar unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-56233> (1.3.2010)
- Schütze, Fritz: Biography Analysis on the Empirical Base of Autobiographical Narratives. Part I, o.O. o.J.a <http://www.biographicalcounselling.com/download/B2.1.pdf> (20.12.2009)
- Schütze, Fritz: Biography Analysis on the Empirical Base of Autobiographical Narratives. Part II, o.O. o.J.b <http://www.biographicalcounselling.com/download/B2.2.pdf> (20.12.2009)
- Schütze, Fritz: Zur Textstruktur von Verlaufskurven – die Grammatik des Erleidens, o.O. o.J.c
- Soeffner, Hans-Georg: Wissenssoziologie und sozialwissenschaftliche Hermeneutik sozialer Sinnwelten, in: Tänzler, Dirk/Knoblauch, Hubert/Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Neue Perspektiven der Wissenssoziologie, Konstanz 2006, S. 51–78
- Spranz-Fogasy, Thomas: Alles Argumentation, oder was? Zur Konstitution von Argumentation in Gesprächen, in: Deppermann, Arnulf/Hartung, Martin (Hg.): Argumentieren in Gesprächen. Gesprächsanalytische Studien, Tübingen 2006, S. 27–39
- Straub, Jürgen: Personale und kollektive Identität, in: Assmann, Aleida/Friese, Heidrun (Hg.): Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität, Frankfurt am Main 1998, S. 73–104
- Straub, Jürgen: Geschichte, Biographie und friedenspolitisches Handeln. Biographieanalytische und sozialpsychologische Studien auf der Basis von narrativen Interviews mit Naturwissenschaftlern und Naturwissenschaftlerinnen, Opladen 1993
- Straub, Jürgen: Historisch-psychologische Biographieforschung. Theoretische, methodologische und methodische Argumentationen in systematischer Absicht, Heidelberg 1989
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet: Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Weinheim 1996
- Strübing, Jörg/Schnettler, Bernt: Zu Garfinkel & Sacks: Über formale Strukturen praktischer Handlungen, in: Strübing, Jörg/Schnettler, Bernt (Hg.): Methodologie interpretativer Sozialforschung. Konstanz 2004, S. 389–390
- Weissman, Susanne: Über-Lebenskünstlerinnen. Lebenswege sexuell mißbrauchter Frauen, Pfaffenweiler 1994
- Wilson, Thomas: Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Reinbek bei Hamburg 1973, S. 54–79
- Wohlrab-Sahr, Monika: Prozessstrukturen, Lebenskonstruktionen, biographische Diskurse, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 1/2002, S. 3–23

Dokumentarische Methode und Dekonstruktion als zwei Formen der Interpretation einer Theorie der Praxis

Florian von Rosenberg¹

Der vorliegende Aufsatz ist aus der Beschäftigung mit bildungstheoretischen Fragestellungen entstanden. In den letzten zwei Jahrzehnten haben sich unterschiedliche Autoren dem Anliegen gewidmet, Bildungstheorie und empirische Bildungsforschung in ein produktives Wechselverhältnis zu setzen (vgl. Marotzki 1990; Koller 1999; Nohl 2006a; von Rosenberg 2010). Die Rekonstruktion von biographischen Materialien kann bisher als der zentrale empirische Zugang gesehen werden. Aus einer bildungstheoretischen Perspektive waren und sind die Begrifflichkeiten Tradierung und Transformation von zentraler Bedeutung, Konzeptionen, die theoretisch, methodologisch und schließlich auch auf der Ebene der Interpretation empirischer Daten relevant sind. Mein Interesse ist es, auf einer methodologischen Ebene unterschiedliche Zugänge zu diskutieren. In diesem Sinne können die folgenden Ausführungen als Annäherungen an eine im Prinzip weit verzweigte Diskussion betrachtet werden, der an einer Relationierung unterschiedlicher Theoriebestände und Methoden gelegen ist.²

In den Debatten bezüglich einer Theorie der Praxis zeichnen sich zwei unterschiedliche Lager ab.³ Einerseits betonen Wissenschaftler, die sich im Feld der Arbeiten Pierre Bourdieus verorten, oft die Kontinuität von Praktiken, anderer-

1 Danken möchte ich den kritischen Kommentierungen von Ralf Bohnsack, Arnd-Michael Nohl und Peter Kossack.

2 Während die dokumentarische Methode sich selbst in den Rahmen einer Theorie der Praxis stellt (vgl. Bohnsack 2003), ist die Verortung der Dekonstruktion in diesem Zusammenhang nicht immer eindeutig. Ohne an dieser Stelle den Diskussionsstand einholen zu können, sehe ich insbesondere in den Arbeiten von Stephan Moebius (2009, 2003) und Andreas Reckwitz (2006) Anhaltspunkte, die zumindest die Möglichkeit eröffnen, auch dekonstruktive Ansätze im Rahmen einer Theorie der Praxis zu erörtern. In diesem Beitrag geht es jedoch nicht darum, die sozialtheoretischen Hintergründe und Bezugspunkte der Ansätze einzuholen, da in erster Linie ein methodologischer und methodischer Vergleich realisiert werden soll.

3 Selbstverständlich handelt es sich hier um einzelne Vertreter einer Theorie der Praxis. Den Texten von Reckwitz (u. a. 2003, 2004) sind weitere Informationen zu entnehmen.

seits fokussieren Autoren, welche sich auf die Arbeiten von Jacques Derrida beziehen, meist die Diskontinuität von Praktiken (vgl. Bourdieu 1979, 2001; Moebius 2009, 2003). Das verbindende und gleichzeitig unterscheidende Moment liegt in der Thematisierung der Wiederholung. Sieht Bourdieu in der Wiederholung vor allem das Bedürfnis des Habitus am Werke, seine sozialen Entstehungszusammenhänge zu reproduzieren, wodurch im Zwang zur Wiederholung Kontinuität entsteht, betrachtet die andere Seite die Wiederholung negativ formuliert als das Einfallstor, positiv formuliert als die Möglichkeit von Diskontinuität. Im letzteren Fall liegt der

„Akzent insbesondere auf eine[r] permanente[n] Unberechenbarkeit, Verschiebbarkeit und Unentscheidbarkeit, die den repetitiven sozialen Praktiken inhärent sind. [...] Niemals lässt sich eine Praxis absolut gleich oder identisch wiederholen, immer existiert eine Art von Andersheit in der Wiederholung, eine Art ‚verschiebende Verzeitlichung‘ (*différance*), so dass sich von hier aus die Möglichkeit ergibt, dass die repetitiven Praktiken mit den ihnen vorangegangenen Kontexten, kulturellen Codes oder symbolischen Strukturen brechen oder diese verschieben.“ (Moebius 2009: 61f., Hervorhebung im Original)

Jenseits der hier angedeuteten Unterschiede, wird im Folgenden davon ausgegangen, dass sowohl das Moment der Kontinuität als auch das Moment der Diskontinuität für die Rekonstruktion von Biographien von zentraler Bedeutung ist. Nimmt man die theoriestrategischen Verschiebungen dahingehend ernst, dass man sie nicht als sich ausschließende Gegensätze thematisieren kann, sondern ihnen eine produktive Wechselwirkung unterstellen muss, stellt sich die Frage nach den methodologischen Entsprechungen und Gegensätzlichkeiten. Dieser Frage folgend steht das Verhältnis von Rekonstruktion und Dekonstruktion im Vordergrund der weiteren Ausführungen. Um dies umzusetzen, müssen Biographien bzw. autobiographische Stegreiferzählungen zunächst ganz allgemein als Texte definiert werden, die es zu interpretieren gilt. Ziel soll es sein, vor dem Hintergrund methodologischer Überlegungen im Zusammenhang mit rekonstruktiven und dekonstruktiven Interpretationstechniken unterschiedliche Zugänge für die Analyse zu erschließen. Fokussiert werden die methodologischen Gegensätze und Gemeinsamkeiten der Operationen von Rekonstruktion und Dekonstruktion am Beispiel der Arbeiten von Ralf Bohnsack (dokumentarische Methode) und Emil Angehrn (Dekonstruktion).

Der Ausgangspunkt für eine Verbindung dieser doch sehr unterschiedlichen Ansätze wird im Bemühen beider Richtungen um ein vertieftes Textverständnis gesehen. Beiden Interpretationsverfahren geht es um die Rekonstruktion von symbolischen Konstruktionen. Im Sinne einer „doppelten Hermeneutik“ (vgl. Bohnsack 2003: 23f.) werden in der dokumentarischen Interpretation und in der

Dekonstruktion unterschiedliche Wege beschritten und Ziele anvisiert: Während es in der dokumentarischen Interpretation um die Analyse konjunktiver Erfahrungsräume geht, liegt der Fokus der Dekonstruktion im Aufspüren von Elementen des Nichtidentischen, welche zwar außerhalb der Konjunktion liegen, jedoch auf diese rückwirken. Trotz der Differenzen gibt es Gemeinsamkeiten: Während die dokumentarische Methode das nichtidentische Andere über das identische Gemeinsame bestimmt, nimmt die Dekonstruktion den umgekehrten Weg und bestimmt das identische Gemeinsame über das nichtidentische Andere. Das Verhältnis dieser beiden Ansätze, ihre Unterschiede und Gemeinsamkeiten aber sollen im Folgenden ausführlich behandelt werden.

1. Das Verstehen des Fremden als gemeinsamer Problemhorizont

Mit der Unterscheidung zwischen hypothesenprüfenden und rekonstruktiven Verfahren werden gängige Demarkationslinien zwischen quantitativen und qualitativen Erhebungs- und Auswertungsverfahren gesetzt (vgl. Bohnsack 2003: 13ff.). Ein weiterer Abgrenzungspunkt der rekonstruktiven gegenüber den hypothesenprüfenden Verfahren ist die Problematisierung des Fremdverstehens. Während bei den hypothesenprüfenden Verfahren die Forschungskommunikation zwischen Forscher und Erforschten durch Standardisierung weitgehend eingeschränkt ist (vgl. ebd.), ist es ein Merkmal der rekonstruktiven Erhebungsverfahren, durch eine Offenheit in der Gesprächssituation dem Erforschten die Möglichkeit zu geben, sein symbolisches Relevanzsystem zu entfalten (ebd.). Zu Grunde liegt diesem Ansatz der aus unterschiedlichen philosophischen und sozialwissenschaftlichen Schulen vorgetragene Gedanke der Prekarität und Zerbrechlichkeit von Kommunikations- und Verstehensprozessen. Ursache ist die sowohl in der dokumentarischen Methode als auch in der Dekonstruktion reflektierte Polysemie von Bedeutungsmustern. Ein Umstand, der mit Luhmann schlagwortartig und radikalisiert als „doppelte Kontingenz“ innerhalb von Kommunikationen bezeichnet werden kann (vgl. Luhmann 1987: 148–191). Aufgrund der Kluft zwischen Meinen und Sagen und Ausdruck und Verstehen kann das Gelingen einer Kommunikation, entgegen der Alltagswahrnehmung, als ein Sonderfall betrachtet werden.⁴ Hier lokalisieren Vertreter der rekonstruktiven Sozialfor-

4 Anders als in der Luhmannschen Systemtheorie geht die dokumentarische Methode durchaus von Verstehensprozessen im Alltag aus, welche sich jedoch nicht auf der von Luhmann vornämlich thematisierten Ebene der kommunikativ-generalisierten, sondern der konjunktiven Kommunikation vollziehen. In der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit einem Forschungsdokument kommt es allerdings auch innerhalb der dokumentarischen Methode „nur“ zu Interpretations- und nicht zu Verstehensprozessen.

schung die Aufgabe ihrer methodologischen Bemühungen, die vor allem ein „methodisch kontrollierte[s] Fremdverstehen“ ermöglichen sollen (vgl. Bohnsack 2003: 19). Wenn auch der Anspruch, zu diesem Zwecke eine Methode bereit stellen zu wollen noch diskutiert werden muss, lässt sich doch festhalten, dass sowohl die dokumentarische Interpretation als auch die Dekonstruktion sich in ihren Bemühungen kreuzen, das Verstehen des Fremden zu thematisieren und zu reflektieren.

2. Dokumentarische Methode und Dekonstruktion: Methode versus Nicht-Methode?

Um sich mit dem Verhältnis von dokumentarischer Methode und Dekonstruktion auseinanderzusetzen, müssen beide Interpretationsrichtungen profiliert werden. Dies ist aufgrund der überschaubaren Literaturlage bei der dokumentarischen Methode weitaus einfacher als bei der Dekonstruktion. Zudem kann Dekonstruktion nicht einheitlich, also nicht begrifflich gefasst werden. Die folgende Darstellung kann deshalb nur als eine Lesart der Dekonstruktion Geltung beanspruchen. Bezogen wird sich im Weiteren vornehmlich auf die Auseinandersetzung von Emil Angehrn mit Jacques Derrida. Angehrns Arbeit bietet sich in zweifacher Weise an, um zwischen der Dekonstruktion und der dokumentarischen Interpretation zu vermitteln. Zum einen schafft die Abhandlung dadurch, dass sie die Dekonstruktion auf spezielle Weise innerhalb der hermeneutischen Tradition verortet, Anschlüsse an einige grundlegende Theoriebestände der dokumentarischen Methode (allgemein vgl. Bohnsack 2003: 22). Zum anderen antwortet Angehrn auf den oft vorgebrachten Vorwurf der Beliebigkeit der dekonstruktiven Tätigkeit konstruktiv. Er versucht sich an einer Definition, indem er Dekonstruktion als eine spezifische Lektüre- oder Interpretationstechnik bestimmt, als ein „nicht beliebiges Operieren mit Texten“ (2003: 240):

„Dekonstruktion meint eine Form des Umgangs mit Texten und der philosophischen Arbeit, die sich sehr wohl durch bestimmte Merkmale charakterisieren und in ein bestimmtes Verhältnis zu anderen Verfahren und Denkformen setzen lässt.“ (ebd.: 237)

Obwohl die Dekonstruktion als eine spezifische und keineswegs beliebige Form des Umgangs mit Texten ausgezeichnet wird, liegt ein zentrales Problem der Vermittlung mit der dokumentarischen Methode in dem Anspruch der Dekonstruktion, keine Methode sein zu wollen. Derrida unterscheidet diesbezüglich zwischen „Dekonstruktion“ und „Dekonstruktivismus“, wobei Dekonstruktivismus die theoretische Wiederaneignung der Dekonstruktion bezeichnet. Die mit

dem Dekonstruktivismus einhergehende Befürchtung besteht darin, dass es durch den Status „Methode“ bzw. „Lehre“ zu einer „Zähmung und Normalisierung“ dekonstruktiven Bemühens kommt (vgl. Angehrn 2003: 238; Derrida 1997: 28). Besteht das Ziel der dekonstruktiven Tätigkeit gerade in der Hinterfragung, Dekonstruktion und Neubildung von tradierten Theorien und Methoden, so ist die Festlegung auf eben diese ein Prozess, der dem eigentlichen Impuls der Dekonstruktion zuwiderläuft. Dementsprechend definiert sich die Dekonstruktion als undefinierbare Tätigkeit, als Prozess, welcher sich selbst reflexiv nicht vollständig einholen lässt, da er mit einer „unbeherrschbaren Überbestimmtheit“ von Texten und Textrezeptionen einhergeht (Derrida 1988: 34f.). Die sich hieraus ergebende Forderung ist, sich immer wieder am konkreten Text neu auszurichten und sich von vorherigen Textinterpretationen nicht einschränken zu lassen. Oder, wie Angehrn es ausdrückt: „Das primäre Interesse gilt der jeweils verhandelten Sache, nicht einer allgemeinen Konzeption dekonstruktiver Lektüre.“ (2003: 238f.) Ohne dass dies bei Angehrn oder Derrida benannt wird, zeigt sich eine Verschiebung zwischen der methodischen Reflexion einerseits und der konkreten Interpretationspraxis andererseits.⁵ Trotz eines nicht-beliebigen Operierens mit Texten, wird eine methodologische Reflexion der Interpretationspraxis vermieden, aus Sorge, den kreativen Neuschaffungsprozess zu reglementieren. Angehrn führt, auf Engelmann Bezug nehmend, aus: „Dem Methodestatus entzieht sich die Dekonstruktion sowohl durch ihre Konkretheit, ihre Sensibilität für den Kontext, für die unterschiedlichen Sprachspiele und die Spezifität des Gegenstandes.“ (ebd.: 241)

Implizit aber stellt sich die Vermeidung der methodologischen Reflexion selbst als methodologische Reflexion einer dekonstruktiven Interpretation heraus, deren Ziel es ist, Raum für kreative Neubildungen innerhalb von Texten, Theorien und Methodologien zu schaffen. Hier lassen sich Anschlüsse an die rekonstruktiven Verfahren im Allgemeinen und die dokumentarische Methode im Speziellen finden. Theorien will die Dekonstruktion ebenso bilden (vgl. Angehrn 2003: 239) wie die rekonstruktive Sozialforschung (vgl. Bohnsack 2003: 30). Allerdings liegt der Anspruch der dokumentarischen Methode darin begründet, Prinzipien für eine adäquate Praxis der Theorie- und Typengenerierung herauszuarbeiten (vgl. ebd.), wobei „eine Theorie [...] ihrem Gegenstand nur angemessen [ist, F.v.R.], wenn sie aus ihm heraus entwickelt worden ist“ (ebd.). Hier zeigt sich, dass bei der Beschreibung der Forschungspraxis der methodische Geltungsanspruch der Einheitlichkeit immer wieder gegenüber den Spezifika des

5 Die Tätigkeit der Dekonstruktion wird in Anlehnung an Angehrn im Folgenden als Interpretationstechnik verstanden. Dekonstruktion ist „ein Modus der Auslegung, das heißt, ein Weg des Verstehens, des Erkennens von Sinn und der sinnhaften Aneignung von Welt“ (2003: 265).

Forschungsmaterials eingeschränkt werden kann und muss. So schreibt Bohnsack in Bezug auf seine konkrete Forschungspraxis: Die

„Arbeitsschritte der Untersuchung, die Schritte der Erhebung und Auswertung, [sind, F.v.R.], wie sie nun vorliegen, erst im Forschungsprozess selbst ausgearbeitet worden. Sie wurden im Rückblick auf unsere eigene Vorgehensweise systematisiert und präzisiert. Sie lassen sich also nicht aus allgemeinen methodischen Prinzipien ableiten. Vielmehr haben methodologische Überlegungen Reflexions-, Artikulations- und Systematisierungshilfen geleistet im Zuge der Rekonstruktion bereits vollzogener Arbeitsschritte.“ (ebd.: 32)

Differenziert man zwischen Forschungspraxis und methodologischer Reflexion, ergibt sich ein Zweiebenenmodell. Dabei ist zu beachten, dass beide Ebenen nicht hierarchisch, sondern heterarchisch organisiert sind, d. h. sie nehmen aufeinander Bezug, beeinflussen sich gegenseitig. Berücksichtigt man diese Überlegung, erscheinen die Vorbehalte der Dekonstruktion gegenüber einem allgemeinen Methodenstatus in einem anderen Licht.

Im Rahmen der Beschreibungen der konkreten Forschungspraxis überschneidet sich die dokumentarische Interpretation mit dem Anliegen der Dekonstruktion: Beide Ansätze positionieren sich gegen deduktiv verfahrenende Methoden, erheben die Forderung, sich jeweils neu am konkreten Text auszurichten bzw. bei der Rekonstruktion der rekonstruktiven Tätigkeit sich an intuitiv bereits vollzogenen Interpretationen zu orientieren. Anders als bei der Dekonstruktion ist die methodologische Reflexion jedoch in der dokumentarischen Methode expliziter Bestandteil der Forschungspraxis selbst. Beide Prozesse, Interpretation und Reflexion der Interpretationspraxis, befinden sich, wie in der Dekonstruktion auch, im Wandel. Immer wieder kommt es zu einer Neuausrichtung am Text, welche jedoch nicht beliebiger, sondern bestimmter Natur ist. Bei genauer Lektüre ergibt sich, dass entgegen den vorgebrachten Vorbehalten auch die Dekonstruktion in einem Zweiebenenmodell operiert, welches durchaus vergleichbar ist.

Grundlegend lassen sich bei der Dekonstruktion zwei Dimensionen unterscheiden. Einerseits geht es um einen spezifischen Umgang mit Sinngebilden, beispielsweise um eine Art Texte zu interpretieren, Angehrn spricht hier von semantisch-hermeneutischen Operationen (2003: 242). Andererseits geht es um einen erkenntnistheoretisch geleiteten Umgang mit logischen Verhältnissen, Angehrn spricht hier von logisch-ontologischen Operationen (ebd.). Wie bei der dokumentarischen Methode auch bedingen und verschränken sich die Ebenen von erkenntnistheoretischer bzw. methodologischer Reflexion und Interpretati-

onspraxis.⁶ In einem anderen Zusammenhang wird festgehalten, dass sich auch die Dekonstruktion, ihrem eigenen Anspruch zum Trotz, nicht gänzlich von theoretischen Überlegungen lösen kann. Angehrn führt aus:

„Das Beharren darauf, das eigene Schreiben von metatheoretischen Reflexionen freizuhalten, ist zumindest dort zum Scheitern verurteilt, wo dieses Schreiben, [...], den – sei es dekonstruierenden – Anschluss an philosophische Themen und Überlieferungen sucht und sein Interesse nicht zuletzt in der transformierenden Aneignung derselben hat.“ (ebd.: 240)

Beide Interpretationsmodelle gehen implizit oder explizit von einem Zweiebenenmodell aus,⁷ allerdings zeichnen sich zwei Umgangsweisen mit dem Problem von methodologischer Reflexion und dessen Einfluss auf die Forschungspraxis ab. Die Dekonstruktion sieht hier die Gefahr der Disziplinierung durch Kanonisierung und verpflichtet sich mit dem Hinweis auf die methodologische Enthaltung einer weiteren methodologischen Reflexion. Dadurch sieht es zunächst so aus, als bliebe das Problem ungelöst, da trotz thematisierter Nichtthematisierung die Verschränkung von Reflexion und Interpretationspraxis bestehen bleibt. Die methodologische Nichtreflexion stellt sich auf den zweiten Blick als eigene Form der methodologischen Reflexion heraus. Durch das Wachhalten der kritischen Reflexion gegenüber den Gefahren der Standardisierung ergibt sich ein Prozess der Hinterfragung der eigenen Standortgebundenheit. Die dokumentarische Methode begegnet dem Tatbestand der Verschränkung von methodologischer Reflexion und Forschungspraxis auf besondere Weise. Auf der Grundlage des Wissens, dass die Trennung von methodologischer Reflexion und Forschungspraxis nur analytischer Natur sein kann, wird der eigene Standpunkt

6 In Anlehnung an eine Theorie der Praxis werden die Tätigkeiten des Wissenschaftlers selbst als eine alltägliche Praxis verstanden. In diesem Sinne sind auch erkenntnistheoretische Überlegungen rückgebunden an eine alltägliche Praxis, die es im Sinne der rekonstruktiven Sozialforschung selbstreflexiv zu rekonstruieren gilt. Mit Bohnsack (2003: 25) geht es dann um eine „Rekonstruktion der Rekonstruktion“, welche sich gegen eine „erkenntnislogische Differenz zwischen alltäglicher und wissenschaftlicher Interpretation im Sinne einer prinzipiellen Überlegenheit letzterer“ stellt (ebd.: 26). Dennoch gibt es einen Unterschied zwischen alltäglichen und wissenschaftlichen Erkenntnisformen, der in einer genetischen Einstellung begründet liegt (64ff.). Innerhalb der genetischen Einstellung kommt es durch die Einklammerung von propositionalen, normativen und ästhetischen Geltungsansprüchen zu einem Perspektivenwechsel von einer Beobachtung erster Ordnung zu einer Beobachtung zweiter Ordnung. Fokussiert wird dann nicht mehr *Was* die Wirklichkeit ist, sondern *Wie* die Wirklichkeit hergestellt wird. Methoden werden aus rekonstruktiven Verfahren entwickelt, „indem der Forscher die genetische Interpretation selbstreflexiv auf sein eigenes Forschungshandeln anwendet“ (ebd.: 180).

7 In der geplanten Ausarbeitung dieses Textteiles müssten die Ebenen von Erkenntnistheorie, Methodologie, Metatheorie und Interpretationstechnik ausgearbeitet werden, um Dekonstruktion und dokumentarische Interpretation genauer zu kontrastieren.

(ausführlicher im Verlauf) im Forschungsprozess systematisch hinterfragt. Die Reflexion der Interpretation wird hier nicht negativ, sondern positiv, durch ein Nachdenken über die Methoden und intuitiven Verfahrensweisen, angeregt. Der Gefahr einer interpretativen Disziplinierung wird begegnet, indem der Forschungspraxis eine Eigendynamik zugesprochen wird, die theoretische und methodologische Neubildungen und Umorientierungen erlaubt bzw. befördern soll.

So heterogen die Ansprüche bezüglich des Methodenstatus von Dekonstruktion und dokumentarischer Methode auch erscheinen mögen, ergeben sich doch eigentümliche Parallelen, wenn es um das Erlernen oder die Aneignung der Interpretationsformen geht. Nachdem zunächst von Angehörn ausgeführt wird, es ginge Derrida nicht darum, „Dekonstruktion als eine bestimmte verallgemeinerbare Methode auszuarbeiten und zu propagieren, das heißt als ein Set von erlernbaren und subjektiv beherrschbaren Regeln“ (2003: 240), wird im Rekurs auf Richard Rorty die dekonstruktive Praxis als ein erlernbares praktisches Können beschrieben:

„Dekonstruieren lernt man, so Rorty, nicht über die Internalisierung von Regeln, sondern eher wie ‚Fahrradfahren oder Flöte spielen‘, wozu manche eine Begabung haben, während sich andere ungeschickt anstellen: vorab als ein praktisches Können und Tun, das nicht über einen methodischen Kanon definiert ist (und so wenig durch ‚philosophische Entdeckungen‘ etwa zur Natur der Sprache gefördert wird wie das Fahrradfahren durch Kenntnisse über die Natur der Energie).“ (ebd.: 240f.)

Auch in der dokumentarischen Methode wird das Erlernen der Methode eher als ein praktisches, denn als theoriegeleitetes Moment konzipiert (vgl. Bohnsack 2003: 10f.). Anders als in der Dekonstruktion wird dem Umstand eines mimetischen Lernvorgangs Rechnung getragen, ohne dass dieser im Widerspruch zu einer theoretisch-methodologischen Reflexion steht, vielmehr wird die Reflexion als eine Ergänzung zur Praxis betrachtet.

Festzuhalten aber bleibt, dass sich auch die Dekonstruktion methodologischer Reflexion nur schwer entziehen kann. Auch wenn sie bei der Lösung genuin methodologischer Probleme unkonventionelle Wege beschreitet, zeigt sich, dass die Dekonstruktion in ihrem Anspruch, keine Methode zu sein, gerade als eine eigene Form der Methode gesehen werden kann. Vertreter der Dekonstruktion versuchen methodologischen Fragen und Problemen durch radikales Hinterfragen, welche bis zur systematischen Ablehnung reicht, zu begegnen. Hier spiegelt sich das, wenn auch in anderer Form mit der dokumentarischen Methode geteilte Ziel, zu neuen Wegen der Interpretation, der Texterkenntnis und Textproduktion zu gelangen. Was das Spezifische der Dekonstruktion im Unterschied zur dokumentarischen Interpretation ist, wie mit dem Problem der Standortgebundenheit umgegangen wird, soll im Folgenden herausgearbeitet werden.

3. Rekonstruktive und dekonstruktive Lektüren: zwei Formen der Interpretationspraxis

Die Interpretationstechnik der dokumentarischen Methode zielt zentral auf die Rekonstruktion von atheoretisch habitualisiert verfassten Wissensmustern ab, welche man in Anlehnung an Pierre Bourdieu auch als Habitusstrukturen kennzeichnen kann. Methodologisch entscheidend für den Zugang zum atheoretischen habitualisierten Wissen ist der schon genannte Wechsel in der Analyseeinstellung, der sich in einem Wechsel von den *Was*- zu den *Wie*-Fragen dokumentiert. Es wird in der empirischen Rekonstruktion nicht der Frage nachgegangen, was die gesellschaftliche Realität aus der Perspektive der Akteure ist, sondern wie die gesellschaftliche Realität in der Praxis der Akteure hergestellt wird (vgl. Bohnsack/Nentwig-Gesemann/Nohl 2001: 12). Vorgenommen wird so ein Wechsel von einer ontologischen Analyseeinstellung hin zu einer auf den Herstellungsprozess und auf die Praktiken abzielenden Perspektive, die mit Bohnsack (2003: 58) als eine „prozessrekonstruktive“ Perspektive bezeichnet werden kann. In der prozessrekonstruktiven Analyseeinstellung geht es um die „Rekonstruktion der generativen Praxis, des Erzeugungsprinzips der Praxisformen, nämlich des Habitus“ (ebd.: 151). Um die Perspektive auf den Herstellungsprozess von Praktiken zu lenken, wird der Geltungscharakter der Akteursaussagen eingeklammert. Fragen, ob in den Texten Richtiges oder Falsches thematisiert wird, ob sie moralisch Gutes oder Schlechtes beinhalten, ob sie ästhetisch ansprechend oder abstoßend sind, bleiben außen vor. Fokussiert wird der *modus operandi*, das der Praxis zugrunde liegende Generierungsprinzip.⁸ Man wechselt also in eine Beobachterposition zweiter Ordnung. Auf ähnliche Gedankengänge im Konstruktivismus und in der Systemtheorie rekurrierend, zitiert Ralf Bohnsack Niklas Luhmann, um den Wechsel von den *Was*- zu den *Wie*-Fragen und damit den Wechsel der Beobachterposition verständlich zu machen: „Auf der Ebene der Kybernetik zweiter Ordnung, auf der Ebene des Beobachtens von Beobachtungen, wird man daher beobachten müssen, *wie* der Beobachter beobachtet. Die *Was*-Fragen verwandeln sich zu den *Wie*-Fragen.“ (ebd.: 201)

Neben der Einklammerung des Geltungscharakters von Akteursaussagen stellt die komparative Analyse mit dem Ziel einer mehrdimensionalen Typenbildung ein zentrales Instrumentarium der dokumentarischen Methode dar. Fallübergreifende Muster werden zu Typen verdichtet. Bei der Typenbildung geht es darum, „Orientierungsrahmen zu identifizieren, die sich von [einem, F.v.R.] Fall abheben und auch in anderen Fällen zu finden sind“ (Nohl 2006b: 13). Dabei ist

8 Forschungspraktisch drückt sich der Analysewechsel von den *Was*- zu den *Wie*-Fragen in den unterschiedlichen Interpretationsschritten der formulierenden und der reflektierenden Interpretation aus (vgl. Bohnsack 2003: 129–141).

nach Bohnsack (2003: 143) „die Eindeutigkeit einer Typik [...] davon abhängig, inwieweit sie von anderen auch möglichen Typiken ‚abgegrenzt‘“ werden kann. Zur Herausarbeitung einer Typik ist man konstitutiv auf einen Vergleich und damit auf eine komparative Analyse angewiesen. Bei der komparativen Analyse wird, durch empirische Fallvergleiche, das zu interpretierende Dokument mit Gegenhorizonten konfrontiert. Dies geschieht, um das Material nicht allein mit dem Gegenhorizont des Forschers zu vergleichen, sondern es werden empirische Gegenhorizonte, Vergleichsfälle in die Interpretation aufgenommen, wodurch die eigene Standortgebundenheit forschungspraktisch relationiert wird (vgl. Nohl 2001). Bei der Rekonstruktion unterschiedlicher Typen muss immer von Überlappungsphänomenen ausgegangen werden; Typenbildungen sind demnach konstitutiv mehrdimensional. Bohnsack unterscheidet eine auf den *modus operandi* abzielende Typenbildung von einer Common-Sense-Typenbildung. Während bei der ersten Frage das Wie, also der Prozesscharakter von Praktiken, im Vordergrund steht, versucht die zweite, sich mit dem Was und damit mit dem propositionalen, moralischen und ästhetischen Geltungscharakter auseinanderzusetzen. Die auf den *modus operandi* abzielende Typenbildung lässt sich nach Bohnsack weiter differenzieren. Unterschieden wird zwischen einer kausal-, einer sinn- und einer soziogenetischen Typenbildung (vgl. Bohnsack 2001). Eine kausalgenetische Typenbildung zielt vornehmlich auf die Kapitalkonfiguration einer Habitusform ab, wohingegen die sinngenetische Typenbildung auf die Funktionsweise eines habituellen *modus operandi* abhebt. Die dritte, die soziogenetische Typenbildung, nimmt die historische Genese eines *modus operandi* in den Blick, wodurch die Zielrichtungen einer kausalgenetischen und einer sinngenetischen Typenbildung verbunden werden können.

Die dekonstruktive Interpretationstechnik zeichnet sich durch Gemeinsamkeiten und Unterschiede zur dokumentarischen Interpretationstechnik aus. Die dekonstruktive Lektüre beinhaltet nach Angehrn drei Momente: Rezeption, Destruktion und Konstruktion (2003: 243). Die Dekonstruktion „nimmt Sinngebilde, Traditionen, Texte, Begriffe, Fragestellungen – so auf, dass sie ihre überlieferte Form auflöst, um sie zugleich neu zu gestalten und sie darin in ihrer Bedeutung sichtbar zu machen“ (ebd.). Die Destruktion dient nicht der Zerstörung, sondern schließt ein produktives Moment ein, das laut Gadamer dem „Abbau von Verdeckung“ dient (1986: 132f.). Durch die Zersetzung etablierter Bedeutungsgefüge sollen neue Beziehungen hervortreten, welche gesellschaftliche Phänomene begreifbar machen können (vgl. Angehrn 2003: 244). Es geht immer um ein „Anschließen an Vorgegebenes“ (ebd.: 245), welches destruiert wird in Bezug „auf die Form, nicht die Sache“ (246). Ziel ist es, die Sache selbst hervortreten zu lassen, indem seine äußere Form verändert wird. Durch eine Zersetzung und das Finden einer neuen Darstellungsform, soll ein „angemesseneres Ver-

ständnis“ ermöglicht werden (ebd.). Angehrn führt aus: „Nicht destruktiv, sondern rekonstruktiv und vernehmend verhält sich eine solche Reformulierung gegenüber der Sache, der Bedeutung eines Dokuments oder einer Geschichte.“ (ebd.) Das Interesse liegt in der Erschließung, was und wie ein Text etwas bedeutet (wobei die unmögliche Realisierung dieser Aufgabe eingesehen wird, vgl. Angehrn 2003: 245). Primäre Stoßrichtung der Dekonstruktion, verstanden als kritische Auflösung, ist die Zersetzung von Einheit und Identität, wodurch sich, wie in Bezug auf Biographien noch auszuführen sein wird, gegenüber der dokumentarischen Methode ein anderer Interpretationsfokus ergibt: „[G]egen die Einheit“ soll die „Vielfalt, gegen die Identität die Differenz zur Geltung“ gebracht werden (ebd.: 246). Dabei wendet sich die Dekonstruktion in zweifacher Hinsicht gegen konventionelle Vorstellungen vom Verstehen. Zum einen stellt sie sich gegen eine Definition des „Subjekts, das in einer intentionalen Beziehung auf seinen Gegenstand mit sich eins und sich selbst gegenwärtig ist“ (ebd.). Dementsprechend gibt es kein transparentes Meinen im Sagen, genauso wenig wie es ein vollständiges Verstehen des Gesagten gibt.⁹ Es besteht ein Abstand zwischen Sinnproduzent und -rezipient. Diese Trennung nötigt bei der Erschließung eines Dokuments, „über die vermittelnde Rekonstruktion deren Sinn zu erschließen“ (ebd.). Zum anderen stellt sich die Dekonstruktion gegen die Vorstellung eines „mit sich identischen Gemeinten, einer reinen in sich bestimmten Bedeutung (eines transzendentalen Signifikats)“ (ebd.: 247). D. h.: Es wird eine Differenz angenommen zwischen dem Sagen und dem Meinen oder zwischen dem „Sinn (einer Episode, historischen Situation) und den Spuren und Objektivierungen, in denen es sich niederschlägt“ (ebd.). Das Sinngeschehen ist von keiner Seite der Kommunikation vollständig beherrschbar. Werden diese hermeneutischen Prämissen von der dokumentarischen Methode und der Dekonstruktion geteilt, ergeben sich vor dem Hintergrund der Polyvalenz und Indexikalität des Sprechens und Schreibens nun unterschiedliche Interpretationsabsichten. Während die dokumentarische Interpretation durch komparative Analysen homologe Gemeinsamkeiten rekonstruieren will, versucht die dekonstruktive Interpretationstechnik, durch das Aufsprengen der artifiziellen Einheit eines Ganzen, zu einer Begegnung mit dem mitkonstituierenden Anderen zu kommen. Oder anders ausgedrückt: Durch die Dekonstruktion der Identität soll es zu einem Ausdruck der für die Identität konstitutiven Nichtidentität kommen:

„Die Nichtidentität [ist, F.v.R.] im Geäußerten, Gesagten selbst hervorzuheben. [...] Was ein Text sagt, ist nicht im Wort fixiert, was ein Sprecher meint, nicht im Gesagten festgelegt. Die Abgrenzung zwischen dem, was den Sinn eines Dokuments oder

9 In diesem Sinne problematisiert auch die dokumentarische Methode den Verstehensprozess zwischen Forscher und Erforschten (vgl. Bohnsack 2003: 17ff.)

einer Geschichte ausmacht, und dem, was nicht zu ihm gehört, ist nicht mit klaren Linien gezogen, und auch die Bedeutung dessen, was innerhalb dieser Grenze versammelt ist, ist nicht ein für alle mal gesetzt und für sich selbst eindeutig und transparent.“ (Angehrn 2003: 248f.)

Es geht darum, jemanden nicht auf das, was er „faktisch gesagt hat, ‚festzuna-geln‘, sondern vielmehr für das, was er eigentlich sagen wollte, offen zu sein.“ (ebd.: 248) Damit wird die Differenz zugunsten der Identität betont, wobei sowohl Identität als auch Differenz als sich durchdringende Prozesse begriffen werden:

„Indem Derrida den Prozess der *différance* als den eigentlichen Ursprung von Sinn beschreibt, insistiert er darauf, dass etwas nicht in seiner Fixiertheit auf sich, sondern in der Bezogenheit auf anderes und der Differenz zu anderem Bedeutung besitzt.“ (ebd.: 249)

Um diese Differenz zu betonen, vollzieht die Dekonstruktion verschiedene Operationen. „Dekonstruktion ist eine Interpretation, die nicht den Sinn in seiner originalen Bestimmtheit erfassen, sondern ihn in der Vielfalt seiner Lesarten entfalten will.“ (Angehrn 2003: 251) Die Vielfalt ergibt sich aus der Vielfältigkeit des Kontextes. Bedeutung erscheint in der Dekonstruktion, wie auch in der dokumentarischen Methode, als eine Funktion des Kontextes. Kontexte sind jedoch, so die Prämisse der Dekonstruktion, unendlich vervielfältigbar, insofern es keinen grundlegenden letzten Kontext gibt, welcher die anderen einschließt. Das Lesen eines Textes ist somit eine Wiederaneignung, eine Rekontextualisierung. Hier liegt ein zentraler Unterschied zur dokumentarischen Methode, denn die Dekonstruktion ist nicht am *modus operandi*, der sich im Text spiegelt, interessiert, sondern am Intertext. Es geht darum, die in jedem Text vorliegenden Widersprüchlichkeiten, Mehrdeutigkeiten und Querverweise aufzunehmen, um das, was zwischen den Zeilen steht, zu rekonstruieren. Für die Dekonstruktion spielt dabei die Schriftlichkeit eine privilegierte Rolle: „Die Schrift bietet die Möglichkeit, auf eine Äußerung zurückzukommen, sie in ihre Elemente zu zerlegen und neu zusammenzusetzen, einzelne Elemente für sich herauszuheben und zur Anschlussstelle externer Relationen zu machen.“ (ebd.: 252) Leser und Interpret sind nicht mehr Konsumenten, sondern Textproduzenten, nach Barthes geht es um ein „lexographisches Handeln“ (1976: 15). Der Text wird nicht als eine lineare Sequenz, sondern als ein „Netz mit tausend Eingängen“ begriffen, in das es auf unterschiedliche Weisen einzudringen gilt (vgl. Angehrn 2003: 253). Um dies zu ermöglichen, sind für die Dekonstruktion die Techniken der Verschiebung und Zerstreuung zentral. Dabei kommt es laut Angehrn teilweise zu neuen Formen der Textgestaltung und zwar

„über Assoziationen, etymologische Verwandtschaft, Verschiebungen und Überlagerungen von Fragestellungen, Projektionen in andere Themenzusammenhänge, Zerstreuung von Bedeutungskomplexen in ihre Elemente, Entziffern von Spuren und Residuen.“ (ebd.: 255)

Die Interpretationsformen sind jedoch nicht beliebig, sondern orientieren sich einerseits am Gegenstand, auf dessen Sinninformation sie zu antworten sucht, andererseits „lassen sich in ihrem scheinbar regellosen Anschließen sehr wohl bestimmte Operationen ausmachen, die etwas über die Logik der Sinnkonstitution aussagen“ (ebd.). Es geht nicht um eine „Entfesselung der Methode“, sondern darum, der Überzeugung zu folgen, dass „die Konstitution der sinnhaften Welt selbst in unregelmäßigen Bahnen verläuft“, denen es zu folgen gilt (ebd.). Die Dekonstruktion „nimmt an dem [unregelmäßigen, F.v.R.] Sinnngeschehen teil, das sie auslegt und gleichzeitig neu gestaltet“ (ebd.: 256). Die Interpretation eines Textes wird so mit einem „Neu-Schreiben des Textes“, gleichgesetzt, es kommt zu einer neuen „Sprachverleihung“ (ebd.: 251). Ein „anderes Sprechen“ soll installiert werden, indem der Text mit seiner Widersprüchlichkeit konfrontiert und kontrastiert wird. Es geht darum, durch das Eröffnen neuer Sprachspiele dem Nichtgesagten einen Ausdruck zu verleihen (ebd.: 252). Durch die semantischen Operationen der Umkehrung, des Unterlaufens und der Neukonstellation von Gegensätzen, soll es zu einer Herausarbeitung des zwischen den Zeilen Gesagten, des Intertextes kommen. Angehrn führt aus:

„[D]as Signifikat [ist, F.v.R.] nicht nur als dieses Bestimmte, als welches es artikuliert und konkret realisiert ist, sondern auch in seiner Latenz und Möglichkeitsdimension zu begreifen; im Text ist auch das zwischen den Zeilen Gesagte zu hören, das Nichtgeschriebene zu lesen. [...] Der Text ist unlösbar von seinem Intertext wie von seinem Kontext.“ (ebd.: 257)¹⁰

Die Idee des Intertextes ist von der Prämisse her zu sehen, dass dem Sprecher/Schreiber, durch die Differenz von Meinen und Sagen, nicht nur seine eigene Antwort nicht vollständig transparent und gegenwärtig ist, sondern dass sich auch die supponierte Frage, von der er ausgeht, immer ein Stück weit entzieht. Die Dekonstruktion arbeitet deshalb nicht nur mit Verschiebungen innerhalb der Antworten, sondern liest den Text auch unter zu Hilfenahme von Verschiebungen innerhalb der Frage. „Dekonstruktion ist Zurückgehen in jene Schicht, in der Problemformulierungen und Lösungsvorschläge interagieren.“ (ebd.: 257f.) So soll es möglich werden, die Gestalt, mit der der Text arbeitet, nicht nur von der

10 Am Rande sei (erneut) darauf hingewiesen, dass Kontext und Intertext letzten Endes nur im Plural gedacht werden können.

Seite der Antwort, sondern auch von Seiten der in die Antwort und mit der Antwort getragenen Fragen zu lesen. Es geht darum, „andere, ausgeschlossene und abgedrängte Optionen gegenwärtig zu machen, dem im Text nur Impliziten oder nicht Gesagten Sprache zu verleihen“ (ebd.: 258). Das, was zum Ausdruck kommt, ohne intendiert zu sein, mitzudenken, ist hier die Aufgabe. Es geht um ein ständiges Oszillieren zwischen der Herstellung von Außenbezügen einerseits, andererseits um die, auch für die dokumentarische Methode wichtige, Rekonstruktion der Genese des Textes (vgl. Bohnsack 2003: 174ff.). Derrida ist bemüht „Texte unserer Kultur – als eine Art Symptom...von etwas, das sich in der Geschichte [...] nicht präsentieren konnte und das im Übrigen nirgendwo präsent ist“, zu lesen (Gadamer 1986: 38f.). Dabei können sprachliche, historische, psychologische und/oder kulturelle Kon- und Intertexte, welche dem Text oder einer Institution Bedeutungen verleihen, dekonstruierend rekonstruiert werden. Oft steht das Marginale im Zentrum, das, was nach Angehrn, scheinbar „mit der Entwicklung des Gedankens nichts zu tun hat, eher von ihm wegführt, ihm fremd ist oder ihm widerspricht“ (2003: 260). Abseits des vom Text selbst vorgegebenen Themas wird nach anti- oder anathematischen Verbindungen gesucht. Ähnlich wie in der dokumentarischen Methode dreht sich die Interpretation nicht um das Was, sondern um das Wie des Textes. Die Dekonstruktion könnte man so gesehen als die Rekonstruktion eines antithetischen Wie, als einen Nachvollzug des *modus operandi* des Anathemas oder als die Bestimmung einer habituellen Nichtidentität bezeichnen. Texte werden in diesem Zusammenhang nicht von ihrem Inhalt her befragt, sondern „als Strukturen und Artikulationsbewegungen, die nicht zuletzt von dem Rechenschaft ablegen, was in ihnen jenseits des Themas ist“ (ebd.: 26). An anderer Stelle bemerkt Angehrn: „es geht um die Re-Thematisierung dessen, was zum Impliziten reduziert worden ist, Dekonstruktion ist Reintegration des Ausgeschlossenen.“ (ebd.: 261) Thematisiert wird das im Text Ausgeschlossene, welches trotz seiner Nichtthematisierung im Text wirkt.

Mit der Fokussierung der Kontexte und Intertexte, des Nichtgesagten schließt die Dekonstruktion, wie in der rekonstruktiven Methodologie üblich und gefordert, an Methoden des Alltags an. Auch in unserer alltäglichen Kommunikation interpretieren wir maßgeblich auf den Ebenen von Sub- und Intertexten der Kommunikation. Wir versuchen, im Gesagten auch das Nichtgesagte zu identifizieren bzw. zu berücksichtigen. Der Unterschied der Dekonstruktion als wissenschaftliche Interpretationspraxis liegt nicht in einer gegenüber der Alltagspraxis eingenommen privilegierten Position eines Außerhalb oder Darüber, sondern der Unterschied liegt in der Einstellung der Dekonstruktion begründet, welche versucht, die Widersprüchlichkeiten des Textes aus seinem genetischen Zustandekommen zu rekonstruieren. Gerade diese Abgrenzung zur alltäglichen Praxis aber erscheint notwendig, obwohl, wie ausgeführt, die wissenschaftliche

in einer lebensweltlichen Praxis verankert bleibt. Während wir im Alltag „automatisch“ Kon- oder Intertexte zur Interpretation verwenden, ist dies in der wissenschaftlichen Praxis problematisch. Durch Kontrastierung und Vergleich erscheint im Gegenhorizont zwar die Gestalt des Textes auch im Alltag, der Gegenhorizont selbst, die Folie der Kontrastierung, der Standpunkt des Interpretieren, bleibt jedoch weitgehend opak. In der dokumentarischen Methode, in der kontrastierende Gegenhorizonte im Rahmen der komparativen Analyse aufgebaut werden, begegnet man dem Problem, indem empirische Vergleichshorizonte hinzugezogen werden (vgl. Bohnsack 2003: 38, 50, 65). Es geht nicht um gedankenexperimentell hergestellte Vergleichshorizonte, sondern um die Integration empirischer Materialien: Die Interpretation wird nicht ausschließlich vor dem Hintergrund des Wissens des Interpretieren realisiert, sondern basiert auf einem Rekurs auf andere Dokumente, wird so intersubjektiv nachvollziehbar. Bezogen auf die Operationen der Dekonstruktion ginge es unter sozialwissenschaftlich-methodischen Vorzeichen darum, die Re-Thematisierung des Impliziten nicht ausschließlich gedankenexperimentell zu realisieren, sondern darum, den Versuch zu starten, empirische Vergleichshorizonte in Form anderer Dokumente heranzuziehen. Auf diesem Wege könnten dann, dem dekonstruktiven Anspruch zuwiderlaufend, Typologien antithetischer Muster in Texten herausgearbeitet werden. Es ginge so um eine komparative Analyse antithetischer Textmuster, um Muster der Nichtthematisierung und des kollektiv Ausgeschlossenen.

Ähnlich wie die Rekonstruktion von habitualisierten Wissensstrukturen kann auch die Rekonstruktion antithetischer Muster nicht als beliebige Improvisationen mit Kontexten betrachtet werden, sondern die Tätigkeit der Dekonstruktion folgt Mustern, welche in der Textualität des Dokumentes angelegt sind und welche der intersubjektiven Verifizierung zugänglich sind. Die Dekonstruktion

„vollzieht sich als eine Bewegung, die sich zugleich am Text selbst, an seinen Strukturen und Merkmalen festmacht, die einer Verschiebung, einer Umkehrung und Neukonstellation im Text selbst folgt. Dekonstruktion artikuliert das Bewusstsein davon, dass im Text selbst indirekte Redeweisen, Verflechtungen von Diskursen, Prozesse der Zentrierung und Dezentrierung stattfinden.“ (Angehrn 2003: 261f.)

Die Dekonstruktion versucht, diese widerstreitenden Bewegungen im Text nachzuzeichnen. Dekonstruktion ist nach Angehrn

„eine Lektüre, die sich durch eine besondere Nähe zu ihrem Gegenstand auszeichnet, wobei die Nähe nicht die inhaltliche Vertiefung, sondern das Sensorium für die Textualität des Textes, für dessen Status, Form und Konstruktion meint. Es geht um eine Lektüre, die darauf aufmerksam ist (und macht), wie der Text Sinn erzeugt, wie er sich auf Wirklichkeit bezieht, wie er seine Einheit herstellt.“ (ebd.: 263f.)

Es geht um die Rekonstruktion von Figuren der Sinnkonstitution und Sinnverschiebung (ebd.: 263).

Kontrastiert man die Operationen der Dekonstruktion mit denen der dokumentarischen Interpretation, so fällt auf, dass zwar beide Verfahren das Implizite rekonstruieren, jedoch von unterschiedlichen Seiten. Während die dokumentarische Interpretation den Fokus auf das implizit Gemeinsame richtet (vgl. Bohnsack 2003: 68), visiert die Dekonstruktion das implizit Ausgeschlossene. Dies hat Konsequenzen für die Rekonstruktion von Biographien.

4. Biographietheoretische Anschlusslinien

Die Analysetechniken der dokumentarischen Methode und der Dekonstruktion verweisen auf unterschiedliche biographietheoretische Interpretationshorizonte. Die dokumentarische Methode fokussiert die impliziten Wissensmuster in ihrer mehrdimensional angelegten kollektiven Einbindung. In den komparativen Analysen geht es darum, unter Einsatz unterschiedlicher sozialer Dimensionen, kollektive Gemeinsamkeiten des praktischen Verstehens zu rekonstruieren. Wie mehrfach betont, steht dabei die Interpretation von geteilten Erfahrungen im Vordergrund. Die Biographie wird in ihrer mehrdimensional kollektiven Einbindung thematisierbar. Bei der dekonstruktiven Tätigkeit verschiebt sich der Interpretationsfokus. In den Blick gerät weniger das gemeinsam Geteilte, als vielmehr das unzugängliche, gleichwohl mitkonstituierende Andere. Weniger das Geteilte, als vielmehr das Nichtgeteilte eines sich entziehenden Anderen der Biographie rückt in das Zentrum der Interpretation. Die Biographie wird hier aus einer Perspektive der Responsivität thematisierbar. In welcher Weise antworten Biographien auf ein anwesendes, in der Dekonstruktion sichtbar werdendes Anderes? Wie konstituiert das Nichtidentische einer Biographie dessen scheinbar Identisches mit? Oder anders formuliert: Welches Ausgeschlossene konstituiert sich in der gemeinsam gemachten Erfahrung? Dokumentarische Methode und Dekonstruktion bieten in Bezug auf die Genese eines biographischen Textes zwei unterschiedliche Interpretationshorizonte an. Während die dokumentarische Methode die konjunktive Einbindung eines biographischen Textes thematisiert, schärft die Dekonstruktion den Blick für die mitstrukturierenden Bewegungen des in diesem Falle Ausgeschlossenen.

Ohne die Absicht einer immer auch gewaltsamen Integration von teilweise Widersprüchlichem, verfolgten die Ausführungen zu diesen unterschiedlichen Interpretationstechniken den Anspruch, neben Differenzen auch Verbindungslinien und Übergänge anzudeuten. Ziel könnte es sein, durch das Weben mit unterschiedlichen Werkzeugen neue Interpretationsnetze zu produzieren, um damit

biographische Texte aus anderen Blickwinkeln thematisieren zu können. Wie dargestellt ist dabei der gemeinsame Bezugspunkt wie der Ausgangspunkt der Differenz die Rekonstruktion unterschiedlicher modi operandi.

Literatur

- Angehrn, Emil: Interpretation und Dekonstruktion. Untersuchungen zur Hermeneutik, Weilerswist 2003
- Barthes: S/Z, Frankfurt am Main 1976
- Bohnsack, Ralf: Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden, Opladen 2003
- Bohnsack, Ralf: Typenbildung, Generalisierung und komparative Analyse. Grundprinzipien Dokumentarischer Methode, in: Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Opladen 2001, S. 225–253
- Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Opladen 2001
- Bourdieu, Pierre: Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft, Frankfurt am Main 2001
- Bourdieu, Pierre: Entwurf einer Theorie der Praxis, Frankfurt am Main 1979
- Derrida, Jacques: Einige Statements und Binsenweisheiten über Neologismen, New-Ismen, Post-Ismen, Parasitismen und andere kleine Seismen, Berlin 1997
- Derrida, Jacques: Mémoires. Für Paul de Man, Wien 1988
- Derrida, Jacques: Positionen, Wien 1986
- Gadamer, Hans-Georg: Frühromantik, Hermeneutik und Dekonstruktivismus. Band 10, Tübingen 1986
- Koller, Hans-Christoph: Bildung und Widerstreit. Zur Struktur biographischer Bildungsprozesse in der (Post-)Moderne, München 1999.
- Luhmann, Niklas: Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main 1990
- Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt am Main 1987
- Mannheim, Karl: Wissenssoziologie, in: Mannheim, Karl: Ideologie und Utopie, Frankfurt am Main 1952
- Marotzki, Winfried: Entwurf einer strukturalen Bildungstheorie. Biographietheoretische Auslegung von Bildungsprozessen in hochkomplexen Gesellschaften, Weinheim 1990
- Moebius, Stephan: Handlung und Praxis: Konturen einer poststrukturalistischen Praxistheorie, in: Moebius, Stephan/Reckwitz, Andreas (Hg.): Poststrukturalistische Sozialwissenschaft, Frankfurt am Main 2009, S. 58–74
- Moebius, Stephan: Die soziale Konstituierung des Anderen. Grundrisse einer poststrukturalistischen Sozialwissenschaft nach Lévinas und Derrida, Frankfurt am Main/New York 2003

- Nohl, Arnd-Michael: Bildung und Spontaneität. Phasen biographischer Wandlungsprozesse in drei Lebensaltern. Empirische Rekonstruktionen und pragmatistische Reflexionen, Opladen 2006a
- Nohl, Arnd-Michael: Interview und dokumentarische Methode. Anleitung für die Forschungspraxis, Wiesbaden 2006b
- Nohl, Arnd-Michael: Komparative Analyse. Forschungspraxis und Methodologie dokumentarischer Methode, in: Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Opladen 2001, S. 253–275
- Reckwitz, Andreas: Die Entwicklung des Vokabulars der Handlungstheorien. Von den zweck- und normorientierten Modellen zu den Kultur- und Praxistheorien, in: Gabriel, Manfred (Hg.). Paradigmen der akteurszentrierten Soziologie, Wiesbaden 2004, S. 303–328
- Reckwitz, Andreas: Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive, in: Zeitschrift für Soziologie, 4/2003, S. 282–301
- von Rosenberg, Florian: Bildung als Habitustransformation. Empirische Rekonstruktion von biographischen Bildungsprozessen zwischen Habitus und Feld, o.O. 2010 (unveröffentlichte Dissertation)